

Inhaltsverzeichnis

Mein Ausflug nach Frankreich.....	2
Anreise.....	2
Aufbruch zu Jan.....	4
Angekommen.....	7
Das erste Frühstück.....	18
Das zweite Frühstück.....	34
Das dritte Frühstück.....	45
Das vierte Frühstück.....	61
Das fünfte Frühstück.....	73
Das sechste Frühstück.....	82
Das siebte Frühstück.....	92
Das achte Frühstück.....	103
Das neunte Frühstück.....	109
Abreise	118
Die Rückfahrt.....	120
Zurück in München.....	121
Kontakt Franziska (3).....	123

Stand 9.3.14

Jan – erzähl' mir eine Geschichte

Biografie eines x-beliebigen älteren Herrn

Teil II

Wer etwas hat, sinniert,
wo nur soll ich es vergraben?
Wer nichts hat, grübelt,
wo nur soll ich graben?
Die beiden heißen Kain und Abel,
und sind – doch – Brüder.
Und – es gibt noch den Gerechten,
man zählt ihn eher zu den Schlechten,
nicht weil er böse sei, nein,
man hat ihn einfach über.
Von Jan - irgendwann

Mein Ausflug nach Frankreich

Anreise

Sechs Wochen wollte Jan in seinem Ferienhaus in Frankreich verbringen. Sechs Wochen alleine sein. Kann man sich alleine fühlen mit einem Ehemann ausgestattet und mit einem kleinen Jungen? Man kann sehr wohl. Nämlich, wenn die Arbeit fehlt, Freunde und kulturelle Veranstaltungen einem nicht genug sind, wenn man spürt, dass man dem eigenen Mann nicht so viel bedeutet. Wenn dieser abends spät nach Hause kommt, sich, wie er selber sagt, vor den Fernseher *knallt* und dort einschläft. Wenn die Ehe auch die erwarteten nächtlichen Freuden vermissen lässt Mit einem Wort, wenn man eine Ehe als überholt empfindet. Und der Sohn? Wie hat so ein schlauer Mensch gesagt: Man lebt *mit* den Kindern aber nicht *für* die Kinder!

Horst, eine halbe Generation älter als ich, hatte mich halb aus Sympathie und Interessengleichheit, und eben halb aus Mitleid geheiratet. Er hatte mich heraus geholt aus meinem Kreis von Freunden, die einer jungen Frau nicht gut bekommen. Ich wusste nie, inwieweit ich für ihn Tochter, Frau oder Schutzbefohlene war und bin, um die er sich halt hat kümmern wollen. Dankbar?, sollte ich sein! Aber Dankbarkeit sollte man nicht mit Liebe verwechseln.

Ich sehnte mich danach, Jan nachzureisen. Ihn zu überraschen. Ihn bei der Ankunft in die Arme zu schließen.

Meine Freundin Marlene half mir. Sie sah, wie ich litt. Und wir verabredeten, gemeinsam auf die Isle d'Oleron zu fahren, um dort offiziell gemeinsam Urlaub zu machen. Während dieser Zeit wollte ich Jan in seinem Ferienhaus überraschen und bitten, ein paar Tage zu uns zu kommen. Freundinnen, wozu sind gute Freundinnen sonst nützlich?

Mein Mann war nicht begeistert; ich sollte doch warten, bis zu den Ferien. Ich wollte aber nicht

warten. Langes Gesicht. Er sah schließlich ein, dass es uns vielleicht gut täte, eine Weile getrennt zu sein. Und einen Augenblick schwankte ich, ob ich es schaffe, den Wuschelkopf alleine zu lassen. Aber wer kennt diesen Drang nicht, der alle Vernunft mit Gefühlen der Sehnsucht überschüttet?

„Fahr nur,“ sagte meine Mutter, die meinen Kummer begriffen hatte, „ich pass' schon auf den Jungen auf. Es wird Euch allen gut tun.“ Nein, Mitleid mit oder Sorge um meinen Mann ließ sie erst gar nicht aufkommen. Enkelkinder?, Ja, unbedingt, egal von wem. Schwiegersöhne? Müssen eigentlich nicht sein. So ist es wohl. Sicher ist es so.

*

Mein Gott, eine lange Strecke war das, obwohl wir uns abwechselten, um wenigstens ab und zu in den Genuss des Beifahrens zu kommen.

Wir übernachteten in einem Motel bei Auxerre und stritten uns, ob das *X* als weiches *S*, wie oft im Romanischen üblich, oder doch *X* ausgesprochen würde. An der Rezeption sagte man uns, dass es beide Ausdrucksformen gäbe. Sie, die Dame, aber nicht wisse, wo nun wer was wie sagte, sie selber sei Angehörige der Hotelkette aber nicht in der Gegend zu Hause.

Wir setzten die Fahrt über Montargis nach Orleans fort, wie Jan seine Fahrt beschrieben hatte. Es war das einzige Stück Landstraße, das inzwischen elegant umfahren werden kann. Nein, billig war das nicht.

Ab Orleans ging es wieder per Autobahn weiter nach Süden.

Seltsam war das ja nicht aber schon verdammt lästig, alle Autobahnen liefen auf Paris zu; Querverbindungen so gut wie nicht vorhanden. Das 21. Jahrhundert brach bald an, und immer noch fährt man von Südost erst nach Paris, um dann eine kleine Quere zu suchen, damit man wieder nach Südwest kommt. Nun, die Deutschen finden ja auch keinen Weg von Lindau nach Basel. Diese süddeutschen Piefkes *gäbet nix här von ihre' Ländle...*

Dafür war das Fahren bei Tempo 130 max. angenehm, und von wenigen Ausnahmen abgesehen hielt man sich daran. Saubere Raststätten alle Nas'lang. Man denke nur an die Strecke Lindau-München. Wenn man da mal pinkeln muss, da kann man aber lange warten – zumal all' diese Baustellen einen noch weiter in Bedrängnis bringen. Für Prostata-geschädigte muss das eine echte Strecke des Horrors sein.

Die Maut war teuer, aber dafür hatte man seine Ruhe. Kein Schweizer Rennwagen wie auf der Strecke München-Lindau, der sich einem schon 2 km vorher blinkend mit sieben Meilenstiefeln nähert, man solle acht geben, in wenigen Sekunden sei er bei einem und wolle ohne Abzubremsen – *bittä – vorbeifahre chönne, er müsse noh no Züri, noh hütt das schwarze Goeld bei der Banchk ablieferere.....*

Wir überquerten eine lange Brücke während der Ebbezeit und erreichten die Insel Oleron bei Wind und Wetter. Beeindruckend war das ja schon, dieses Land. Diese kleinen Orte auf der Insel, malerisch, auch bei schlechtem Wetter. Wir hatten Urlaub und waren auch in solch einer Stimmung – gelassen und ein bisschen ausgelassen. In St. Pière fanden wir ein Quartier, gleich gegenüber dem malerischen Hafen.

Müde aber glücklich machten wir uns frisch, gingen etwas spazieren und aßen auch im Hotel zu Abend: Etwas Überbackenes aus dem Ofen, dazu einen guten Bordeaux. Jan hatte mich einmal aufgeklärt, welcher Jahrgang als ausgezeichnet zu betrachten sei. Wir fanden das anhand der Preise auf der Karte gleich bestätigt. Und noch etwas bestätigte sich, wie Jan gesagt hatte: wie dem Seemann der Whisky, dem Liebhaber der Champagner so dem Urlauber der Rotwein: er schmeckt gerade dann am besten, wenn sich das Niveau des Inhaltes dem Flaschenboden zu nähern droht.

Am anderen Tag war meine Fahrt zu Jan angesagt. Aber, mit einer Freundin zu fahren, hat schon etwas erotisches, erotisch im Sinne von Hochstimmung, von Vertraulichkeit. Von totaler Zuverlässigkeit, von Sicherheit, und alle Begriffe dieser Art könnte man hier einsetzen. Der Hang, Jan nun zu besuchen, hatte nicht mehr die Bedeutung von gestern; ich war glücklich, mit einer

Freundin zusammen zu sein – einfach so.

Ich zögerte und beschloss, erst am zweiten Tag zu fahren, schließlich muss sich eine alte Frau Mitte dreißig auch ein bisschen erholen dürfen. Ich teilte dem Horst meine gute Ankunft mit und hörte auch meinen Wuschelkopf quasseln. Und einen Augenblick tat es mir weh, dass ich abgefahren war. Aber dann brach auch der Gedanke durch, dass wir uns ja bald auch wiedersehen werden.

Das Wetter war nun etwas besser, gleichsam noch grau in grau, aber gerade richtig für einen längeren Strandspaziergang. Man hatte uns den Strand *Vertbois* empfohlen, auf der Westseite der Insel. Und wahrlich, eine wunderschöne Gegend, um über den Strand und zurück durch die Steineichen-Wälder zu pilgern. Zum Mittagessen führen wir nicht weit, ein paar km nach *La Cotinière*, aßen gediegen in einem der Touristen-Restaurants: Ein Tagesgericht, Poissonn *à la Maison* in einer Cognac-Crème. Warum nicht?

Ein Glas Rotwein – ja, nur ein Glas am helllichten Tag bestätigte mir: Ja, das war es, glaube ich, das war es, was ich mal brauchte. Ich hatte meinen Otto und meinen Wuschelkopf und, ja, auch fast schon, meinen Jan vergessen. Etwas Hochstimmung stellte sich ein!

Aber natürlich, keine Sünde ohne Reue; es sei denn, man übt das. Beim sich daran anschließenden Spaziergang waren meine Beine müde, mein Kopf müde, und mein kleines Herzchen war wohl auch müde. Wir setzten uns irgendwo in den Sand, legten uns hin, und schliefen tatsächlich etwas ein.

Aber anderen Tags wollte ich ihn schon besuchen, den alten Jan, der eine ganze Generation älter war als ich. Marlene wollte etwas alleine unternehmen, sie war mir nicht böse darum, im Gegenteil, sie war jemand, der das Alleinsein liebte, alleine klar kam und auch Frankreich kannte. Nein, mitkommen wollte sie nicht, wer weiß wen man da antrifft, um ihn in wer weiß was sie denn welche Verlegenheit zu bringen?

Sie bestritt die Konversationen mit den Leuten dort, während ich mit meinen bescheidenen Schulkenntnissen neidisch mehr zum Zuhören verdammt war. Aber ich verstand gut, was gesagt wurde.

Aufbruch zu Jan

Nach dem Frühstück, ein mageres - mein Gott, wie kann man nur so sparsam Frühstücken -, sprachen Marlene und ich noch einmal den Weg durch, den ich zu fahren hatte; einfach würde es nicht werden. Kleine Orte, viele Abzweigungen, und das letzte Stück würde sowieso schwierig werden. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, und jetzt wollte ich es auch *durchziehen*. Handy? Navi? Es war die Zeit vor diesen Lebenshilfen. Aus der Sicht heute befanden wir uns ja wirklich im Mittelalter.

Notfalls musste ich mich durchfragen oder gar Jan von einer Tankstelle aus anrufen.

Kaum abgefahren, bereute ich es. Ich war nicht mehr in Marlenes sicherem Freundes-Hafen und auch noch nicht in Jans sicheren Armen; ich fühlte mich wie mitten auf dem Meer ausgesetzt: alle Richtungen gleich wichtig.....Die Überkonzentration ließ mich fast bersten. Die Hände wurden feucht. Tränen wollten heraus.

Aber dieser fürchterliche Zustand wich mit jedem km langsam dem Selbstvertrauen, die Hände wurden trockener und der Weg machte mir weniger Angst. Die Landschaft trug ihres dazu bei. Nein, spektakulär war sie nicht, eher eine asketische Schönheit. Marschlandschaft halt, wie Jan sie beschrieben hatte.

Ich fand den Weg bis zu dem Ort, den ich von Jan's Erzählungen kannte. Wo er einkaufte, zur Post ging usw.. Aber dann musste ich fragen. Kein Problem, die Leute waren freundlich, was ich nicht verstand, erriet ich an Hand der Gesten, und schließlich traf ich den kleinen Weg, den mir Jan so malerisch beschrieben hatte; ich kam in Sichtweite des Hauses, wie ich es vom Foto kannte. Ich ließ

den Wagen weit davor stehen und schlich mich an. Nun wich die innere Spannung und machte Platz für eine seltsame Spannung und etwas Euphorie. Ist es das, was Menschen suchen?

Tatsächlich, dieses Haus zur Linken sah aus wie dem auf dem Foto. Die Stallungen für die Kühe weiter hinten und auf der anderen Seite des Weges, von denen Jan erzählt hatte, weit größer, als ich mir vorgestellt hatte. Ich ließ erst einmal das Haus links liegen, passierte einen großen Anbau, wohl die Garage, eine niedrige Mauer mit einem Tor, dahinter Bäume, eine schöner Fliederbaum, alle möglichen Zierbüsche, zwei riesigen Weidenbäume, und ein kleiner Bach dahinter. Ich hatte das schon auf dem Foto gesehen, aber hier in Natura? Ich zog die Luft tief ein und wurde einmal mehr an den Kuhstall erinnert. Ja, richtig, der Kuhstall, von dem sie beim Kauf des Hauses gedachte hatten, er sei verweist gewesen, wie so Vieles in diesem Land. Und dann hatten sie sich gewundert, dass Kühe darin standen, als sie im Winter anreisten. Seine 40 Nachbarinnen, wie Jan sich ausdrückte.

In der Garage, das Tor stand offen, stand ein Auto, ein VW-Golf mit seinem Heimatkennzeichen, ich hatte es nie gesehen. Jan kam immer mit dem Zug nach München, er brauchte kein Auto dort. Das Tor zum Garten, schön und individuell aus Holz, es stand offen. Ich ging vorsichtig hindurch und trat in diesen Park, in dieses, sein, Jan's, Paradies, ein, vorsichtig wie ein Indianer. Kein Mensch zu sehen.

Ich schlich herum, ganz leise. Plötzlich, Jan. Tatsächlich, er war hier, ein Stein fiel mir erst einmal vom Herzen.

Er trat aus einem weiteren Anbau heraus, hatte mich nicht gesehen, konnte mich nicht sehen. Jetzt entdeckte ich ein Baustelle, die ich so nicht wahrgenommen hatte: ein grüne große Plane schattete einen im Bau befindlichen kleinen Anbau ab. Steine lagen da vor, Moellon, wie ich noch lernen sollte, also Bruchsteine aus Kalkstein zum Bau einer Mauer. Jan war auf diese Baustelle zugegangen, nahm aus einer kleinen Badewanne, die davor stand, etwas heraus, mit einer Kelle, warf das Material mit einer gezielten Handbewegung auf diese wohl bereits errichtete Mauer, griff dann einen der Steine, tastete ihn ab, entschied sich dagegen, nahm einen anderen.

Es ist ein seltsames Gefühl, das alles als echter Voyeur zu betrachten, wie durch ein Schlüsselloch. Es ist, das musste ich lernen, nicht unbedingt Interesse an dem Vorgang, den man dort beobachtet, es entsteht eine nicht zu beschreibende Art von Spannung. Ja, es gibt diesen Begriff Voyeurismus, mit dem man versucht, dieser Hilflosigkeit bei der Beschreibung dieser gesteigerten Neugier zu begegnen. Es hätte ein aktives Liebespaar sein können, es wäre nicht interessanter gewesen.

Jan murmelte etwas vor sich hin, das klang wie : *...diese Natursteine seien wie Politiker und Rechtsanwälte, sie hätten nur eine Fassadenseite, und und die anderen Seiten seien so abgefickt und hässlich, dass man sie hinter Mörtel verstecken müsse.* Meine Lachmuskeln spannten sich bereits.

Er musste wohl noch etwas von diesem Mörtel, wie ich später lernte, auflegen, um einem der Steine ein gerechtes Bett zu bauen. Dann legte er den Stein auf, rückte ihn vorsichtig zurecht und trat ein Schritt zurück, um sich sein Werk anzuschauen.

Das Gemurmel alleine war schon aufregend genug. Ich sah und hörte eine Weile zu, was er machte, und was er zu sagen hatte.

Aber auf etwas anderes war ich nicht gefasst. Unter einer sehr komischen körperlichen Verrenkung entkam eben diesem Körper ein *Ton* eindeutiger Herkunft. Meine Lachmuskeln waren zum bersten gespannt, und ich wusste nicht, wie lange ich das durchhalten konnte. Als er dann aber zu allem Überflus diesem *Ton* die Rolle eines Fußballs zuordnete und heftig danach kickte, platze es aus mir heraus.

Noch heute, da ich mich daran erinnern muss, muss ich laut lachen. Und nun weiß ich auch, was es mit dieser Begebenheit auf sich hatte: Jan hatte irgendwann scherzhaft geantwortet auf die Frage, warum er nicht verheiratet sei, er leide unter Blähungen! Dieser Satz lief wohl auf stand-by mit und

löste wohl diese heftige Reaktion aus.

Er erschrak mordsmäßig, er drehte sich vehement um, ein Stein fiel zu Boden, und seine Hände nahmen eine Abwehrhaltung ein. Er schien das gar nicht lustig zu finden.

Er suchte aufgeschreckt nach diesem Wesen, dessen Lachen er erst einmal nicht interpretieren konnte, es war für ihn kein Wesen dort gewesen. Wild funkelten sein Augen.

Ich war hinter dem Baum hervor gekommen, noch laut lachend. Jan, seine sonst so lustigen Augen weit aufreißend, entspannte sich, nicht wenig verwundert über meine Anwesenheit. Er stand wie vom Donner gerührt.

Ich ging zu ihm, langsam. Noch ein wenig kichernd, begab ich mich in seine Arme und genoss – sprachlos – diese Sicherheit, die ein vertrauter Mensch einem geben kann. Erst einmal ein Moment der Stille, des Unverständnisses, des Schocks. Dann, auf die Frage, wie ich denn hier her komme etc., schilderte ich ihm, wie ich hergekommen sei, dass ich morgen, wenn er mich denn übernachten ließe, Marlene anrufe würde, um zu ihr zurück zu fahren.

„Du hast Mann und Kind alleine gelassen, Gerlinde?, um mit einer Freundin Urlaub zu machen – und das hier?“

„Ja, nein, um Dich zu besuchen. Hast Du vergessen, dass Du mich aufgefordert hast, Dich zu besuchen. Gut, ich wollte wissen, was Du machst, ich wollte Dich sehen. Ich wollte die halbe Liebesnacht einfordern!“

„Gut, und Dein Wuschelkopf?“ Er akzeptierte meine Umarmung, aber eine freudige Überraschung sah sicherlich anders aus. Noch immer kämpfte er mit dem Schock.

„Unser Wuschelkopf ist gut versorgt, mach Dir keine Sorgen. Und mein Mann?, der ist froh, wenn er mal alleine ist.“

„Das glaube ich nicht. Mach Dir über Männer keine Illusionen, sie sind kompliziert – und vor allem habe ich das auszutragen, wenn er auf Dich sauer ist. Auf mich konzentriert er sich, mich erschießt er, wenn er Dich treffen will!“

Aha, ein interessante Aspekt, an den ich nicht im Traum gedacht hätte.

„Hast Du Angst vor ihm?“

„Noch nicht, wird schon noch kommen.“ Nein, Jan lachte nicht, lächelte immer noch nicht. Es war ihm ernst oder wenigstens halb ernst.

Er bat mich, den Mörtelrest noch verarbeiten zu dürfen, dann wolle er mit mir nach *oben* gehen. In der Zwischenzeit erzählte er mir so nebenher, was er da denn machte.

Er baue einen Backofen, und das, was ich da in der Mitte sähe, das sei die *voute*, das Gewölbe aus Backsteinen. Er habe daran fast zwei Wochen gearbeitet. Im Moment mache er die Stützmauer darum, damit der *Hasensand* zwischen Mauer und Gewölbe dem Gewölbe eine Isolierung und gleichsam eine Stütze bei der Ausdehnung desselben aufgrund der Erwärmung geben könne, und so beim Erkalten der Ofen wieder in seine alte Form gelangen könne, ohne zu reißen..... Wenn ich das denn richtig verstanden habe, ein bisschen habe ich auch nachgelesen.

Ob er das gelernt habe, wollte ich wissen. Nein, war seine Antwort, aber jetzt könne er es.

Außerdem läge es ihm bestimmt im Blute, einer seiner Urgroßväter sei Ofenbauer gewesen. Und das Schöne an Dingen, die man nicht könne, sei, dass man sie lernen dürfe. Was immer er damit sagen wollte. Er schien glücklich zu sein, diese Arbeiten ausführen zu können oder besser zu dürfen.

Er habe lange studiert, wie man denn solch einen Ofen baue, und sehr wenig darüber gefunden. Ich erinnerte mich, dass er wohl ab und zu in die Bibliothek des Deutschen Museums ging, aber wir hatten nie über solch ein Projekt gesprochen.

Jetzt verstand ich auch, woher die rauen Hände kamen. Er arbeitete eben auch als Handwerker. Ich erlaubte mir die Frage, was er denn eigentlich gelernt habe vor dem Studium? Ich dachte, er sei Schlosser gewesen? Gelernt? Nein, gelernt habe er eigentlich nichts – außer eben lernen. Dumme Antwort? Nein, nein, er habe ein Praktikum gemacht, im Turbinenbau, zwei Jahre, bei der Firma Siemens, so habe diese Firma damals geheißt. Und zusammen mit seinem Ingenieurstudium sei er nun mal so etwas wie ein Edelschlosser.

„Ist aber ein großes Gewölbe,“ merkte ich an. Wie viele Brote er denn da zu backen gedenke?

Nun ja, das sei wohl richtig, was ich das sage. Selbst der Dorfschlosser, ein kluger älterer Mann, der sich während seiner Abwesenheit ums Haus kümmere, habe dieses Argument gebracht. Er habe lange nachgedacht, ob das so sein müsse. Aber diese Backöfen, er habe eine ganze Reihe solcher Backöfen gesehen, und er könne mir auch einige zeigen, seien alle so groß oder größer.

„Und warum ist das dann so, mein kluger Ofenbauer?“ - Ganz einfach“, sagte er, „man muss nur lange genug grübeln.“ Er lachte dann doch etwas: „Man hat beim Bau dieser Öfen die damals handelsüblichen Ziegel verwendet...“

Und diese einfachen Ziegel, die man damals verwendet hat, hatten die Größe der feuerfesten Ziegel gehabt, die er jetzt verwende. Flache Ziegel, vielleicht könne man sie romanische Ziegel heißen, wie man sie auch schon beim Bau des Kolosseum verwendet habe. Um dann ein sicheres Gewölbe zu bekommen, habe man die Ziegel natürlich hochgestellt, so dass das Gewölbe in der dicke etwa 20 cm misst.

Um dieses Gewölbe aber heiß zu bekommen, muss der Feuerraum eine Mindestgröße besitzen; sonst würde man heizen können, was man wolle, man würde den Gewölbekörper nicht heiß genug bekommen. 240 bis 280°C wird so etwas heiß – im Innern. Außen würde man fast keine Temperaturänderung wahrnehmen.

Aber das habe er alles schon beschrieben. Er habe ein Sachbuch abgefasst – nur leider interessiere sich kein Verlag dafür – warum sollten sie auch? Keine Reputation, kein Vertrauen, kein Erfolg.

Da war sie wieder, diese Ergebenheit an das Schicksal, diese Lässigkeit, die einen im besten Falle irritieren konnte. Später räumte er ein, dass er zwei Jahre studiert hat, zwei Jahre – teilweise gleichzeitig – an diesem Buch geschrieben hat, um es dann nach ein paar Versuchen, einen Verlag zu finden, in die Ecke gelegt habe. Fertig, vorbei. Spaß gehabt. Nichts weiter! Freunden hat er es geschenkt, das Manuskript. Getadelt hatten sie ihn. Etwas fehle hier, etwas da noch. Und das da, das sei doch wohl ein Fehler – oder?

„Jan, sag mir, warum bist Du zurückgetreten, nachdem Du den Stein aufgelegt und zurecht gerückt hast? Eine Frage der Ästhetik?“

„Ja, nein, ja. ...“

Ach, dachte ich, jetzt wird er bestimmt solch einen schlaun Spruch los wie *Ästhetik ist nichts, aber ohne Ästhetik ist alles nichts*, oder so etwas in der Art. Und tatsächlich, nicht genau aber fast so äußerte er sich nun: „Eine schöne Brücke ist noch nicht gut. Aber eine gute Brücke ist immer auch schön!“

Na, also. Diese Techniker, auf die ist doch Verlass.

„Ich sehe, Dir gefällt der Spruch, ja?“ Jan lachte.

Ja, und wie mir der gefiel. Man konnte mir das ansehen. Ich wusste im Moment nicht, ob ich lachen oder weinen sollte.

„War'n Scherz. Beruhige Dich. Ich muss kontrollieren, dass der Stein auch einigermaßen mit den anderen bezüglich der Höhe übereinstimmt. Wenn er zu hoch ist, klopf ich ihn ein wenig 'runter. Wenn er zu tief ist, reiße ich ihn 'raus; muss dann aber alles neu machen.“

Aha, er relativierte seinen Spruch. Denn – dumme Sprüche *kann ich auf den Tod nicht ab*, und

dieser hier ist geklaut, vom Jan.

„Warum das?“

Nun ja, einmal gepresster Mörtel könne sich dem neuen Stein nicht mehr anpassen. Das aber sei für die Festigkeit der neuen Lage unbedingt erforderlich.

„Und wenn er *viel* zu hoch ist?“

„Dann rei ich ihn auch 'raus. Aber das kommt selten vor, weil ich doch den Stein schon danach aussuche.“

Kluger Mann, mein Jan.

Angekommen

Jan hatte seine Arbeit abgeschlossen, wusch sich die Hände, tippte mir mit dem nassen Finger auf die Stirn und gab mir einen Kuss darauf. Ich fragte ihn nach den Maulwurfhaufen, die ich auf seinem Rasen sah, ob er nichts gegen diese Plagegeister erfinden könne.

Er habe es aufgegeben gegen Löwenzahn und andere Pflanzen zu kämpfen, so auch gegen seine *taupes*. Doch, wenn er viel Zeit habe würde er eine Windmühle bauen und die Wellenumdrehung über eine Ratsche leiten, deren Krach dann in den Boden geleitet werden soll. Aber lieber wäre ihm, wenn die Gärtner einen Rasen züchteten, deren Wurzelwerk von den Maulwürfen nicht durchdringbar sei. Nun, dann.

Der Weg war etwas abschüssig gewesen und wir befanden uns auf Kellerniveau. Nun gingen wir durch den Wiesenweg entlang; eine Natursteintreppe, malerisch, führte uns zur Terrasse auf Wohnbereichs Niveau.

Und wieder fragte er mich nach meinem Sohn und meinem Mann; er konnte es einfach noch nicht fassen, was da um ihn herum passierte. Er wird mich noch viele male daran erinnern, danach fragen. Und ich werde lange brauchen, bis ich es verstehen werde.

Ja, tatsächlich, auf der Terrasse saßen wir etwas erhaben und hatten einen wunderschönen Blick über die Landschaft. Nichts als Wiesen, Weiden, wenig Bäume, Entwässerungskanäle. Ja, und da hinten sei ein Fluss. Aber nichts war zu sehen. Muss wohl sehr klein sein, dachte ich, und vergaß.

Er hatte mir am Telefon davon erzählt, auch dass er dort recht viel Zeit verbringe, sinnierend vor allem, und glücklich über seine Gedanken und manchmal über seine Einfälle.

Zum Beispiel? Ach, doch lieber später. Er machte mir erst einmal einen Kaffee. Die Kche war direkt von der Terrasse zu erreichen, ein kleiner Anbau, den man diesen alten Häuser hinzugefügt hatte. Und der Kaffee tat gut, mein Gott, wieso konnte Kaffee in Frankreich nur so gut schmecken?

„Das ist mitgebrachter aus Deutschland, ist aber nur noch ein wenig vorhanden.“

Wir sprachen über dies und das, über meine Fahrt und unser Feriendomizil, über den Horst und über den Leo, über seine Nachbarin und so weiter, es gab zu quatschen über die Maßen. Es war Mittag geworden.

„Wir sollten nun etwas essen, liebe Gerlinde. Du überrascht mich, ich habe a) nicht viel im Hause und b) kann ich nicht gut kochen. Du bringst mich schon arg in Verlegenheit.“

Also, das wollte ich nicht, und daran hatte ich auch nicht im geringsten gedacht. Mit war alles recht, und auch drei Tage hungern hätte mich nicht davon abgehalten, ihn zu besuchen. Er bemerkte meine Enttäuschung oder besser meine Betretenheit ob seiner Verlegenheit. Kann man so verlegen sein, wenn man jemanden gern hat? Ich hatte nicht damit gerechnet, ihn so schockieren zu können, ihm eine solche Angst einjagen zu können. Mir war plötzlich, als wolle er mich über's Knie legen, verhauen und fordern, sofort zurück zu Mann und Kind zu fahren.

Ich sagte ihm etwas in der Art.

„Gerlinde, bitte, sei so gut. Ich bin geschockt, ja, ich war mir nicht im Klaren darüber, was ist da angestellt habe, in dem ich mit Dir angebandelt habe. Ich mache mir Vorwürfe. Wenn Du mir sagtest, Der Horst habe Dich hier her geschickt und auch der Leo habe Dich ermutigt, wäre ich nun der glücklichste Mann auf Erden.“

„Jan, bitte. Ich bin mit Marlene in Urlaub gefahren, dass wir hier sind, ist purer Zufall. Beruhige Dich. Morgen fahre ich wieder zurück zur Marlene. Und dann ist alles wieder wie vorher.“

Da schaute der Jan mich lange an: „Ehrlich?“ („C'est vraiment vrai?“), sagte er), und dann lächelte er, ganz zart, stand auf, hob mich aus dem Sessel, gab mir einen Kuss. Einen echten.

Jan improvisierte uns ein Mittagessen. Nein, das ist falsch ausgedrückt. Er machte Nudeln. Ich half. Aber was gibt es da zu helfen. Einen schönen Nudeltopf hatte er zur Hand, einen aus Edelstahl mit einem Einsatz. Und schnell waren die Nudel gekocht. Und die Soße, Jan, haben wir auch eine Soße?

Eine Soße? Eine Soße? Ja, klar, ich denke schon. Und dann holte er aus einer riesigen Schublade eines riesigen Schrankes eine Nudelsonnensoße: Pesto-Soße im Glas. Und: *Jan, kann ich schnell einen Salat machen?* Klar, im Kühlschrank sei eine Gurke, und, hier, sei eine fertige Salatsoße. Klar aus Pulver, aber die sei sehr gut.....auch aus Deutschland. Und: *Hier sind Oliven und Kapern für die Soße....*

Und dann saßen wir wieder auf der Terrasse und schmatzten wie zwei junge Katzen. Wein? Nein, Wein gab es keinen, und auch kein Bier. Nein, Alkohol am Tage, das vertrage er nicht. Und ich, nein, gut, ich auch nicht.

„Aber was wollen wir dann trinken?“

„Wenn Du magst, im Kühlschrank steht ein Karton mit Buttermilch.“

„Buttermilch, hier?“

„Ja, bekomme ich aber nur, wenn ich Glück habe.“ Aber dann gab es doch noch einen Wein – Apfelwein, Cidre halt. Nein, Cidre sei kein Alkohol...

*

„Also, nun sag' mir, was sinnierst Du denn hier auf der Terrasse. Du hast so spannend angefangen?“

Ach, nun, ein Gedanke sei ihm hier gekommen als er da saß und saß und saß:

Die Erde drehe sich um sich selber, sie drehe sich um die Sonne, alles bekannt. Aber wenn sie sich gleichzeitig um sich und um die Sonne drehe, dann sei sie nach einer vollen Umdrehung nicht mehr an der gleichen Stelle, sie sei weiter gewandert. Gut, alles bekannt. Aber dann kann sie sich nach eben diesen 24-Stunden nicht um 360° gedreht haben, denn 24 Stunden sind ja identisch mit der Ausrichtung der Sonne von Süden bis Süden.

Also müsse es weniger oder mehr sein als 24 Stunden, je nach Kombination von Erddrehrichtung und Drehrichtung um die Sonne. Ja, das habe ihn doch erstaunt, und auch, dass er auf die Frage gestoßen sei – ohne äußeren Anlass.

Er sei dem nachgegangen, und tatsächlich habe er etwas darüber im Brockhaus gefunden. Vier Minuten oder so mache der Unterschied zwischen einer 24 Stunden Erdumdrehung und einer 360°-Drehung aus. Plus oder minus, dass wisse er jetzt nicht mehr. Er habe das dann später seinem Freund, einem Physiker, erzählt – aber der habe das natürlich alles gewusst. Beleidigt fast, es mit einem solch ungebildeten Freund zu tun zu haben....Einen Begriff gäbe es dafür, aber er erinnere sich nicht mehr. Sternentag vielleicht. Er wolle jetzt aber nicht nach schauen.

Ja, so ist er wohl, der Jan. Denkt, findet, vergisst. Eigenartig. Gar nicht eigenartig, der Leo schien auch schon schon solche Tendenzen aufzuzeigen: Nur interessiert für den Augenblick, dann abgehakt. Ich glaube, ich werde ihm das abgewöhnen. Und wie das, fragte ich mich. Na, ich werde ihn halt nach einer Weile fragen, ob er es mir noch erklären könne...

*

„Jan, Du bist doch kein Dummkopf“, sagte ich, „was denkst Du, war Schuld daran, dass Du kein so guter Schüler warst. - Bist Du einmal sitzen geblieben?“

„Nein, um Gottes Willen. Das hätte mir arg zu schaffen gemacht. Ich weiß es nicht. Ich war ein outdoor-Kind. Wir haben Fußball gespielt, verstecken, Schlagball. Wir waren eine Kinderhorde bei uns in der Straße. Nachkriegskinder – die gab es im Überfluss – wenn Du die alten Leute fragen könntest, die unter uns gelitten haben? Und auch die Gärten..., Du würdest eine satte Antwort bekommen.“

„Aber da warst Du doch nicht alleine, waren die Kinder alle schulisch so wenig engagiert?“

„Ja, interessant. Aber wenn ich überlege. Keiner der Kinder dort hat Abitur gemacht. Stopp, einer, aber der war auch nicht draußen.“ Jan lachte laut: „Der wurde, kaum draußen, von seiner Mama, wie er sagte, wieder herein geholt – zum Lernen. - Aber das allein kann es eigentlich nicht gewesen sein.“

Die Sache mit der Angst und der Schüchternheit, dem Lampenfieber hatten wir schon einmal. Aber ich suchte immer noch, denn Angst alleine kann es nicht gewesen sein.

Er wurde etwas ernster. Er wiegte den Kopf hin und her, als wolle er etwas sagen, dass er eigentlich nicht sagen wollte. Und schließlich: „Ich glaube, ich war ein sehr schüchternes, unsicheres Kind. Immer in Angst, immer verlegen...“

„...das hatten wir schon.“

„...nein, ich weiß es nicht. Ich gebe keinem die Schuld. Nein, es hat halt nicht gelangt. Ich war unmotiviert. Vielleicht war ich ja doch ein bisschen dumm.“

Da war der Haken. Er hatte selbst die Lösung gefunden, ohne sich darüber im Klaren zu sein: Unmotiviert. Sie waren eine Rasselbande, deren Familien allesamt der unteren Mittelschicht angehörten, Facharbeiter eben. Und aus diesem Milieu erwachsen wohl selten Kinder mit schulischen Leistungen. Die Eltern achten nicht darauf, die Kinder zu motivieren. Wir haben das Problem heute mit den Zuwanderer Familien.

Ich werde versuchen, es mit dem Leo besser zu machen.

Motivation kann Berge versetzen. Jan erzählte mir irgendwann einmal eine kleine Begebenheit: Sie waren in der Grundausbildung und durften nur *an Land*, wenn sie gewisse Paragraphen an der Pforte rezitieren konnten. Sie werden ja als angehende Soldaten auch einen Status ähnlich einem Hilfspolizisten erhalten, der sie dazu berechtigt oder besser verpflichtet, im Falle eines öffentlichen Streits einzugreifen, um Notfalls jemanden fest zu nehmen.

Was eigentlich ja Sache eines jeden Bürgers sein sollte oder vielleicht auch ist. Egal, es waren Paragraphen über ihre Pflichten und auch Rechte, ganz ekelhaftes anonymes und abstraktes Zeug, das man gleich nach dem Lernen wieder vergessen hatte, etwas, das man gar nicht verinnerlichen konnte. Aber, sagte der Jan, dass man dieses Zeug am besten lernt unter der Motivation, an Land gehen zu dürfen, also die Kaserne für ein paar Stunden verlassen zu dürfen. Und aufgefallen sei ihm, dass es offensichtlich keinen Unterschied machte, ob jemand nur die Volksschule besucht, oder die mittlere Reife oder die Reife hatte, um dieses trockene Zeug mit Erfolg zu lernen. Sie seien alle mehr oder weniger gleich gut gewesen. Gut im Sinne von auswendig lernen - immerhin.

Wahrscheinlich eine banale Erkenntnis, aber eine, die man sich als Pädagoge nicht oft genug vor Augen halten kann.

Ich ließ ihn fürs Erste in Frieden. Aber ich werde noch einmal nachlegen. Denn dazu bin ich viel zu sehr Pädagoge und Mutter, als dass mich das kalt ließe.

Und dann habe er sich auf der Terrasse sitzend eine Geschichte ausgedacht. Aber davon wollte er nicht erzählen, nur dass ihm die Figuren so nah gekommen seien, dass er mit ihnen mitgeföhlt habe,

und er über diesen Effekt habe laut lachen müssen. Er wird mir nie eingestehen, dass er mit diesen Figuren mitgeföhlt und für sie Tränen vergossen hat.

„Und worüber hast Du sonst noch alles sinniert?“

„Na, ja. Ich habe mir Gedanken gemacht, wie z.B. das Erdöl in die Welt kommt.“

„Und diese Aufgaben hast Du Dir alle selber gestellt? So ohne Anregung?“

Nein, sagte er mir, er habe mit einem Kollegen über diese Dinge gesprochen, und dabei habe er seine Bedenken angemeldet. Der Kollege habe ihm versucht zu erklären, wie er die Sache denn so sieht – einfach klassisch...

Aber wir machten erst einmal Pause, räumten den Tisch ab, füllten die Spülmaschine, und Jan wollte seine Baustelle aufräumen; denn, für weitere Arbeiten stünde dieser Tag ja wohl nicht mehr zur Verfügung. Aber morgen müsse ich ihn schon noch arbeiten lassen – ein paar Stunden wenigstens. Seine Zeit hier sei begrenzt. Bevor man ihn zurückrufe – und das könne schnell passieren, müsse die Mauer fertig und das Dach darauf sein. Der Ofen vertrage absolut keine Feuchtigkeit, der Kalkmörtel würde sich sonst auflösen.

Ich begleitete ihn, während er seine Werkzeuge sauber machte und wegräumte und vor allem sorgsam die Pläne wieder festspannte. Er erklärte mir noch ein wenig sein Backhaus, das was sie vorgefunden hätten, und das was sie hätten machen lassen. Das Haus, der gesamte Komplex, das musste man schon anerkennen, war in einem ordentlichen Zustand. Fehlten noch die Fliesen in dem Backraum.

„Geduld, Geduld, kommt noch, ma chère. Ich kann ja nicht alles auf einmal machen. Aber Fliesen werden das nicht werden, sondern *carrelages*, die gleichen, mit denen der Wohnraum belegt sei. Also Kacheln, rot braun, scharf gebrannte *caros* aus der Gegend, fast zwei Zentimeter dick. Und das sind keine Fliesen? Non?“

Nachmittags

„Komm,“ sagte er dann, „wir machen einen kleinen Spaziergang, danach zeige ich Dir Dein Haus, Dein Zimmer, Dein Bad.“

Spaziergang durch Felder, Wiesen, Weiden. An einem Kanal entlang. Kühe, Schwalben, Bussarde, ein Falke. Kleine heile Welt der Entrücktheit zum Erholen, zum Nachdenken, zum sich selber wieder finden. Ja, nun konnte ich es etwas besser verstehen, wenn Jan sagte, nach vierzehn Tage in seiner Wahlheimat könne er sich fast nicht mehr an seinen Namen erinnern. Nichts Besonderes, die Landschaft, ich wiederhole mich, Marschlandschaft. Was hatte ihn nur hierher verschlagen? Er wird es mir noch erzählen. Aber vor erst musste ich ihm über die Fahrt, über Marlene und vor allem über das Treiben von seinem Leo berichten. Ja, auch vom Horst, was der denn so mache.

Auf dem Rückweg kam uns eine alte Frau entgegen, krumme Beine, am Stock, etwas gebückt, Kopftuch. Sie lachte uns an, als wir näher kamen. Jan blieb stehen, sagte *Hallo, Madame sowieso* und stellte mich als seine Schwester vor, *la cadette dorée*. Und die alte Dame lachte, so als könne sie es nur schwer glauben. Und der Jan lachte auch, nun eben so wie man lacht, wenn man selber nicht glauben will, was der andere da glauben soll. Und dabei zeigte sie ihren einzigen Zahn. Sie beschwerte sich, dass er heute fremd ginge, der Jan. Und mit einem letzten Wort, er werde später bei ihr vorbei schauen, gingen wir weiter.

Und der Jan erklärte mir, dass die alte Dame manchmal komme, von ihm erwarte, dass er sie ein Stück in die Prairie begleite, weil sie doch Angst habe, vielleicht alleine nicht wieder nach Hause zu finden, oder stolpern und nicht wieder aufstehen zu können. Sie sei bis zu ihrem 86'sten Lebensjahr Mofa gefahren. Dann sei sie aber einmal im Graben gelandet und habe es aufgegeben.

Er werde später einmal kurz 'rüberschauen, fragen, ob sie morgen etwas vom Markt brauche. Normal ginge er so gegen 17^{oo} zu ihr – aber nicht immer, nachdem die alte Frau ihren *mijou*

gemacht habe, ihren Nachmittagskaffee. Aber heute habe sie wohl spitz bekommen, dass es Besuch gibt, und das schiene ihr wohl wenig Ruhe gelassen zu haben. Nun, so schön kann nachbarschaftliche Zuneigung sein.

Der Jan hatte mir die erst Kostprobe seines Französisch gegeben. Ich war schon arg erstaunt. Er hatte mir bereits über seine Erfahrungen mit dieser Sprache berichtet, seinen Aufenthalt in Quebec, seine Freundschaft mit dem André usw., aber glauben habe ich es ihm nicht so richtig wollen. Er war kein Typ, dem man leicht glauben konnte. Dazu war er oft viel zu unernst. Einmal hatte ich mir erlaubt, ihn zu testen, ich perfider Mensch. Der Test war negativ: Wie übersetzt und schreibt man,*ich kann*...., war er einen Augenblick unsicher, ob er es mit oder ohne x schreiben sollte. Er hatte es gemerkt und war etwas *stinkig*. Und ich war verlegen und wusste nicht, es ihm zu erklären, weil es nichts zu erklären gab. Ich entschuldigte mich mit dem obigen Argument. Es dauerte eine Weile, bis der gute Jan wieder ein guter Jan wurde. Hernach musste ich mir eingestehen, dass solche *Capricen* von jetzt auf nachher die Freundschaft töten können.

Wir gingen schließlich zu meinem Wagen, fuhren ihn in die Garage. Ein bisschen knapp für zwei Autos hintereinander, aber es ging. Schließlich war das einmal ein Schuppen gewesen für Geräte und Karren und keinen Ort *pour les carosses modernes*.

Wir packten meine Sachen aus, Jan trug den *Buko* hoch, wie er meinen Koffer nannte, schlossen alles sorgfältig ab, und gingen ins Haus. Mich wunderte noch, dass die Türen ins Haus nicht abgeschlossen waren. Aber, meinte Jan, wer solle schon hier her kommen – am helllichten Tage? Und des Nachts? Es war schon verdammt einsam dort.

Das Haus

Er hatte gesagt, er würde ab und zu in sein Ferienhäuschen fahren. Typisch wohl für ihn. Ein altes Bauernhaus aus dem Anfang des 19-ten Jahrhundert war das, gediegen, fünfzig oder sechzig cm dicke Wände aus eben diesen Moellon-Steinen in Lehm gelegt. Mauern, die ein hervorragendes Klima erzeugten – im Sommer. Drei Etagen, wobei die unterste, der Keller, einen Naturboden hatte und ehemals als Lager und Geräteraum diente oder Weinfässer aufnahm. Zwei Räume von 6x6m, innen gemessen, und das für diese Gegend typische Mittelteil, 2 m innen breit, aus dem er unten einen Weinkeller gemacht hatte. Eine selbst gezimmerte primitive aber stabile Treppe führte von dort durch eine einfache Klappe im Boden nach oben ins *rée de chaussée*.

Und das Parterre war genauso aufgeteilt: zwei große Räume und ein Mittelteil. Die eine Hälfte samt Entrée im Mittelteil mit den roten Kacheln aus der Region ausgelegt, während der zweite große Raum noch die alten Holzdielen hatte. Ein bisschen *crochus*, *der Boden*, sagte Jan, denn das Haus hatte offensichtlich Setzungen erfahren. Ein wunderschöner, riesiger alter herrschaftlicher Kamin stand darin. Ein Schatz, wie Jan sagte. Sie hätten ihn ausgegraben. Wie das? Nun, er war unter einer dicken Putzschicht verschwunden gewesen, so als habe man es keinem zeigen wollen, oder gar Steuern sparen wollen. Vielleicht auch gegen die Schergen der Revolution? Er sei noch nicht dahinter gekommen, warum das so gewesen sei. Jedenfalls, der Vorbesitzer hat nichts davon gewusst.

Die Decke aus alten Eichenbalken gab den Räumen etwas Herrschaftliches. Wohl fühlen konnte man sich dort. Und nun verstand ich etwas mehr, was den Jan hier her zog. Hier war er ein jemand, ein Herr, ein Herr über ein Anwesen nebst Park mit Vögel und Mäusen; zu Hause, dort in Deutschland bewohnte er nur ein Appartement, wie man sich heute schick ausdrückt, eine Wohnung halt, eher barmherzig, und das Wort *Herr* war nur eine Floskel! Hier war er auch *geföhlt* ein Herr.

Und die Wendeltreppe war bis auf Reparaturen original und man musste sich schon ein wenig an dieses alte raue Holz gewöhnen. Steinhart sei das Holz, sagte Jan, auch wenn es so aussehe, als würde es verfallen. Keinen Nagel bekomme man dort hinein. Und Holzwürmer? Die Armen würden wohl bald ein Gebiss benötigen.

Das Obergeschoss, die alte Tenne, hatte der Vorbesitzer unterteilt in vier kleine Räume mit Wänden

bestehend aus Gipskartonplatten. Aber – alle Türen und Fenster, im ganzen Haus, waren neu, aus Eiche. Man konnte unschwer erkennen, wie stolz oder zufrieden Jan darüber war. Der Vorbesitzer, hatte das Haus mit Liebe restauriert. Selbständiger Schreiner aus der Gegend sei er gewesen, der die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens hier in seiner Freizeit gearbeitet habe, um schließlich an Krebs zu sterben. Fünf Kinder habe er gehabt, und keines sei interessiert gewesen, das Haus zu halten. Man solle sich nur keine Illusionen machen – was Kinder betreffe....

Und dann zeigte er mir mein Zimmer, fragte, ob es recht sei. Ich staunte nicht schlecht. Klein, sauber, ein altes schönes Möbel, eine breite Schlafcouch, ein alter schöner Vitrinen Schrank voll mit Büchern und CD's, ein schöner alter Tisch, ein schöner alter Stuhl – Franziskas Arbeitszimmer. Alle Möbel seien aus Deutschland her geschafft worden – ersteigert in München bei *Ruef*.

Und dann ließ er mich alleine. Ging. Kam wieder, in der Hand einen Akku-Staubsauger, den er mir in die Hand drückte mit den Worten, wer ihn so überfalle wie ich, der müsse schon einmal sein Zimmer selber saugen. In der Tat, es lagen schon ein paar wenige Leichen herum: Motten, Fliegen, kleine Asseln. Mich schauderte ein klein wenig. Und Jan bemerkte das.

„Du wirst Dich daran gewöhnen müssen, mein Schatz. Das Haus ist 200 Jahre alt, ich konnte es ihnen immer noch nicht ausreden, sich fern zu halten, wenn Besuch kommt.“

Heute denke ich daran, was wir in unserer Jugend alles im Zelt nach einer dort verbrachten Nacht vorgefunden hatten.

Der Abend

Während ich auspackte und mich einrichtete bereitete der Jan unser Abendbrot vor. Ich rief noch schnell die Marlene an, um ihr mitzuteilen, dass ich gut angekommen sei. Ich wollte ihr morgen früh mehr sagen. Im Moment sei alles in der Ordnung.

Ein einfaches Abendbrot auf der Terrasse gab es, und der Abend war lau, sehr angenehm. Zu einfachem Brot, die Scheiben waren seltsam rund, gab es einfachen französischen Schinken, aus *Bayonne*, dick geschnitten, mit Pfeffer und guter Butter darunter, dazu einfachen französischen Käse aus der *Franche-Comté*, einfachen französischen Paté, *sangler en Armagnac*, einfache Oliven mit einer *anchois*-Füllung – immerhin. Dazu einfachen französischen Wein – nein, das ist gelogen. Der Jan hatte eine Flasche Bordeaux aufgemacht, die schon vom Etikett etwas her machte, und auch noch einem Jahrgang entsprungen war, den er mir als *guter Jahrgang* geschildert hatte.

Der Wein hatte mich schnell in etwas höhere Stimmung versetzt. Wir schmausten wie zwei Diebe.

„Jan, sag' bei aller Einfachheit, wie Du sagst, lebst Du aber ganz ordentlich hier – oder ist das hier Dein letztes Aufgebot?“

Der Jan lachte. Nein, das nenne er schon einfach.

Es wurde langsam dunkel, etwas später als bei uns, fiel mir auf, und der Jan holte Windlichter. Ca. dreiviertel Stunde später sind wir hier als in München, auf Null Grad so ziemlich genau, also etwa auf der Länge von Greenwich seien wir, was im Sommer eine Zeitverschiebung von zwei Stunden gegenüber der geografischen Ortszeit ausmache.

„Hm?“

Er erklärte es mir, der alte Seefahrer.

„Und nun, erklärst Du mir, wie das Öl in die Erde kommt?“

Ich erhoffte mir eigentlich keine tieferen Erkenntnisse, aber sein Geschichten empfand ich immer als sehr interessant, und ich schätzte auch seine behände Erzählweise, seinen Mut zur Selbstironie und auch die Herausforderung, die immer garantiert zu sein schien.

„Fangen wir bei Erdöl an. Jan, ja?“ sagte ich, „Aus abgestorbenen Tieren und Pflanzen, denke ich,

abgesunken auf irgendeinen Teich- oder See-Boden, über schüttet mit Sand oder Erde, danach dann die berühmten Erdverwerfungen, und dann unter Druck und Wärme zu Erdöl umgeformt, ja? – nein?“

„Ja, Du bringst da ein gängiges Bild. Keiner kann mir das erklären. Das war übrigens das Thema, warum ich mich mit meinem Freund Werner, der Chemiker mit dem Operettentitel, überworfen habe. In großen Senken seien all' diese Tiere und Pflanzen abgestorben, zu Boden gesunken, und nach der Faltung der Erde zu Erdöl *verpresst* worden – wie Nussöl eben. So, wie man sich die Entstehung der Kohle auch vorstellt. So ein Kinderkram.“

„Warum beleidigst Du den Mann ob seines Titels?“ Mir gefiel diese Häme nicht, Häme von Leuten, die selber nicht im Stande waren, einen Titel oder ähnliches zu erwerben. Ein Wermutstropfen fiel auf unseren ersten Abend – allein in der Ferne.

„Oh, bitte, ich wollte niemanden beleidigen. Er selbst nannte seinen Titel so. Er machte sich lustig darüber“ Und dann lachte der Jan laut. „Nein, wir sind gute Freunde gewesen. Ich neide ihm nichts, wenn Du das meinst. Der hatte sich seinen Titel verdient. Nein, das ist keine Häme, Gerlinde, bitte.“

„Gut. Sorry. Und Du findest das also nicht schlüssig?“ Wieder musste ich mich erst einmal emotional fangen, dann korrigieren. Jan, was tust Du mir da alles an?

„Das mit dem Titel?“

„Nein, das mit den organischen Überresten?“

Nein, gar nicht. Sogar ein wenig kindlich sei das. Das sei so unmöglich wie die These, das das Leben in den paar Milliarden Jahren auf der Erde entstanden sei. Aber das sei ja wohl ein anderes Thema. Bitte, er bitte um Nachsehen.

„Und wie soll das alles Deiner Meinung nach entstanden sein. Ich meine erst einmal das Erdöl. Es gibt sogenannte Ölsande. Und immer wieder Funde, die in sandigen Gegenden liegen. Liegt es da nicht nahe, dass es sich um eingetrocknete Meere handelte?“

„Ich denke eben nicht. Es befindet sich nichts Plausibles an dieser Theorie. Es gibt nichts auf dieser Welt, das darauf schließen ließe, dass eines Tages aus dieser Gegend ein Ölsee entstehen wird oder könnte. Die organische Masse an Kohlenwasserstoffen ist rar und hat eine ganz andere Zusammensetzung als die von Erdöl. - Absoluter Blödsinn.“

„Aber vor Jahr Millionen hat es doch andere Bedingungen gegeben. Man kann das doch nicht mit heute vergleichen!“

„Das mit den Jahr Millionen ist eine Ausrede wie die mit dem lieben Gott. Wenn jemand besonders viel nicht weiß, dann bemüht er diese beiden Begriffe.“

„Also, ich bin gespannt auf Deine Theorie.“

„Hypothese, wenn Du erlaubst. Gut, ich fange an. Willst Du es wirklich hören. Es wird lang und weilig, vielleicht?“

„Fang schon an!“

„Also, woher kommt die Wärme in Innern der Erde.“

„Nun, sie ist immer noch nicht erkaltet. Es liegt nach wie vor heißes Magma vor...flüssiges Magma.“

„Ja, seit Jahr Millionen Jahre? Seid Milliarden Jahre! - Und es fällt auf, dass es nicht erkaltet, ja?“

„Weiß ich nicht!“

„Eben, das ist es auch schon.“

„Soll heißen?“

„Dass Wärme *nachgeschoben* werden muss. Wir verlieren durch Abstrahlung in den Raum eine enorme Wärmemenge. Man kann das schon im Brockhaus nachlesen. Die Sonne hat jeden Morgen enorme Mühe, uns ein wenig wieder aufzuheizen. - Die Luft, nicht die Erde als solche.“

„Wie das?“

„Aus einer Wärmequelle, was sonst?“

„Erzähl!“

„Ganz einfach. Wir sitzen in Wirklichkeit auf einem Stück Sonne. Dieses Stück ist zwar äußerlich erkaltet, aber im Innern finden neben dem Zerfall von Energie-lieferndem Uran ständig Fusionen statt, wie auf der Sonne auch. Und das heißt: Wasserstoff fusioniert zu Helium und gibt Wärme ab.“

„Komm' ich da noch mit? Und weiter?“

„Und weiter nichts. Helium fusioniert unter Druck und Temperatur weiter zu anderen Elementen. Ganz einfach. Und schließlich entstehen dort auch Kohlenstoff und Sauerstoff und Stickstoff und so weiter.“

„Schließlich Gold und Diamanten? Bravo, ich kann das zwar nicht nachvollziehen aber gut, und weiter?“

„Nun, schließlich trifft Sauerstoff auf Wasserstoff und es entsteht Wasser, unter Wärmeabgabe, versteht sich. Das Wasser!, das uns auf der Erde umgibt! Alle glauben, das sei vom Himmel gefallen. Kindisch.“

„Bravo, und wie ist es mit dem Erdöl? Willst Du sagen, dass Kohlenstoff auf Wasserstoff trifft und auch auf Chlor, Schwefel usw. und uns dann das Erdöl beschert?“

„Ganz genau. Schlaues Mädchen bist Du. Hallo Partner.“

„Und warum dann immer in Regionen, die sandig sind?“

„Ganz einfach. Da fängt sich der schwerere Teil, also das Erdöl, während der flüchtigere Teil an die Oberfläche gelangt und zu Wasser wird! - Klar? Benzin – Sauerstoff – Oxidation – Wasser – CO₂.“

„Einwand Euer Ehren? Deiner Theorie nach müssten wir Wasser bis zum Hals haben, wir würden ertrinken?“

„Ja, das ist gut. Sehr gut. Aber darauf bin ich vorbereitet.“

„Erzähl!“

„Ich weiß es auch nicht.“, und dann lachte er wieder, hielt sich den Bauch vor lachen.

Enttäuscht war ich schon. Nicht dass er es nicht wusste, sondern wie er mit mir umging.

„Warte, bitte, dies ist ein Punkt, den ich immer noch nicht erklären kann. Es muss irgendein Gesetz hinsichtlich der Gleichgewichtsbedingungen geben. Ich arbeite daran. Wenn ich mit dem Ofen fertig bin, ich verspreche Dir, habe ich auch die Hypothese dazu.“

Aber es sei ja schon so: Wenn Wasser verdampft, - Wasserdampf sei leichter als Luft, dann ist es Teil der Atmosphäre, die die Erde aufgrund ihrer Anziehungskraft an sich binden kann. Wenn sich diese Atmosphäre ausdehnt, aufgrund von zusätzlich verdampftem Wasser, und aufgrund von hohen Temperaturen etc., dann wird dieser *Ballon ohne Haut* so groß, dass etwas ins All entschwindet. Etwas, was die Erde nicht halten kann. So, als würde Dir beim Lachen ein Tröpfchen in die Hose rinnen....."

Und wieder dieser Lacher über sich selber. Manchmal war das schon anstrengend, aber er wusste das selber. Er versuchte wohl, das Gespräch damit aufzulockern, ich dankte es ihm mit einem gutmütigen Lächeln. Auf der anderen Seite war es wohl gerade diese Bemerkung, dass ich diese Geschichte noch so parat habe.

„Jan, komm, mach weiter, es interessiert mich schon noch.“

„Aha, vergibst Du mir?“

„Ja.“

„Also gut. Das heißt, wir verlieren ständig Wasser und Gase, die von der Erde nachgeliefert werden müssen. Nacherzeugt werden müssen. Sonst hätten wir Verhältnisse wie auf dem Mars.“

„Du willst also sagen, dass der Mars durch und durch erkaltet ist, und dadurch seine Atmosphäre verloren hat, weil er keine flüchtigen Elemente mehr nachliefern kann?“

„Ich stelle mir das so vor! Ja. Ich stelle mir sogar vor, dass wir das Wasserreservoir, dass wir für die nächsten Milliarden Jahre benötigten, jetzt, und hier, und heute, verfeuern, eine Heidenmenge an Wasser produzieren, die wir ins Weltall verlieren, und spätestens nach – was weiß ich – ein paar Hundert Jahren hier auf dem Trockenen sitzen, wie die grünen Männchen auf dem Mars! - Aber, sag' mir, wer bin ich schon? Jan, - der Träumer auf der Terrasse!“

Irgendwie klingt das für einen Laien mit etwas Allgemeinbildung ja plausibel. Aber ein Laie steht trotz Klugheit da wie der berühmte Ochse vor dem Scheunentor; will sagen, er kann es einfach nicht beurteilen. Er kann einen Scharlatan nicht von einem Weisen unterscheiden. Politiker kommen mir da in den Sinn, wenn sie schnell entscheiden sollen – und nicht können, nicht dürfen, wenn sie ihren Job halbwegs gut machen wollen.

„Hm, hast Du das schon einmal Deinem Freund erzählt?“

„Sagte ich doch. Der Werner war so fuchsteufelswild ob dieser Erklärung, dass er böse mit mir war. Und das war dann wohl der Ausgangspunkt für alles Weitere. Es passte ihm dies nicht und das nicht. Das Bier war zu warm; dann der Wein, - weißt Du, sieben Jahre hatte der hier gelagert, im Keller, Naturboden, Natursteine, Lehmörtel“, und dabei fasste er sich an den Kopf, „hatte *zu viel* Tannin...“

„Das heißt, er war hier?“

„Ach ja. Habe ich das vergessen zu erzählen? Er ist ein Vogelnarr. Besser ein Greifvogel-Narr. Ich hatte ihm von der Natur hier erzählt, und so wollte er mich besuchen kommen.“

„Und hat er gefunden, was er suchte?“

„Ja, er fand die Gegend hier sehr interessant und gesund für die Vogelwelt. Nein, das war es nicht. Ach, dann gab es noch einen Disput. Pass' bitte auf: Er sagte, er wundere sich, dass die Vögel sich seit Jahrmillionen vermehren, obwohl der Befruchtungsvorgang doch eine recht schmutzige Angelegenheit sein müsse.“

„Komisches Thema zwischen einem Doktor der Chemie und einem Maschinenbauer? Aber egal, und?“

„Ich sagte, ich könne mir vorstellen, dass die beiden zur Paarung bereiten Vögel vielleicht so stark erregt sind, dass sich die Befruchtungskanäle vorher frei spülen. - Was denkst Du?“

„Na, Du bist aber auch ein Doktorchen. Woher kommen denn diese Ideen?“, frotzelte ich ihn. Ich musste kichern über Männer, die sich mit solchen – für mich – erst einmal abstrusen Themen befassen. Als Edelschlossler auch noch.

„Eigentlich ganz einfach. Überlege bitte selber“, schmunzelte er.

„Nun ja, Deine Theorie hat etwas Einleuchtendes, man musste wohl nicht sehr viel denken, dabei“, und ich musste lachen bei dem Gedanken an die menschliche Parallelwelt. Aber warum dieser Werner nicht ebenfalls auf diese Idee kommen können?

„Und Dein Freund war nicht damit einverstanden? Oder?“

„Nein, war er nicht. Er war genau so fuchtig wie bei der Sache mit dem Erdöl. Er war verstimmt,

schalt mich, dass ich etwas sehr leichtfertig mit der Logik umgehen würde.“

„Aber das war kein Grund, zu brechen – oder?“

„Eigentlich nicht. Aber es wurde dann irgendwie unerträglich. Irgendwann fand er einen Vorwand und fuhr vorzeitig ab. Ich kann ihm das nicht nachsehen – und es hat mir arg weh getan.“

„Und wer trägt Deiner Meinung nach Schuld, die Haupt- oder Nebenschuld?“

„Keiner. Doch, ja, klar. Irgendeiner ist immer schuld. Aber eben manchmal alle beide, weil sie aus verschiedenen Gründen beleidigt sind und nicht miteinander sprechen wollen. Stur sind. Ich glaube, das war auch hier der Fall.“

„Friede seiner freundschaftlichen Asche.“

Nein, er hatte nichts mehr von seinem Freund gehört, und ihn auch nicht mehr angerufen.

*

Wir waren uns einig, bald schlafen gehen zu wollen. Es würde etwas kühler draußen, wo wir ja noch waren. Romantisch war es, diese totale Dunkelheit um uns herum, dieser Sternen klare Himmel. Der große Wagen deutlich zu erkennen, der Mars, die Venus, der Nordstern...

„Jan, sag' mir noch, was morgen bei Dir anliegt, wie sieht Dein Tag aus. Ich muss morgen Vormittag die Marlene anrufen – in jedem Fall.“

Er müsse wohl seinen Rhythmus ändern, aber im Moment habe er sich den Tag so eingeteilt, dass er morgens recht früh am Backofen arbeite, er freue sich geradezu darauf, anfangen zu können. Zu Mittag gegen 13⁰⁰ wird er zum zweiten mal frühstücken. Dann etwas ausruhen. Dann noch etwas arbeiten – aber wenig – dann aufräumen und etwas im Garten arbeiten. Egal, was so anfällt: schneiden, aufräumen. Dann wird er einen kleinen Spaziergang machen. Und um 17 Uhr wird geduscht. Das sei wie eine Offenbarung – mit dem Unterschied, dass man sie gegen etwas Aufwand jeden Tag haben könne.

Und dann habe der alte Mann Feierabend – sofern nicht diese alte Tussi erscheint. Dann gibt es Tee, mit schwedischen Brötchen, oder ein Croissant und etwas selbst gemachte Marmelade - aus eigenen Gartenfrüchten.

Und die besten Croissants, soweit er das beurteilen könne, gäbe es in der *Boulangerie* mit dem schönen Namen *Boulestier*. Seltsamer Name auch noch für eine Bäckerei.

„Weißt Du, woher der Name *Boulangier* für Bäcker herkommt?“, fragte er mich und gab gleich die Antwort: „Nein, kannst Du auch nicht. Aber ich. Ich habe das studiert: Also, früher haben die Bäcker *boules* gebacken, also Brote in Form von Ballen. Aber, die waren oft nicht durch gegart und damit ungesund, so dass der König Ludwig, welcher wisse er nicht mehr, angeordnet habe, dass die Brote nun in Stangenform zu backen seien. Aber der Name *Boulangier* für Bäcker sei halt geblieben.“

„Interessant“, gab ich künstlich interessiert zurück.

„Hey, jetzt reiß ich mir ein Bein aus, um Dich aufzuklären, dass Du etwas Ordentliches lernst und mit nach Hause nimmst für Deine Kinder, und jetzt machst Du Dich lustig über mich. Wie finde ich denn das?“ Nun, er scherzte.

„Sei nicht so bö's mit mir..., sonst fahr' ich gleich ab...“

„Hmmm? - Gut, aber sofort.“ - Er stand auf, fasste mich unter die Arme, hob mich aus dem Stuhl, nahm mich auf den Arm, gab mir einen Kuss..., und einen Augenblick dachte ich, er trüge mich über die Schwelle in sein Nest... Wunschgedanken, Gefühle, Sehnsüchte. - Nichts!

*

Jan brachte mich zu meinem Zimmer, blieb davor stehen, gab mir einen Kuss auf die Stirn und schickte sich an zu gehen. Einen Augenblick dachte ich, ich könne ihn festhalten, aber er löste sich

von mir, fasste mich an den Schultern, drehte mich herum, und führte mich in mein Zimmer – und ging mir einem kleinen Schubs gebend und einem „Tschüss – schlaf gut. Neun Uhr gibt es Frühstück – für Dich!“

Meine Enttäuschung war riesig. Traurigkeit bemächtigte sich meiner. Ich machte mich zur Nacht fertig und legte mich hin, aber das Bett schien mich nicht haben zu wollen.

Dann entschloss sich mein Herz mit einem Ruck etwas anderes zu tun. Das war kein Akt, den ich hätte kontrollieren können, es war ein plötzliches Aufwallen. Man sieht wohl an meiner hilflosen Formulierung, diesen Tatbestand zu beschreiben. Hormone oder sonst etwas schossen wohl in meinen Körper und ließen einem Amokläufer gleich meinen Verstand vernebeln.

Ich hatte gehört, dass Jan sich hingelegt hatte. Nun schlich zu ihm zu seiner *Kammer*, öffnete vorsichtig die nicht ganz geschlossene Türe, schlich mich an sein Bett heran und schließlich hinein. Ich bin heute sicher, dass der Jan mich hat kommen hören; aber er reklamierte seltsamer Weise nicht. Ich wollte es nun aber auch wissen. Mein Nachthemd hatte ich dabei wohl vergessen....

Der Jan lachte leise. „Du weißt was Du tust...?“

„Ja, absolut...Ich bin erwachsen und geimpft.“

„Ja?“ kicherte er zurück.

Was dann passierte, mag ich nicht im Detail beschreiben, nur mit einem Satz vielleicht:

Zwei starke, raue Hände ergriffen mich und wirkten – sanft, zart, bedächtig – aus einem Klümpchen frischen Tons ein filigranes Figürchen...

*

Als ich zu mir kam, lagen wir uns glücklich und beseelt in den Armen. Jan schnarrchelte noch etwas. Dann lachte er laut, sehend und begreifend, wie gut es mir nun ging. Und nach einer geraumen Weile bekam ich einen zärtlichen und genussvollen Kuss: „War das die halbe Liebesnacht? - Und nun *verpiss* Dich. Ich weck' Dich gegen acht Uhr, Du musst dann aber nicht aufstehen. - Morgen Mittag müssen wir zum Einkaufen fahren.“

Morgen? - Das war heute! Er fragte erst gar nicht, ob ich dann noch hier sein werde.

Ich schlief schnell und glücklich ein.

Das erste Frühstück

Ebenso glücklich wachte ich vor der Zeit auf, lag wach, dachte über meine Sünden nach, Sünden, die glücklich machen, Sünden, die auch zu bedrücken drohen. Ich stand auf, huschte zu Jan hinüber und legte mich zu ihm – ohne zu fragen.

Er schien zu schlafen. Aber sein Arm grub sich unter mich hindurch, und dann hob mich dieser Arm hoch und legte mich auf diesen scheinbar im Schlaf versunkenen Körper. Wange an Wange genossen wir einander mit leichten Zärtlichkeiten.

*

Das erste Frühstück des Tages war auf der Terrasse gedeckt, der Kaffee duftete durchs Haus, und ich kam gerade recht, um nicht unhöflich zu sein.

Jan streichelte mir mit dem Handrücken über die Wange, gab mir einen lieben Kuss, sprach ein sanftes <<Guten Morgen – meine Maus>>, und sorgte sich um die Zutaten.

Dabei fiel mir ein seltsamer Schrank in der Küche auf, den ich schon gestern gesehen aber nicht so richtig wahrgenommen hatte: in Gänze hergestellt aus massivem Leimholz, so wie man es von Küchenplatten kennt. Ein Über-Eck-Schrank, mit großer Platte, darüber offene Regale und darunter auf jeder Seite drei Schubladen, bestimmt einen halben Meter breit, sechzig Zentimeter wird er

mich berichtigen, und bestimmt dreißig Zentimeter hoch, 27 cm wird er sagen. Dazwischen eine Klapptüre über Eck mit einem Rondell dahinter.

„Sag', hast Du das geerbt oder anfertigen lassen, das muss ja ein Vermögen gekostet haben? Das ist ja ein toller Schrank.“

„Anrichte vielleicht. Nein, der war ganz billig, so an die 10 bis 15.000 Mark – wenn ich meinen eigenen Stundensatz rechnen soll.“

„Du willst dieses Monstrum selber gebaut haben? Glaube ich das?“

„Musst Du nicht, ich habe genügend Fotos davon – war 'ne Heidenarbeit. Vor allem die Schränkungen der über Eck-Partie der Schubladen. Bis ich erst mal herausgefunden habe, wie man das geschickt anstellt.“

Ja, jetzt erst sah ich, dass die Schubladen eine gebrochene Kante hatten, so ca. 15 mal 15 Zentimeter, damit die Türe in der Ecke ihren Raum zum Öffnen bekam.

„Wenn das so ist, dann wünsche ich mir auch einen.“

„Doch ja, kein Problem, ich vererbe ihn Dir.“

Nein, gedacht habe ich mir nichts bei dieser Bemerkung.

Wir aßen, Brot: Worüber ich gestern nicht nachgedacht hatte, es war selbst gebackenes, frisches dunkles Brot aus einem Automaten. Dazu Wurst: nein, eigentlich französische Paté, also Fleischpastete, Schinken wie gestern Abend, Käse: frischer Ziegenkäse mit Tomaten-Scheiben und etwas Salz und Pfeffer. Das muss man schon mögen. Zuerst skeptisch, aber dann mochte ich es, vielleicht auch, weil ich es so wollte... Die Butter war leicht gesalzen, die Marmelade selbst gemacht und ebenso köstlich: eingedicktes Pflaumen-Mus von weißen Pflaumen. Und - fein geschnittener Knoblauch. Erst jetzt fiel mir ein, was mich gestern gestört hatte, ohne dass es mir bewusst geworden war: Sein Mundgeruch. Reste seines Frühstücks.

Er bot mir den Knoblauch an; und jetzt erst wurde ihm das kleine Desaster bewusst. Es würde ihm Leid tun, das müsse ja fürchterlich gewesen sein für mich, dieser Mundgeruch; aber es sei ihm einfach nicht präsent gewesen – gestern.

Er bat mich, doch wenigstens ein Kleinwenig davon zu kosten, sonst wolle auch er darauf verzichten. Ich entsprach seinem Wunsch. Etwas unter die Pastete und dann noch etwas Harissa obenauf. Seltsam uriges Frühstück. Ob die Templer vielleicht so gespeist hatten, oder die Sankt Jakobs Pilger?

„War es schön, bist Du glücklich?“, fragte mich der Jan, als ob es einer Frage oder Antwort bedurfte. Ja ich war glücklich. Nur: „Du hast Dich ja doch lange bitten lassen, mon cher monsieur, n'est pas?“, versuchte ich mich.

„Mag sein. Aber Männer sollten sich nicht drängeln. Das ist einer Frau unwürdig. Wenn es soweit ist, dass sie ihn erwählt hat, dann bekommt er das schon mit...“

„Hast Du? Ich dachte selbst im letzten Moment, ich bekomme einen Korb!?“

„Das wäre wohl mindestens unhöflich gewesen, wenn nicht sogar unverantwortlich. Oder?“

Diese Antwort war ja wohl nicht befriedigend, ein bisschen herab würdigend, so fand ich: „Wie meinst Du das? Meinst Du, das wäre grausam gewesen, oder hattest Du Angst vor Folgen?“

„Weder noch. Sei bitte beruhigt. Ich meine, was ich sage. Aber ich habe es genossen, Gerlinde, und es ist mir nicht so leicht gefallen, wie Du denkst, Dich erst einmal abzuweisen. Aber ich wollte es uns auch nicht zu einfach machen. Ich wollte, dass es entweder einen Kick gibt, oder dass wir es lassen!“

„Weißt Du Jan, dass Du einer der seltsamsten Menschen bist, die ich jemals kennen gelernt habe? Du bist irgendwo unergründlich, irgendwie schwer zu durchschauen, entschuldige, aber Du willst

sicher, dass ich ehrlich bin...?“

„Bitte, sei ehrlich, mach mich fertig...“, scherzte er.

„Da gibt es keinen Grund zu scherzen. Weißt Du, dass ich mich manchmal gefragt habe, ob alles in Ordnung ist mir Dir?“

„Du meinst, ob ich schwul bin?“

„Ich drücke das ungern so aus.“

„Mein Gott, Gerlinde, überlege, was Du sagst. Ich bin so was von auf Frauen fixiert. Ich war schon als Junge so hinter diesen kleinen Schlitzchen her, dass es mir noch heute weh tut. Um Gotteswillen. Ich glaube, was Du meinst, ist meine Zurückhaltung Dir gegenüber. Ich muss es dann doch wohl so ausdrücken: Du bist verheiratet, hast einen Sohn. Ich bin ein alter Mann. Wem, frage ich dich, tue ich am meisten weh, wenn einer der beiden von uns erfährt? Was ist mit mir, wenn Du mich in die Wüste schickst, wie es passieren wird? Ich habe so oft unter Liebeskummer gelitten, weil meine Partnerin nicht treu sein konnte oder auch, weil ich ungeschickt, zu stürmisch war, langweilig wurde, usw..

Und dann noch: Ich möchte das eigentlich keinem anderen Mann antun. - Wirklich nicht.“

Ich hatte mir *wirkliche* Männer eigentlich anders vorgestellt. Es mag ja dumm klingen in der heutigen Zeit, sich vorzustellen, wie Männer um eine Frau kämpfen, irgendwo rücksichtslos auftreten; denn irgendetwas Erotisches steckte für mich darin. Etwas, dass den Frauen schmeichelt.

„Würdest Du nicht um eine Frau mit einem Nebenbuhler kämpfen. Ich weiß ja, diese Zeiten sind vorbei, ich meine so im übertragenen Sinne.“

„Oh ja,“ antwortete er ganz gelassen, „wenn die Frau sich bedrängt fühlt und mich darum bittet – klar doch. Wenn sie mich ausgewählt hat, - ja, unbedingt. Ansonsten kämpfe ich nicht um Geld noch Gold, noch um Ansehen und auch nicht, weil irgendein Strohkopf glaubt, ich sei es ihm schuldig – Basta.“

Wie Menschen die Dinge doch verschieden sehen, empfinden können, vor allem, - wie sagt Jan?, unbewusst wahrnehmen.

„Entschuldige“, antwortete ich, „meinst Du Frauen geht es besser? Ich bin auch ein gebranntes Kind. Ich war jahrelang in einen Typen verknallt – als ich jung war, und es ist auch nichts passiert. Schließlich hat sich herausgestellt, er hat mich nur benutzt. Er wollte seinen Eltern gegenüber eine Freundin nachweisen – weil die zu doof waren, ihren eigenen Sohn richtig einzuschätzen. Heute sieht man das in jedem Filmchen, aber damals war das ein Tabu-Thema.“

„Ja, das ist ein großes Problem. Wir hatten Schwule beim Militär. Wenn du keine Ahnung hattest, hattest Du auch keine Chance, das zu erkennen. Aber im Grunde ist das nur gefährlich für latente Schwule. Kein Mensch verführt einen echten Hetero zu den *sogenannten Spielchen*. - Aber bitte, wenn Du mir nicht traust, dann habe ich auch keine Chance. Zweifel sind eine Art Glaube, man findet immer eine Bestätigung.“

Ich staunte nicht schlecht über seine Sensibilität.

Diese Diskussion war eingetreten durch eine kleine Unvorsichtigkeit meinerseits; und ich wusste nicht, wie ich sie wieder in den Griff bekommen sollte.

„Jan, es tut mir Leid. Kannst Du mir verzeihen? Können wir das Thema schließen?“

„Gerlinde. Ich habe verhindern wollen, Dich zu lieben, aber nun ist es passiert – auch Dank Deiner, und ein bisschen Angst habe ich schon, wie es weitergehen soll.“

Les Chatons

Wir saßen auf der Terrasse, naturellement. Es war warm. Eigentlich braucht der Mensch nicht mehr:

Plötzlich tauchen dort zwei Jungkatzen auf und miauen den Jan an.

„Was ist das Jan? Du hältst Katzen? Hätte ich Dir gar nicht zugetraut.“

„Brauchst Du auch nicht. Die habe ich von der Franziska geerbt. Zwei *chatons*, vielleicht ein Monat alt, dort drüben an den Stallungen tauchten sie auf, sie miauten zum Herz Zerbersten. Keine Mutter, die da kam und sie versorgte. Ich vermute, sie hat sie einfach ausgesetzt, instinktiv wissend, dass sie von Menschen versorgt werden. Blöde Bestien. Sie machen Junge wie Bäume Früchte, egal ob sie irgend wo dienlich sind oder nicht – einfach so.“

„Jan, Menschen sind nicht anders. Was glaubst Du denn?“

„Ja, ich weiß, ich war selber einmal jung...“ ...und litt über Hormonüberschuss, der sich in alle Ritzen versenkte, die sich boten, hätte er überflüssiger Weise hinzufügen können.

Mir fiel auf, dass eines der Kätzchen stärker und größer war als das andere. Jan bestätigte das: „Ja, das ist uns aufgefallen. Aber gerade das kleine frisst am gierigsten. Es sieht überhaupt nicht gesund aus.“

Ja der *Bauernhof*, der mir da aufgefallen war. Eigentlich waren es nur Stallungen, die wohl früher einmal zu dem Haus vom Jan gehört hatten. Stallungen mittelalterlicher Konzeption. Die Kühe werden quer zu einem Hang in den Ställen stehen müssen – und das in Europa. Aber offensichtlich nur in den Wintermonaten. Es war kein Milchhof, sondern lediglich eine Unterbringung für Zuchttiere im Winter, die später vor allem nach Italien verkauft werden, wie ihm der Bauer gesagt hatte.

„Und dann hat die Franziska sich ihrer angenommen...?“

„So ist es. Entgegen meinem Rat. Diese Tiere leben wild, versorgen sich mit dem, was sie jagen. Wie willst Du diese Kleinen dazu bringen, später auf die Jagd zu gehen. Du musst Hauskatzen aus ihnen machen. Ich will aber keine Hauskatze.“

„Du magst Katzen nicht?“

„Nein, absolut nicht. Glaubst Du, die würden mich als Haustier halten, wenn sie so groß wie wir und wir so klein wie sie wären? Mitnichten, wir wären ihre ersten und liebsten Opfer, diese Därme in Pelzform. Ist das noch keinem von diesen bekloppten Katzenhaltern aufgefallen?

Außerdem, Katzen haben eine Art, die ich nicht mag. Sie liegend den ganzen Tag faul herum, dann spurten sie ein paar Meter, schlagen irgendein Tier, schlingen es in sich hinein, und dann legen sie sich wieder in die Sonne. Widerlich. - Die einzige Pussy, die ich mag.....“

„...lass gut sein Jan“, sagte ich lachend. „Aber junge Tiere sind doch so anmutig, da muss man doch ein Herz haben?“

„Hab' ich nicht. Mir fehlt da jegliches Schmuse Syndrom. im Gegenteil, ich muss aufpassen, dass ich sie nicht erwürge.“

„Ehrlich? Warum das. Sie tun Dir doch nichts. Sind zutraulich, schmeicheln Dir...“

„Schmeicheln? Sie betteln ununterbrochen. Widerlich. – schmeicheln? – Teufel noch einmal, Das ist mehr als nur lästig. Ich hasse sie. Ich mag mich nicht vereinnahmen lassen, nicht von Arbeitgebern, nicht von Saufkumpanen, nicht von Vertretern dubioser Versicherungen, nicht von Pennern und Bettlern, – und schon gar nicht von Katzen.“

„Und Kinder?“

„Kinder? Kinder sind erst einmal eine natürliche Verpflichtung. Aber, wenn sie erwachsen sind? Auch nicht mehr. Wenn sie klein sind, dann ist das etwas ganz anderes. Das sind kleine dumme Wesen, bei denen man sicher sein kann, dass sie noch nicht deine charakterlichen Defizite erkennen; Kinder, von denen du glaubst, dass sie dich so sehen, wie du dich selber gerne sehen möchtest. - Kinder, da kann man noch auf Harmonie hoffen, nein, Kinder sind etwas anderes.“

Schon interessant, sein Intellekt, sein Zynismus, seine Selbstkritik.

„Und die Bettler? Warum ignorierst Du Bettler nicht einfach – Herrgott noch einmal?“

„Ignorieren? Betteln ist eine Art Befehlserteilung. Und wenn ich etwas nicht ausstehen kann, dann sind das Befehle. Da fangen die Sicherungen bei mir an zu flackern.“

„Du vergleichst Betteln mit Befehlen? Was soll das? Betteln kannst Du einfach übergehen. Befehle nicht.“

„Befehle kannst Du auch überhören. Gehst einfach pfeifend weiter...“

„Da sind aber die Folgen bekannt.“

„Ja, beim Betteln auch. Die Folge ist ein schlechtes Gewissen. Und das haben die Viecher mittlerweile spitz bekommen. So und nicht anders. - Brauchst nicht zu fragen; natürlich nicht bewusst, intellektuell, oder kognitiv, oder reflexiv...“

„...reflexiv?“

„Nein? Für Nachdenken? Nein? Falsch? Egal - Gefundene Katzen sind wie ungewollte Kinder. Keiner will sie haben.“

Dieser Satz traf mich und Jan merkte das.

Leo war kein gewolltes Kind, er war mehr ein Unfall, ein Unfall der Leichtigkeit, der Leichtfertigkeit. Aber schließlich wollte ich zu meinen Taten stehen und akzeptierte schließlich auch noch den Vater dazu. Fehler über Fehler. Über die Zwiespältigkeit von gleichzeitiger Liebe und Hass muss mich seither keiner mehr aufklären. Aber davon wusste Jan nun mal – noch – nichts.

„Du bist zusammen gezuckt? Habe ich etwas Falsches gesagt? - Das mit den ungewollten Kindern?“

„Lass gut sein, jetzt. Ich will Dich nicht unterbrechen, wenn Du erzählst und erzählst...“, ich versuchte entspannt zu Lächeln

„Oh, ich wollte Dich nicht langweilen, sorry...“

„Nun mach schon, werd's los. Du bist ja gar nicht zu halten. Spuck's aus, sonst bringst Du sie noch wirklich um...“

Er sah schon arg betreten drein, und man sah, dass er mit sich kämpfte, ob er beleidigt sein sollte oder nicht. Er entschloss sich wohl zum Letzteren.

„Also gut, - weiß Du, wenn man sie beobachtet beim Essen, nein, beim Fressen:

Du gibst ihnen zwei kleine Schälchen mit Fleisch. Du stellst die Schälchen auseinander. Sie stürzen sich beide auf eines der Schälchen, kabbeln sich um die Vorherrschaft, drängen sich gegenseitig ab. Dann, trennst Du die beiden Katzen, jedes an ein Schälchen, keine Chance: sie verlassen ihr zugewiesenes Schälchen, laufen zu dem Schälchen des anderen.

Hoch intelligent sieht es aus, wenn sie sich auf dem Weg zum dem anderen begegnen, aneinander vorbei laufen, sich besinnen, zurück rennen, sich wieder begegnen...usw. Gelegentlich donnern sie gegeneinander. Natürlich, sie treffen sich dann an einem der Schälchen, fressen erst das eine ratzeputz leer, um sich dann dem anderen Schälchen zuzuwenden.

Ich habe richtige Wut bekommen über diese Unintelligenz und schließlich ein Schälchen auf eine hohe Mauer gestellt und eins der Katzen dazu gesetzt. Keine Chance. Die Katze sprang herunter, um an das Schälchen ihres Geschwisters zu kommen, obwohl absehbar war, dass es runter von der Mauer aber nicht wieder hinauf kommen konnte. Nein, nein. - Sie schlingen alles in sich hinein; egal wie viel du ihnen gibst, und sie betteln weiter.“

So sprach der Jan. Dann war er still. Geruhte nichts mehr zu sagen. Aber, wenn man den Jan etwas näher kannte, dann wusste man, das war eine gefährliche Stille. Da scheint etwas in seinem Kopf abzulaufen, und zwar mit Lichtgeschwindigkeit.

Und richtig. Er holte tief Luft, und da wusste ich, dass es noch nicht vorbei war mit seinen klugen Anmerkungen.

„Gerlinde,“ begann er ganz langsam und hinterhältig, „vielleicht denkst Du, meine Seele sei verhärtet?“ - und grinst verdächtig hinterhältig, „ich denke, vielleicht hast Du sogar recht. Alters verhärtet. Ich erzähle Dir eine ganz kleine Geschichte? Darf ich – ja?“

Ja, gut, er durfte.

„Pass auf. Brasilien. Sao Paulo. Innenstadt. Schönes Wetter. Werktag. Geschäftsleben. Schuhputzer, die dich ansprechen, auf Deine Schuhe schauen und dir mit ihren Augen mitteilen, dass sie den Dreck dort höchst missbilligen. Dann Bettler. Die gut angezogenen Herren ziehen einen Cruzeiro, so eine halb DM aus der Tasche, reichen sie ihnen. Schutzgeld zahlen, man möchte ja in Frieden mit seinen Mitmenschen leben. Also ich auch. Gutmensch sein, dass hat was. Außerdem stehst Du als Fremder dem Begehren machtlos gegenüber – wie Kuckucks-Eltern.

Also, so habe ich mir eines Tages etwas Zeit genommen, habe mich zu einem Kaffee hin gesetzt, um eine erbärmlich wirkende Frau im mittleren Alter zu beobachten. Beim Betteln. Sie saß da, auf dem Bürgersteig, mitten im Weg, mit einem Kind auf dem Arm – vielleicht hatte sie es sich ausgeliehen. Sie streckte den Passanten ihren rechten, so langen wie schmalen Arm entgegen, schaute flehend drein. In der linken Hand hielt sie eine kleines Päckchen Geld, alles kleine Scheine, das sicher nicht so viel wert war, wie es vielleicht aussah. Jetzt folgt der Bettelzyklus: Sie nimmt einen Schein entgegen, bewegt die rechte Hand zur linken, um den Schein dort zu deponieren, während dessen hat sie schon den nächsten Passanten anvisiert, schaut ihn flehentlich an. Und so weiter. Dann, es kommt eine kleine Weile kein Passant, zählt sie das Geld in der linken Hand, teilt ein paar Scheine ab, steckt den Rest in die Tasche. Das geht so eine ganze Weile, bis sie schließlich nach einem solchen Vorgang abrupt aufsteht, und stolz von dannen schreitet. So als hätte sie nun ihren Job gemacht, habe genug verdient und könne sich zu Hause sehen lassen.“

„Du willst sagen, sie betreibt das Ganze geschäftsmäßig!? Das heißt aber nicht, dass sie es nicht nötig hätte!?“

„Nein, das heißt es nicht. Schon richtig. Aber mein Mitleid – ist auch nicht nötig!“

*

Und um auf die beiden Kätzchen zurück zukommen. „Sie folgen ihrem Instinkt, so einfach wie eindeutig! Kleine Katzen sind wie kleine Kinder, sie sind noch nicht soweit. Unsere Kinder müssen geduldig lernen, bis sie Empathie empfinden können für den anderen – und teilen können“, merke ich an.

„Ja, pardon, meine Liebe, aber Katzen lernen das nie“ sagt der Jan, „aber egal, so ist das – auch bei uns. Und - je älter ich werde, desto mehr verfestigt sich der Eindruck oder gar die Überzeugung, wir sind alle nur Geschöpfe, Maschinen, die ihrem Programm folgen. Diese Programme sind nicht erarbeitet über die Millionen von Jahre, die sind geschaffen, eingegeben. Überlebens angepasste Programme. Das scheint mir sicher.“

„Erstaunlich, Du sagst damit, dass Du an die Schöpfung glaubst? Ich dachte....“

„Nein, nicht an die Schöpfung. An Schöpfung – das ist ein Unterschied, bitte. Ja, es ist richtig, ich kann es mir nicht anders vorstellen. Das ganze System ist zu ausgefeilt, als das alles Zufall sein kann. Aber sicher hast Du recht, der Gott der Bibel ist für mich ein Kunstgott – menschliche Schöpfung!“

„Das klingt schon ein bisschen vermessen – oder?“

„Ja? Klar, ist es auch. Vielleicht. Nein. Ich spreche doch nur zu Dir, ich predige doch nicht. Das ist einfach meine Überzeugung, mein Glaube. Andere behaupten, sie seien Angehörige eines auserwählten Volkes. Ist das nicht vermessen?“

„Ich meinte, wo ist die Begründung dafür?“

„Ja, okay. Die Begründung ist, dass die *Geschöpfe*, so verschieden sie sind, sich in ihren wesentlichen oder lebenswichtigen Verhaltensstrukturen zu ähnlich sind. Selbst unter Kühen kannst du diesen Grad von Futterneid entdecken. Und wenn sie verschieden sind, dann Mosaik artig. Vom Menschen will ich gar nicht reden.“

„Das ist zu wenig für eine Begründung. Wir kennen doch die Anpassung auf veränderte Umgebungsbedingungen. Muss ich doch Darwin gar nicht bemühen – oder?“

„Musst Du nicht. Das ist aber auch Teil des Programms. Selbst moderne Computer-Programmierer versuchen sich schon in diese Richtung: dem Computerprogramm das Lernen lehren!“

„Du meinst, in vielleicht einer Million Jahre kommst du auf die Weide und die Leitkuh wünscht in guter Landessprache: <<...hallo Chef, guten Morgen, hast du gut geschlafen...?“

Der Jan lachte. Endlich hatte sein Partner sein Niveau an *Flapsité*, wie er sich ausdrückte, erreicht.

„Ich bin nicht sicher, aber ich denke, wenn die Mathematik mal ein paar Schritte weiter ist, dann wird sie beweisen können, dass man zumindest in der Urzelle einen Schöpfungsakt erkennen muss. Ungeachtet der Vielfältigkeit an Spezies ist doch eine gewisse Geradlinigkeit zu erkennen, die man doch in Evolution erkennen kann. Die Varianz und die Anpassungsfähigkeiten müssen schon dort installiert gewesen sein, sie lassen eigentlich auf einen *Übersinnlichen Geist* schließen.“

„Aber, Jan. Schöpfung setzt einen Schöpfer voraus? Ich dachte, Du seist Atheist?“

„Bin ich? Bin ich! Nein, - eigentlich nicht. “

„Nein, richtig, Du sagtest, Du seist ein Agnostiker – ja?“, fragte ich etwas vorsichtig.

„Agnostiker? Klar, wir sind alle Agnostiker! Wer das Gegenteil behauptet, ist blöde oder ein Heuchler. Nein. Ich bin ganz einfach ein Unwissender - erklärtermaßen. Wir haben – alle – nicht die geringste Chance, auch nur in die Nähe eines Hauchs einer Ahnung zu gelangen. Niemand! Lass diesen Gottesbegriff aus dem Spiel, er hat nirgendwo etwas verloren. Wir hatten das schon einmal.“

„Dann, bitte, Jan, Du auch.“

*

Wir verließen dieses heiße Thema ohne Ende und kehrten noch einmal zurück zu den Katzen. Dass Katzen erst einmal nicht satt werden, auch wenn sie den Magen voll haben, da sich das Sättigungsgefühl bei dieser Art der schnellen Nahrungsaufnahme noch gar nicht eingestellt haben kann, das wusste man aber. Diese Tiere fressen wirklich schnell und zu viel, weil sie nicht wissen, wann sie jemals wieder etwas bekommen werden. Und Jan weiter:

„Wenn Du es übers Herz bringst, und sie nicht beachtest, dann geben sie irgendwann auf – fühlen sich dann wohl endlich satt, legen sich für Stunden zum Schlafen oder Dösen hin. Und dabei fällt mir auf, dass auch manche Dick-Menschen sich so verhalten. Sie (fr)essen zu schnell - und weit über ihren Bedarf hinaus. Widerlich, diese Katzenmenschen.“

„Hunde auch. Es gibt immer Parallelen im Sozialverhalten zwischen Menschen und Tieren, Jan. Wir sind ja nichts anderes, haben die gleichen Bedürfnisse. Aber es gibt keine genetische Zugehörigkeit, z.B. wie...“

„...Katzen und – sagen wir mal – Banker?“

„Nein, das ist Quatsch. Man kann nicht sagen, ich bin ein *Katzen-Mensch* oder ein *Wolfs-Mensch*, und keiner würde von sich sagen, er sei – vielleicht – ein *Rind-Mensch*, oder so etwas. Das ist Blödsinn.“

„Aber meiner ganzen Einstellung nach würde ich mich eher mit einem Pflanzenfresser als mit einem Raubtier identifizieren. Das wäre aber doch der erste Ansatz. Meinst Du nicht?“

„Nein!“

Nun war ich doch unsicher geworden. Vielleicht ist es ja doch so, dass Menschen sich unter den verschiedenen Bedingungen sehr verschieden entwickelt haben. Der eine zum Räuber und der andere zum Altruisten, der eine zum Fresser und der andere zum Asketen, der eine entdeckt in Anbetracht eines schwachen Kollegen seinen Schutzinstinkt und der andere seinen Jagdinstinkt. Oder haben wir doch einen Freien Willen?

Blödsinn, sagt der Jan, das mit dem Freien Willen. Wir unterlägen alle den gleichen Lebensbedingungen. Sein Vater sei zeitlebens ein Vorbild an Moral gewesen – auf dem Sterbebett aber habe Er unwillentlich seine wahre Natur verraten. Er habe offensichtlich Zeit seines Lebens in Gedanken anderen Frauen zwischen den Beinen herum gefummelt.... Na so etwas. Ganz was Neues.

„Du isst aber Fleisch – oder?“, fragte ich den Jan ein wenig heuchlerisch.

„Nun ja, natürlich. Mein Stoffwechsel benötigt das.“

„Vielleicht täuscht Du Dich. Ignoriere das einfach. Und warte ab.“

Ich dachte, wer so klug ist, könnte ja mal ein Eigenexperiment wagen – oder es sich mal durch den Kopf gehen lassen, wie viel Vegetarier oder Veganer in ihm steckt.

„Nein, das funktioniert nicht. Ich habe da eine kleine Geschichte, willst Du hören?“

Eine kleine Geschichte, ich weiß doch, wohin das führt.

Nein, eine wirklich kleine. Also, er habe den Bauern von nebenan gefragt, ob er wisse, ob die Tiere, also seine Kühe, von dem reinen Gras leben oder auch von den Klein-Insekten usw., die sich darin befinden. Das sei so eine Art Eingebung auf der Terrasse gewesen. Es sei schon eine ganze Weile her.

Der Bauer habe geantwortet, dass er die Frage gar nicht verstehe; natürlich lebten sie vom Gras. Insekten? Könne er sich nicht vorstellen.

Dass die Frage Blödsinn sein müsse, hatte er dem Jan freundlicherweise nicht gesagt.

„Ich vergaß das Ganze erst einmal. Dann aber kam es dick: Ich las in einer Zeitschrift, dass Inder, die im Westen leben und sich dort nun nur vegetarisch ernähren, krank werden.“

Und warum, habe sich erst nach längerer Untersuchung ergeben: Die Gemüse und Salate sind hier zu Lande zu sauber, ihnen fehlten die Mikroorganismen, mit denen ihr Salat und ihr Gemüse in der Heimat *belastet* waren, und die zur Ernährung unbedingt erforderlich sind: es fehle ihnen dann am Vitamin *sowieso*, aber den Namen des Vitamins habe er vergessen.... - Punkt. Geschichte fertig.

„Also, essen wir Sommersalate mit Crevetten?“

„Ja, gerne, gegrillt bitte. Und etwas Kaviar darf es auch noch sein. Danke.“

*

„Und was machst Du mit den Tieren, wenn Du abfährst? Nimmst Du sie mit?“

„Gott behüte.“ Entweder, so meinte er, kümmere sich die Nachbarin, die Bäuerin, um sie, sonst würde er sie in ein Tierheim bringen. Keiner der Nachbarn oder Bekannten wolle sie haben und kenne auch niemanden, der sie haben wolle. Sie wachsen auf dem Lande wie eine Plage auf.

„Sie brauchen ja nicht viel, wenn sie einigermaßen erwachsen sind. Man muss ihnen das künstliche Futter langsam abgewöhnen, dann versorgen sie sich schon selber.“

„Jeden Tag eine Maus fangen ist für eine solche junge Katze aber schwierig. Sie haben das ja noch nicht einmal gelernt.“

„Das ist richtig – und ich auch nicht. Ich habe mich erkundigt, und langsam fangen sie auch an damit, nämlich: Katzen fressen – wenn sie keine Maus fangen, Kerbtiere. Die kleine Katze, die ist sehr vive, sie kaut mitunter auf einem Insekt herum. Ich habe das auch nicht gewusst, aber seit ich es weiß, bin ich etwas beruhigt, was ihre Ernährung angeht.“

„Wie nennst Du sie denn?“

„Nennen? Ich benenne keine Katze. Zu der kleinen sage ich: <<Komm her du verdammter Kater oder du verdammte Katze zu der größeren...“ Er kicherte.

„Bist Du unfreundlich. Woher weißt Du ob sie Kater oder Katze sind? Hast Du schon...“

„...nachgeschaut? Nein, pfui. Nein, die kleine ist enorm aggressive, flink, klettert auf Bäume, ohne zu wissen, wie sie da wieder runter kommt. Die große steht wie blöde davor.“

„Ist doch kein Mangel, wenn ein Wesen vorsichtig ist?“

„Mangel? Wollte ich auch gar nicht sagen. Ich sagte *wie blöde*, nicht *blöde*. In Wirklichkeit ist sie die Klügere von beiden. Nein, es sieht nur so aus. Und dieser Eindruck zieht sich durch die ganze Tierwelt – wenigstens bei den Warmblütern – denke ich?“

„Aha,“ sagte ich und wollte mir die Tiere ansehen. Aber sie ließen keinen an sich heran. Man musste ihnen etwas zu fressen geben; dann allerdings konnte man sie am Schwanz hoch heben und sich diese Mikro--Geschäftswelt anschauen, während sie munter weiter fraßen. Tatsächlich, Jan hatte recht.

Jemand wollte uns retten. Das Telefon machte *Bimblebimm*. Herr je', ich muss die Marlene anrufen. Franziska rief an. Sie rief jeden Morgen an, sagte Jan, und verschwand mit dem Hörer in der Hand. Irgendwie hörte ich meinen Namen und den von Marlene, aber sonst wollte er wohl nicht gestört werden. Er kam zurück.

„Du hast meinen Namen erwähnt, und den von Marlene auch. Spinnst Du?“

„Ich, spinnen? Warum? Ich habe ihr gesagt, dass die beiden Mädchen aus München in der Nähe Urlaub machen, und mich hier heute besucht haben. Damit ist schon alles gesagt. Ich kann ihr das nicht verheimlichen; wir haben Nachbarn, die erzählen ihr das.“

Und dann erzählte er mir eine kleine Geschichte, die man getrost übergehen kann:

„Einer, der Maurer, der das alles hier renoviert hat, hat einmal zu der Franziska gesagt, so im Ton des Vertrauens: <<Frau Franziska, Sie sollten ihren Mann nicht so lange alleine lassen, ich habe ihn hier mit einer jungen Frau erwischt>>. Die Franziska lachte nur.

<<Sagen Sie,>> frag ich ihn ganz cool, <<erinnern Sie sich noch an die Haarfarbe?>>

Fragt der: <<Auf dem Kopf?>> -

<<Klar,>> sage ich, <<wo sonst?>> -

<<Ja,>> sagte der und denkt künstlich nach, <<ich glaube, die war blond.>> -

<<Siehst Du, mein Schatz,>> sage ich, mich an die Franziska wendend, <<was die Leute sich alles zusammenreimen, die war nämlich Kastanien-farbig.>>“

„Schön,“ sagte ich artig. Aber das stimmt nicht ganz...“

„...das mit den Kastanien..?“

„Nein, mit uns! - Marlene und mir.“

„Stimmt. Die ganze Wahrheit aber geht niemanden etwas an. Wenn Du jemals wieder abreisen solltest, werde ich ihr sagen, dass Du alleine hier warst, weil Deine Freundin zurück auf die Insel wollte. Wir werden schon noch einen Grund finden. - Ist das aufrichtig genug? - Falls sie mich überhaupt fragen wird – sonst nicht.“

Ich entspannte mich etwas. Ein Filou, wie er im Buche steht. Ob die Franziska sich dessen bewusst ist?

„Du bist ein Hund – pardon, ein Wolf...“, scherzte ich.

„...Gott sei Dank...Hunde sind mir zu dekadent! Ach ja. Mir ist noch etwas eingefallen - hier mit den Katzen. Die Franziska fütterte sie in gleichen Rhythmus, wie wir aßen. Sie übertrug einfach unter Essverhalten auf das Fressverhalten der Tiere, diese Henne. Vielleicht auch, weil man, wie ich wohl schon sagte, man nicht gut essen mag, wenn man andere zu hungern glaubt. - Und nun betteln diese Tiere ständig hier herum.“

„Ist ja klar. Aber ich dachte, Deine Franziska sei eine kluge und intelligente Frau...?“

„Keine Häme bitte. Man muss das spezifisch sehen. Ein Wal ist keine Schwalbe, und eine Schwalbe...“

„...keine Löwe....und ...“

„...und Du bist nicht die Frau Professor. Und nur diese sind omni-intelligent! - Also, weil ich mich über diese Bettelei so geärgert habe, habe ich sie hungern lassen, bis sie sich von alleine melden. Ich habe richtig Lust bekommen, sie miauen zu hören und klagen zu sehen und dabei eine Art Zynismus gespürt. Schrecklich.“

„Ja, ich kenne das Gefühl. Das ist leider so. Als der Leo klein war und ständig schrie, da ging mir das ähnlich. Das war eine der schrecklichen Selbsterfahrungen, die ich gemacht habe. Ist aber ganz normal. Muss Dich nicht weiter belasten. Nur, Du solltest versuchen, nicht so mitempfindend zu sein. Damit ist der Weg zur Grausamkeit gepflastert.“

„Du hast sicher recht. Aber belasten? Nein, das belastet mich nicht. Ich meine etwas anderes. Diese Erkenntnis, dass auf Untaten eine entsprechende Reaktion folgt. Schließlich habe ich zu allem Überfluss der einen wohl auf den Schwanz getreten oder auf die Füße, aus Versehen, während sie mir um die Beine strich. Erst hat sie miaut und mich dann mir mit aller Kraft in den Zeh gebissen. Glaube mir, ich hatte eine Wut, ich hätte sie am liebsten gegen die Wand geworfen.“

„Also, auch das ist keine Weisheit...Hast Du es desinfiziert?“

„Sofort. Mit Jod. Immer im Haus – kiloweise.“

„Probleme hast Du wegen so ein paar hundert Gramm Katzen. Hast wohl viel Zeit hier, hmm?“ Und dann gab Jin-Jan den Tieren liebevoll etwas zu fressen.

*

„Jan, was mir sorgen macht, das sind Deine offensichtlichen Wutanfälle – mal in Verbindung mit den Katzen; aber das könnte sich ja auch auf andere Wesen wie Menschen beziehen? Was denkst Du, woher das kommt?“

„Keine Ahnung. Vielleicht ist das 'ne Schutzfunktion, ich muss diese blöden Viecher ja bald sich selber überlassen. Und da eignet sich Wut am besten. Auf der anderen Seite bin ich auch von Hause aus ein bisschen nervenschwach. Das ist wirklich wahr, stimmt mich selber manchmal bedenklich. Wie kommen solche Exzesse zustande wie Ausrasten vor Wut, Amoklauf, Mord im Affekt? Ich bin noch nie ausgerastet, weder den Katzen noch sonst jemanden gegenüber. Aber im Ansatz...?“

„Ja, nun. Ich denke, wir tragen alle Arten von Unterprogrammen in uns, die uns bei einer ausweglosen Situationen helfen sollen. In die Enge getrieben wird ein Feigling plötzlich zum Berserker. Wir beobachten diese Reaktion oft bei Tieren, aber eben leider auch auf dem Schulhof.“

„Mobbing? Auch bei nervenstarken Menschen?“

„Ja. Aber körperlich schwache haben im allgemeinen auch das schwächere Nervensystem.“

Ich beobachtete ihn, ob er eine Regung zeigte und versuchte ernst zu bleiben; ich erwartete Widerspruch oder eine Verlegenheits-Reaktion. Welch ein so kräftiger Mann wie Jan lässt sich schon gerne unterstellen, er sei schwach – dazu noch nervenschwach?

Aber Jan blieb beherrscht und versuchte seinerseits nur nachdenklich zu erscheinen und antwortete dann mit einer Banal-Aussage: „Aha, gut, gut. Also die heutige Jugend...“, und meinte

offensichtlich mich damit, „scheint ja doch recht gebildet und reif zu sein...“

Ich konnte mir schließlich ein Lachen nicht verkneifen und lenkte schließlich ein: „Jan, das war mal ein Scherz von mir. - Ich weiß es nicht. Nervenstärke ist ein komplexes Sujet, ich denke, man kann das nicht so verallgemeinern. Dazu gehören noch viele andere Faktoren.“

Aber er blieb nachdenklich: „Ja, hab' ich mir fast gedacht und wollte Dir mal nicht widersprechen. Aber es gibt mir trotzdem zu denken. Weißt Du, ich habe über sogenannte Helden gelesen. Zum einen, wie sie Helden wurden, aber wichtiger noch, was aus ihnen wurde. Sie sind allesamt als Nerven-Wracks gestorben. Überlebter Flugzeugabsturz, Kriegserlebnisse; man lese die Berichte über den berühmten Pazifik-Helden *Pappy*, frag Deinen Sohn, er muss ihm in seinem Pazifik-Krieg begegnet sein. Überlebte Schiffsuntergänge. Wir hatten einen der wenigen Überlebenden des Untergangs der *Scharnhorst* an Bord, der Mann erschrak bei der kleinsten Unstimmigkeit zu Tode. Das ist so. Ich glaube, dass man sich von schweren Erlebnissen nie wieder ganz erholt. Das ganze Leben lang nicht.“

„Und verrätst Du mir Deine Todes-Erlebnisse?“

„Ja“, lachte er, „eine habe ich Dir schon erzählt, die mit der Noratlas, die anderen erzähl ich Dir, wenn wir mal *viel* Zeit haben und ich arg betrunken bin.“

Es sei hier erwähnt, ich habe ihn nie betrunken oder auch nur angetrunken erlebt.

*

Plötzlich war da etwas ganz anderes: So wie ich über die Wiesen und Weiden schaue, sehe ich, wie sich das Oberteil eines Schiffes durch die Wiese schlängelt – etwas 300 oder 400m entfernt.

„Jan, was ist das denn dort?“

„Das ist ein Schiff, was soll das sonst sein?“

„Ein Schiff? Durch die Weiden?“

„Nein, über die Charente. Hab' ich's Dir nicht gestern gesagt?“

Doch, hatte er. Aber ich hatte mir das nicht vorstellen können. - Lustig, dieser Anblick. Einige Kilometer nur Weiden, dann etwas Wald, und mitten drin ein Schiff.

„Jan?“ „Ja, was ist?“ „Ich muss die Marlene anrufen. Wir haben das so vereinbart...“

„Gut, mach das. Sag ihr bitte, sie soll sich einen Mann suchen, - oder frag sie, ob sie den Wagen braucht, wir bringen ihn hin, oder frag sie, ob sie hier wohnen will, dann holen wir sie.....“

„Das sollte Dir so passen. Sie ist eine attraktive Frau, schließlich schickst Du mich weg...?“

Er strich mir über's Haar: „Das, glaube ich, kann nicht passieren – niemals!“

Marlene war nicht zu erreichen, *sie sei ausgegangen*, hieß es. Etwas später rief sie an; sie freute sich, dass es mir gut ging, und machte mir Mut noch zu bleiben, wenn es mir gefalle. Sie komme gut zurecht. Sie wolle morgen wieder anrufen. Schönen Gruß an meinen Prinzen. Okay.

*

„Jan?“

„Ja?“

„Du wolltest an Deinem Backofen bauen, und nun sitzen wir hier und quatschen über Gott und die Welt.“

„Siehst Du, diese Gott verdammten Katzen! Nun, ja. Mach' ich heute mal blau. Morgen dann aber im Ernst – ja?“

Wir gingen ein wenig im Garten spazieren, sprachen über dies und das. Die beiden Katzen folgten

uns, fegten wie wie wild durch Büsche und Hecken, genossen die Sicherheit, die wir ihnen boten.

Es war die Zeit irgendwelcher Gipfeltreffen und Revolten von Jugendlichen, und wir sprachen etwas über das Problem der Globalisierung, d.h. auch die Ablehnung, die sie hervorrief, die Unterstellung, die heimischen Märkte zu verzerren und so weiter. Es war mir ein Anliegen zu der damaligen Zeit. Ich fragte ihn nach seinen Erfahrungen im Ausland.

„Ja, ich habe nie diese Militanz dieser Leute verstanden. Globalisierung bedeutet für mich Ausgleich der Volkswirtschaften, z.B. Absatz von Produkten im Ausland, wenn der heimische Markt gesättigt ist, Import von Produkten, die dort preiswerter hergestellt werden können...“

„Globale Arbeitsteilung, meinst Du? Unter den Bedingungen von Kinderarbeit?“

„Das ist für mich ein Nebenschauplatz. Man kann oder muss darauf hinarbeiten, dass die Kinder geschützt sind, aber das liegt in der Verantwortung des jeweiligen Landes. Wenn Du Länder sperrst, die Kinderarbeit verrichten lassen, dann bestrafst Du alle Leute in diesem Lande, und die Kinder dort obendrein. Also so geht es auch nicht.“

„Es installieren sich Firmen in andere Länder und geben dort Standards vor, die die dortigen Firmen nicht einhalten können. Sie machen dort die kleinen Firmen kaputt.“

„Ist alles richtig. Wenn diese Länder es vorziehen, auf dem Niveau von Hilfskräften zu verharren, wird sie keiner zu ihrem Wohl zwingen. Aber die Leute im jeweiligen Land werden das nicht wollen. Sie wollen moderne Produkte, sie wollen keinen kunstvoll geschmiedeten Bollerwagen, sie wollen einen Opel oder VW. Soll jemand aus dem Exportland darüber befinden? Ich denke nicht. Die ganze Diskussion mutet mir an wie ein Diktat zur Bescheidenheit für die zweiten oder dritten Länder. Da will man die Kleintierzüchter in Afrika gegen Billigimporte aus Europa schützen. Das kann doch nicht sein, dass man die Leute dort zwingen will, sich mit den Mikro-Angeboten im eigenen Lande zufrieden zu geben. Die dortigen Monopolisten halten sich den Bauch vor Lachen. Konkurrenz tut Not – immer.“

„Was hast Du denn da in Brasilien für Erfahrungen gemacht?“

„Ich habe zur Globalisierung eine Meinung aber keine sonderlichen Erfahrungen. Als ich dorthin auswanderte, da wollte ich als erstes natürlich mal in eine fremde Welt, das war der Grund. Aber dann war ich überzeugt, ich könne etwas bewirken in diesem Land. Ich glaube, dass alle so dachten, die ich dort traf. Nur meine Namorada nicht: <<Ganz schön mutig, so zu argumentieren,>> sagte sie irgendwann beim selben Thema.

Heute fällt mir auf, wie blind man schließlich sein kann, wenn man im Wald ist. Und das geht nicht nur mir so, d.h. Leuten auf meinem bescheidenen Niveau, das geht auch den Verantwortlichen so. Ich habe das so erfahren.“

„Du hast nie ein schlechtes Gewissen gehabt, dort zu arbeiten? Ich meine, Du hast das Abenteuer abgebrochen. Warum?“

„Warum? Weil ich es Leid war. Ich habe Dir davon erzählt. Aber heute fällt mir noch etwas anderes ein. Denn, die deutschen Firmen waren ja laut Gesetz brasilianische Firmen geworden, in denen die Deutschen nur bedingt das Sagen hatten. Sie konnten nicht einstellen, wen sie wollten, nicht bezahlen, wie sie es für richtig hielten. Im Gegenteil, sie waren dort dem ganzen korrupten Klüngelkram unterworfen.

Ich bin also so mies bezahlt worden, dass es keinen Spaß machte – und das war Absicht. Die Brasilianer wollten keine Deutschen. Nicht einmal die Alt-Deutschen, die dort bereits zu Hause waren, wollten die Neu-Deutschen! Sie fühlten sich ausgebeutet von *denen* oder hatten Angst, ins Hintertreffen zu geraten mit ihrem Schlendrian. Mir hat ein Deutsch-Brasilianischer Kollege gestanden: <<...was brauchen wir *die* denn da...?>>. Gemeint waren Montage-Kollegen einer deutschen Firma.“

„Und stimmt das nicht?“

„Nein, absolut nicht. Vielleicht empfanden das einige so. Sicher, wir orientierten uns an anderen Gehältern als die dortigen Leute, aber wir brachten etwas mit, das den jungen Ingenieuren dort fehlte, nämlich etwas mehr an Erfahrung, und! - die Vertrautheit mit der Heimatsprache, nein besser, mit der Sprache des Produktherstellers. Das ist wichtig. du kannst nicht alles gleich eins zu eins in die fremde Sprache übersetzen. Das ist nicht realistisch. Die deutschen Firmen haben sich die Finger nach uns geleckt – und konnten oder durften uns nicht bezahlen. Meine Bekannten sind fast alle innerhalb eines Jahres wieder nach Hause gegangen. Natürlich hat es der eine oder andere gut getroffen und wollte auch dort bleiben. Mir wäre es ja fast auch so ergangen.“

„Die deutschen Firmen wollten aber im Ausland Geld verdienen....“

„...ist ja noch nichts Falsches daran!? Außerdem wollten sie für den dortigen Markt angemessen produzieren; und auch um diese Produkte besser auf dem Weltmarkt unterbringen zu können. Wo ist das Problem?“

„Das Problem kommt dann, wenn die Firma nicht mehr genügend Erfolg hat. Sie schließen die Firma und entlassen Leute, kümmern sich nicht mehr um sie. Will sagen, der ausländische Steuerzahler muss dann für diese Leute aufkommen?“

„Ja klar, das ist auch bei ausländischen wie bei deutschen Firmen in Deutschland der Fall. Und wir freuen uns über jede dieser Firmen, die hier produzieren will. Außerdem, die Firmen zahlen während der produktiven Zeit, wenigstens hier bei uns, 50% der Sozialabgaben an die Gemeinschaft.“

„Dann aber nimmt sie das know-how mit und lässt die Leute am Ort?“

„Du meinst, know-how, das im Lande mit den dortigen Leuten erworben wird? - Also gestohlen wird – sozusagen?“ -

„Ja.“

„Ja, kaum. Im allgemeinen bringen sie das know-how mit. Warum, glaubst Du, bemühen sich die Chinesen und auch andere Länder so um Investoren, die im Lande produzieren, vielleicht so gar neue Produkte entwickeln, deren know-how sie dann klauen können - regelrecht.

Aber Du hast im Prinzip recht: der Staat muss für ordentliche Gesetze sorgen, dass die Firmen sich sozial verhalten, insbesondere wenn sie das Land verlassen.

Ich fand diese Regelungen in Brasilien ganz in Ordnung. Unsere Firma konnte nicht Geld abziehen, wie es wollte. Es musste zu einem Teil wieder investiert oder anders gebunden werden.“

„Ein Problem sind die Patente, die während dieser Phase angemeldet werden. Wem gehören die am Ende?“

„Dem Investor, wenn er so klug ist, sie im Heimatland anzumelden, sonst eben der Tochter im Ausland – oder?“ seufzte Jan, „aber, Gerlinde, lass uns nicht streiten. Die Welt ist kein Paradies. Und Du und ich, wir machen keins d'raus. Ich möchte nicht, dass unsere Freundschaft an ideologischen Felswänden zerschellt.“

Im Prinzip hatte er sicher recht. Ich erinnere mich an etwas Gelesenes. Da war das Beispiel Nürnberg im Mittelalter . Die Handwerker-Stände hatten erreicht, dass Handwerkern aus anderen Gegenden und besonders aus dem Ausland verboten wurde, ihre Dienste in Nürnberg anzubieten. Sehr schön für die Nürnberger Handwerker. Nur, über lang waren *sie* es, die ins Hintertreffen gerieten; während alle Welt sich entwickelte, blieben die Nürnberger Handwerker auf ihrem Niveau und verpassten den Anschluss. Die Folgen sind leicht nachlesbar. Das darf nicht sein.

*

Auf unserem Spaziergang betraten wir ein fremdes Anwesen. Das Haus, ebenso alt wohl wie das Haus von Jan, wie alle Gebäude dort, hatte geschlossene pinkfarbene Fensterläden.

„Darfst Du das Anwesen betreten.“

„Und ob ich das darf. Da wohnt Soisick, eine Bretonin, eine Architektin in Paris. Wir sind befreundet, laden uns gegenseitig ein. Eine stolze und charmante Frau.“

„Und? Habt ihr 'was mit einander?“, wollte ich wissen. Jan schaute verdutzt drein.

„Nein, um Gottes Willen. Sie bringt ihre zwei Söhne mit, manchmal ihren Mann, manchmal auch nur ihren Kompagnon. Außerdem ist das ja eine Ausnahme, dass ich hier alleine bin. Was denkst Du denn, was die Gesellschaft alles so akzeptiert, hm?“

„Und wenn es eine Gelegenheit gäbe?“

„Mein Gott, wenn sie vor meinem Bett stünde, sagte, sie sei erwachsen und geimpft? Ich weiß nicht...?“

Er bekam einen Boxer von mir auf die Brust, nahm mich in die Arme und lachte. Ich bekam einen seiner seltenen Küsse.

Das Anwesen lag etwas erhaben gegenüber dem von Jan, und nun sah man von der Terrasse dort die gesamte Landschaft, wie sie ruhig da lag, am Horizont ein Örtchen nur. Wenn man nur lange genug herum läuft, wird man bestimmt irgendwo auf J.W.v.Goethe treffen, wie er da mit seinen zwei verschieden langen Beinen auf irgend etwas sitzt und Pause macht – von seinen langen Wanderungen, dieser Weltenbummler, dieser.

Von hier aus sah man dann die Charente, wie sie sich durch die Wiesen schlängelt, mit unbefestigten Ufern und Weiden für Kühe zu beiden Seiten. Wir nahmen uns je einen Pfirsich vom Baum, wissend, dass er uns gegönnt war, und genossen dieses kleine geliehene Paradies.

Wir aßen ein Schnittchen und sparten uns den Appetit für später auf. .

Der Nachmittag

Wir fuhren nach Rochefort sur Mer – obwohl es nicht am Meer liegt, sondern an der Charente, die ich heute von ferne hatte bewundern können. Aber immerhin, es war ein Meereshafen, ein alter aus der Zeit der Segelschiffe. Die Ufer sind zum großen Teil unbefestigt, und während der Ebbe möchte man gar nicht hineinfluten wollen. Denn durch diesen Schlick ans Ufer zu gelangen, war kaum vorstellbar. Dann war er auch ein alter Kriegshafen. Sie hatten hier große Handels- und Kriegsschiffe innerhalb von sechs Monaten gebaut. Heute geht so ein Nachbau über ein Jahrzehnt und mehr.

Jan besuchte mit mir die Werft, auf der ein Nachbau realisiert werden soll. Die *Hermione*, ein Nachbau des Segelschiffs, das unter dem Kommando des Generals Lafayette die amerikanischen Rebellen mit Proviant, Kriegsgerät und Munition versorgt hatte. Heute kennen wir diesen Krieg unter dem Namen *Unabhängigkeitskrieg* und führen an, dass er ca. 10 Jahre vor der *Französischen Revolution* lag. Aber das ist sinngemäß falsch. Die *Französische Revolution* fand 10 Jahre später statt. Nicht von ungefähr ist sie ein Kind des *Unabhängigkeitskrieges*. Die *Sünden* Ludwigs des XVI'ten, wenn man diesen Terminus gestattet, den Engländern zu schaden, wandten sich schließlich gegen ihn. „Sieht das keiner? Bin ich dumm?“, hatte Jan gefragt, als wir über dieses Thema sprachen.

Kennen wir diesen Grad von staatlich verordneter Dummheit nicht auch aus unserer Geschichte? Die Demütigung, die Bismarck den Franzosen 1871 hat *zukunft* lassen, war sie nicht in die Versailler Verträge eingeflossen? Mussten die Deutschen sich wundern? Oder in unseren Tagen? Unterstützung der Afghanen gegen die Russen, heranzüchten der Taliban, und was dann daraus wurde?

Zum Zeitpunkt der Besichtigung waren die ersten Schritte für den Bau unternommen worden. Das Auslaufen war für 2007 geplant. Heute, wenn ich diese Zeilen schreibe, wird das Jahr 2011 anvisiert. Den Bau eines solchen Schiffes aus nächster Nähe zu besichtigen, war sehr eindrucksvoll. Die Franzosen hatten das super organisiert. Überall Erklärungen über den Bau des Schiffes, seine

Herstellung, seine Funktionen, Erklärungen hinsichtlich der Fachausdrücke und dann auch etwas über die Gepflogenheiten der Organisation des Militärdienstes. So hatte ein jeder Bürger, so die Erklärung, von Zeit zu Zeit einen Militärdienst an Bord eines Schiffes zu leisten und im Kriegsfall sich sofort zu melden.

Das war mir neu. Ich hatte gedacht, dass aller Militärdienst zu dieser Zeit auf Freiwilligkeit beruht habe, auf Söldnerheere eben, und dass erst Napoléon auf diese perfide Idee gekommen sei, Bürger zum Dienst zu verpflichten. Aber – bin ich ja wohl auch kein Militär-Historiker?

„Da siehst Du es, wie alt diese Idee schon ist...“

„...der Wehrpflicht? Und wozu soll das gut sein, wenn die Leute nicht motiviert sind, wie Du ja bereits dargetan hattest?“

„Zumindest mal zur Vorsorge von Inzucht. Ich hoffe, die Franzosen bleiben bei Ihrer Wehrpflicht, denn mancher Familie auf dem Lande würde sonst frisches Blut vorenthalten.“

Heute wissen wir es, sie haben in der Zwischenzeit die Wehrpflicht abgeschafft. Arme Landbevölkerung.

Also 2011? Vielleicht auch noch später?

Aber soviel Zeit muss sein, wenn keine Tradition mehr vorhanden ist und auch keine Investoren, die, sich vom Bau eines teuren Schiffes eine Rendite versprechen aus dem Handel mit Gold, Gewürzen, edlen Hölzern auf der Rückreise, und Ebenholz, das teuerste und zarteste, auf der Hinreise! Aber bis dahin verlud man Steine, mit denen man die Forts baute..... Und ein Steinbruch, eine *carrière*, den von Crazanne, liegt gleich neben der Haustür von Jan. Wir werden ihn später besuchen.

Schöne alte Gemäuer gab es in diesem Areal zu besichtigen. Eine Seilerei, die *Corderie Royale*, mehrere hundert Meter lang, ein restauriertes Gebäude inmitten anderer alter Anlagen. Wie aßen in einem solchen alten Gebäude zu Mittag. Natürlich Seefisch mit etwas Soße. Kartoffeln? Nein Kartoffeln gibt es nur in Supermärkten; es gab etwas Brot dazu, weißes, schmackhaftes, und als i-Tüpfelchen einen herben Weißwein. *Crème brûlée als Nachtisch*. Jan - ich vergess' das nicht.

Aber sonst sah man der Stadt an, dass dort gearbeitet worden war. Dieses Städtchen, für unsere Verhältnisse eher klein, war im Karree gebaut, alles kleine, zweistöckige Häuser. Häuser, wie sie für Facharbeiter benötigt wurden, die nah an der Arbeitsstelle leben und sich dort wohl fühlen sollten. Ein Städtchen, wie vom Plan herunter gehoben und aufgestellt. Zum Abschluss tranken wir auf dem *Place Colbert* einen *Grand Crème*. Der Kellner legte seinen *bon de caisse* auf den Tisch, und Jan legte einen Schein von 50 Französischen Franc dazu. Der Kellner kam etwas später, nahm den *bon* mit sich und brachte das Wechselgeld – wie in Frankreich üblich. Aber es fehlten 20 Franc. Der Jan winkte in aller Ruhe den Kellner. Der kam erst einmal nicht. Dann wartete der Jan, bis der Kellner in das kleine Restaurant ging und der Jan ihm merklich flink folgte. Kurz darauf kam er zurück, sichtlich erfolgreich.

„Warum hast Du Dich denn plötzlich so beeilt?“

„Hab' ich? Ja? Nun, es ist gut, wenn sein Arbeitgeber in der Nähe ist und meine Reklamation mit hören kann, wenn es sein muss.“

Das sei aber ärgerlich, dass das passiert, bemerkte ich. Und der Jan beklagte, dass das auffällig häufig vorkomme. Manchmal sei er ungerecht und frage sich, ob man die Finger nachzählen muss, nach dem man einem hier die Hand geschüttelt hat.

*

Auf der Rückreise kauften wir noch in einem Supermarkt ein und hielten bei einem Baustoffhändler, um noch einen Sack Kalk mit zu nehmen – für den Backofen *naturellement*. Fragt ihn doch dort einer der Arbeiter, der ihm den Sack ins Auto legte, ob er denn Belgier sei. Ob diese Frage gut gehen kann?, fragte ich mich. Was der der Jan denn antworten wird? Die beiden Männer

sahen sich in ihrer Physiognomie ähnlich. Der eine etwas rustikaler halt als der andere.

Warum, fragte Jan etwas verwundert. Nun, antwortet dieser, er habe so einen *accent marrant*. Jan schmunzelte:

Nein, antwortet Jan: a) sei er Deutscher, und b) habe er sicher einen *accent parisien!*

Die Männer lachten beide so laut und herzlich, dass ich schon Angst hatte, sie würden sich gleich umarmen und einen trinken gehen wollen.

Ist es das, was den Menschen hilft, sich zu verstehen?, die äußere Ähnlichkeit? Immer wieder treffe ich auf Spannungen bei Menschen, die sehr verschieden sind in Größe und Aussehen. Wir sprachen auf der Heimfahrt noch darüber; und auch der Jan musste immer mal wieder lachen über den Vorgang. Er erzählte mir zwei Beispiele von vielen, wie er sagte. Das eine Mal war es ein Kollege, den alle Welt mit ihm verwechselte. Dieser Kollege, wenn er denn etwas später im Büro eintraf als der Jan zuerst – gelegentlich natürlich – den Finger in Jans Kaffeetasse steckte, um zu prüfen, wie lang der Jan denn schon im Büro sei – wie er sagte. Der Jan reklamierte, aber dann lachten die beiden ob der Frechheit.

Das andere Mal traf er bei einer Einladung bei Freunden auf einen Mann gleichen Alters und Aussehen und unterhielt sich mit ihm über dies und das und so auch über Musik. Dürfte er raten, was er spiele, hatte der Jan gefragt. Aber ja, meinte sein Partner, und so sagte der Jan, er glaube, er könne sich vorstellen, dass dieser Trompete spiele.

Und der Mann war nicht schlecht erstaunt. Sie hatten das gleiche Hobby – wenngleich der Jan blutiger Amateur und Anfänger war. Egal.

Frage ich mich? Gibt es einen Trompeter-Typ? Ich glaube das nicht, aber vielleicht würde man bei einem Studium der Spieler-Typen auf Schwerpunkte treffen. Jedenfalls als Klarinetten-Spieler hätte ich mir den Jan nicht vorstellen können – und gewünscht hätte ich mir das auch nicht.

Der Abend

Abends auf der Terrasse hatten wir neben einem guten Bordeaux, Brot, Käse, Oliven noch ein anderes Thema: „Magst Du Muscheln? Dann koche ich uns morgen Abend welche?“

Muscheln? Ohhhh. Nie probiert. Irgendeine Scheu stellte sich dagegen ein. Ich wusste nicht – weder recht noch schlecht.

„Ist schon gut,“ sagte Jan, „musst Du ja nicht. Ich habe als Kind keine Muscheln essen können. Die ganze Familie hat sich daran delectiert, nur ich, ich saß da wie Piefke Doof, schaute zu und brachte es nicht fertig, auch nur eine zu essen – so wie heute noch frische Austern.“

„Und heute isst Du sie. Wie kommt's?“

„Ich erzähle Dir eine Geschichte. Darf ich?“

„Jan – erzähl mir eine Geschichte - Nun mach auch schon, ich brenne...“

„Also,“ *also* war wohl sein Lieblingswort zu beginn einer Geschichte, „ich hatte Geburtstag, ich glaube ich wurde gerade 30 Jahre alt, es war September und wir waren in Santos am Strand: Marcia, meine Namorada, und André, mein Freund, der Franzose. André war – und ist – 10 Jahre älter als ich, Marcia war und ist hoffentlich immer noch ca. 7 Jahre jünger als ich.

Zum Mittagessen gingen wir in eines dieser Strandlokale: Bretterbude, drumherum eine Holzterrasse, einfache Tische und Stühle..., da sitzt du dann in Badehose unter einem Schilf-Sonnenschirm...“

„Hattest Du keine Scheu vor der Qualität dieses Lokals – ich meine wegen Durchfall Erkrankung, und so?“

„Nein, hatte ich nicht. Ich war ja schon eine Weile dort und hatte bereits eine hinter mir. Übrigens hatte man uns auf der Hinfahrt auf dem Schiff schon gesagt, <<...ihr müsst essen, was die

Brasilianer essen, ihr müsst euch daran gewöhnen, sonst werdet ihr krank wie die Europäer...>>. Also, frag ich die beiden, was sie essen und trinken mögen zu Ehren meines Geburtstages! - Aber die haben nicht lange gebraucht, *on s'entendaient comme deux larrons en foire*, die verstanden sich wie zwei Gauner auf dem Markt. Sie hielten mir die Karte hin, und der André zeigte mit dem Finger auf ein Gericht und sagte, so in der Art einen kleinen Kindes: *Da*. Das war es dann: Ein Gericht für vier Personen. Also gut.

Das Gericht sollte bestehen aus Muscheln, gegrillten Schrimps und gegrillten Sardinen und Reis. Man mochte gar nicht glauben, dass diese Restaurant-Hütte mit den Mitteln ausgestattet sein konnte, um solche Speisen zu bereiten und auch zu servieren.

Wir hatten auf eine Vorspeise verzichtet, uns aber eine *Batida de Maracuja geleistet*, es ging uns also wirklich gut.“

„Was ist das?“

„Weißer Rum mit viel Zucker und zerstoßener Maracuja-Frucht, Passionsfrucht, und vielleicht etwas Lemone.“

„Einstiegsdroge in den Alkoholismus?“

„Ja, kann man so sehen. - Ich bestellte für mich erst einmal nichts anderes, denn ich dachte, ich könne von den Sardinen und den Schrimps essen. Es sollte ja ein großes Gericht sein. “

„Und?“

„Eine riesige Platte kam. Der Kellner konnte sie kaum tragen. Durchmesser etwa 80 cm. In der Mitte ein Berg mit Muscheln in provençalischer Soße, drumherum Sardinen und Crevetten gegrillt. Zitronenscheiben, schön garniert.“

„Genügend für drei Personen!“

„Genügend für vier ausgehungerte Favela-Mütter.“

„Warum Mütter?“ - „Ach, Du bringst mich 'raus. Die Väter dort sind so ausgemergelt von den weiblichen Ansprüchen, abgearbeitet zum Versorgen eines Stalls von Kindern, zu mager, um richtig etwas zu sich nehmen zu können. Aber die Mütter, Matronen, verwöhnt...ich sagte schon..., die können wohl zulangen – zufrieden?“

„Ja, wirklich, mach weiter.“

„Also, während ich mir ein Fischchen nahm, ein bisschen beleidigt zusah, wie die beiden sich an den Muscheln gut taten, lachten, scherzten, ich möge nur meine barmherzigen Fischchen essen, hahaha, sie würden sich schon um die Muscheln kümmern, reifte der Gedanke, einmal wenigstens eine Muschel zu probieren. - Es dauerte eine Weile und die Batida musste auch erst noch wirken. Dann - ich versuchte eine, und tatsächlich, diese Muschel in der Tomatensoße mit Gewürzen der Provence und Knoblauch, das war wie eine Offenbarung.....oh ja. gerade noch rechtzeitig, denn die Platte wurde ja nicht größer.“

„Und dann hast Du nur noch Muscheln gegessen?“

„Nein, ich habe schon noch Fischchen gegessen, und auch Crevetten, die beiden auch, aber eben auch Muscheln. Und die beiden hatten ein Spaß, dass ich auf den Geschmack gekommen war. Von da an bin ich mit der Marcia mindestens einmal pro Woche, also zurück in Sao Paulo, zum Muschel Essen gegangen. - Das war die Geschichte. Gut?“

„Sehr schön. Da kommt mir eine ähnliche Idee. Ich lade Dich zum Essen ein. Du bestellst Muscheln, ich Fisch, dann probiere ich die Muscheln und wir entscheiden, ob und wie wir es teilen.“

„Gute Idee. Aber da kommt mir eine ähnliche Idee: - Ich grille zwei Fische auf dem Barbecue und mache eine gute Portion Muscheln dazu, provençalisch?“

„Sei so gut, gib mir 'ne Chance!“

„Ja, klar“ sagte er, in seiner Stimme lag Siegessicherheit, „Du darfst bestellen!“

Der Abend, der zweite, war warm, schön, heiter und die Nacht auch.

Was braucht der Mensch, fragte Jan irgendwann, und gab sich die Antwort: Ein Bett, 'ne Jungfrau und etwas ganz einfaches zu essen.

Das zweite Frühstück

Nun war ich schon einen ganzen Tag und zwei Nächte *an Bord*, wie Jan sich ausdrückte, und ich fragte mich, ob es irgend etwas geben könnte, geben wird, dass diese Beziehung kaputt machen wird. Wenn man so nah zusammen lebt wie wir beiden hier, und das ohne eine intimes Vorleben gehabt zu haben, dann genügt schon ein kleiner Anlass, um alles zu *schrotten* (ich übernehme gerne dieses Wort, das Jan so liebte). Da genügt eine verschmutzte Toilette, ein ungeputztes Schlafzimmer, gieriges Essensverhalten oder kleinere Fehlverhalten aller Art, Mundgeruch des Partners, um dem anderen überdrüssig zu werden. Kleine Anzeichen, die wie eindeutige Warnsignale auf das Unterbewusstsein wirken können: *Der da* scheint mit dem Leben im allgemeinen nicht fertig zu werden, lass die Finger davon, gib es gleich auf.

Man kann schließlich versuchen, so nachsichtig zu sein, wie man will, das Unterbewusstsein hält stets dagegen – und gewinnt.

Jan hatte darauf geachtet, dass wir uns nicht überforderten, auch heute morgen nicht, keinen Konsum betrieben. Solche Anforderungen können übersatt und alles kaputt machen. Ich bewunderte Jan um seine ausgeglichene Art zu leben. Nicht Asket, nicht Prasser, keine übertriebene Wertschätzung der Dinge.

Bislang war alles im Toleranzbereich. Und die Sache mit dem Knoblauch-Mundgeruch war vor dem Liebesakt. Aber ich war schon arg gespannt und auch ein bisschen besorgt.

„Jan?“

„Ja?“

„Es ist doch recht ordentlich bei Dir – für einen Mann..?“

„Heißt das, es sei schmutzig für eine Frau?“

„Nein, Blödsinn. Das wollte ich nicht sagen. Ich habe mir das so genau nicht überlegt. Ich wollte sagen, für jemanden, der so engagiert arbeitet wie Du. Entschuldige, bitte.“

„Aha. Gut. Ja. Warum?“

„Hast Du eine Putzfrau?“

„Putzfrau? Nein, einen Putzmann. Ist nicht so schlimm, 'mach ja nicht so viel Schmutz. Nein, aber wir hatten eine. Ist zu kompliziert.“

„Hm, warum das. Kann doch hilfreich sein?“

„Ja, kann. Aber 'ne Putzfrau kriegst Du a) nur sehr schwer, und b) soll sie ehrlich und fleißig sein.“

„Ja, und? Ein Problem?“

„Nun ja. a) weiß ich nicht, eine zu finden. B) will ich nicht alle Eigenschaften durchtesten. Wir sind die meiste Zeit nicht hier, die Frau würde alleine in dem sonst verriegelten Haus sein. Im Winter ist es zu kalt hier. Die Heizung läuft zwar, aber das reicht nicht aus. Und außerdem...“

Der Jan zögerte.

„Ja?“

„Ja, außerdem findest du ja nur 'ne Putze für's Grobe. Weißt Du, die Grobarbeiten sind ja relativ schnell erledigt: Staubsaugen, mal die Küche wischen. Was zeitraubend ist, das sind die Feinheiten...“

Wer weiß das nicht? „...die Ecken, die Fenster, die Lampen, oben auf den Schränken...?“

„So ist das. Du kannst der Frau so viel Zeit geben wie du willst, sie teilt sich ihre Arbeit so ein, dass sie ausschließlich das Grobe macht. Also, putze ich selber.“

„Du könntest sie entsprechend anweisen?“ Ich wusste, dass dieses Argument nicht auf fruchtbaren Boden fallen wird. Der Jan schaute mich an, als hätte ich ihn geschlagen. Verdrehte die Augen.

„Unsere Nachbarin, eine Deutsche, die macht das vielleicht. Franziska verweigert sich dessen. Soll ich mich darum kümmern. Die Putzfrau würde das kaum akzeptieren. Außerdem denke ich, sollte das zum Umfang der Arbeiten gehören, ohne dass man jemanden darauf aufmerksam macht. Das Problem ist ja, das sind alles Amateure, die sich da vielleicht anbieten. Die haben kein Berufsethos!“

Putzfrau? Berufsethos? Hat das schon ein mal jemand gehört. Ich wusste nicht, ob ich lachen oder dem Jan den Finger an die Kopf halten sollte. „Berufsethos? Wie kommst Du darauf?“

„Ist das so schwer zu verstehen? Ich habe ans Ministerium geschrieben und das beklagt...“

„...hier?“

„...nein, um Gottes willen. In Deutschland. Arbeitsministerium. Ob man arbeitslosen Männern und Frauen nicht eine begleitende Ausbildung in Haushalten anbieten sollte, es gäbe sicherlich einen größeren Bedarf als man sich vorstellen könne..... usä..

Ich habe nicht einmal eine Empfangsbestätigung bekommen. Berufsethos! Ja, sicher. Es gibt so viel Bedarf an Putzhilfen. Wenn es eine sorgfältige und würdevolle Ausbildung gäbe, dann würde ein Berufsethos entstehen, und die Leute könnten mit Stolz eine Arbeit aufnehmen. Aber so? Als Amateur? Bist du doch nur ein Tagelöhne, über den man sich lustig macht. Da holt sich doch lieber ein jeder sein Geld bei der Arbeitslosenversicherung ab...“

Hatte der Jan da recht? Ich werde mir das durch den Kopf gehen lassen.

*

Also, wir frühstücken. Schmausend unterhalten wir uns. Und Jan macht sich an die Arbeit, für ein paar Stunden wenigstens. Und so kümmere ich mich ein wenig um die Küche, ums Haus, gehe in den Garten, besuche ihn bei der Arbeit. Später kommt Jan zu einem Tee auf die Terrasse. Das Telefon klingelt.

Franziska ruft an und Jan plaudert ganz locker mit ihr – Gerlinde? Kein Thema mehr. Um es vorweg zu nehmen: Gerlinde ist während meines Aufenthaltes kein Thema mehr. Bin ich eigentlich beleidigt?

„Jan, sag mir, ich sehe Dich da schwere Lasten heben, wenn Du arbeitest, ganze Zementsäcke. Hattest Du mir nicht etwas über einen Bandscheiben Schaden erzählt, und dass sie Dich schon operieren wollten?“

„Schwere Säcke ist ja doch übertrieben. Dreißig Kilo, mehr nicht. Aber Du hast recht. Alles ausgeheilt. Ich habe trainiert, Muskeln aufgebaut, und die Arbeit hier kommt hinzu.“

„Ist das nicht doch kontraproduktiv? Ich meine, die schwereren Sachen zu heben?“

„Im Gegenteil. Was ich gelernt habe, - da gab es einen solchen Schlaumeier, den Dr. Könlechner, der behauptete, ich sei der Arzt, und der Arzt sei nur mein Gehilfe...“

„...und das wirkt schon...?“ Ich musste lachen.

„Nein,“ lachte der Jan, „das schon nicht. Aber er hat wie kein Arzt vorher mir klargemacht, dass allein die Muskeln das Gerippe halten – sonst nichts. Hast du Muskeln, bleibt dir die Wirbelsäule

treu, hast du keine, geht sie neben raus...“

„...wie im richtigen Leben?“

„So ist das...“

Später wird er mir berichten, dass er einen Leistenbruch bekommen habe, weil er den Zimmerleuten half, einen schweren Balken zu tragen, sein *Flügelmann* aber loslässt und dem Jan die komplette Last auf seiner Seite überlässt. <<...ich Doofkopp, anstatt ihn einfach fallen zu lassen...>> Aber seiner Wirbelsäule habe das nicht geschadet, man müsse wenigstens beim Tragen den aufrechten Gang üben. Wirbelsäulen vertragen nicht, dass man sich verneige – vor nichts und niemanden. Wohl wie im richtigen Leben auch...

*

Ein Anruf, wie eilen durch den Garten, Jan schießt die Treppe hoch, holt aus dem Salon das Telefon: „allo?“ Kein Mensch scheint hier seinen Namen zu nennen.

„Jan?, Guten Morgen, hier Pertes...“ Ich hörte über den Lautsprecher mit.

„Guten Morgen, junge Frau...“

„...Danke. Jan, haben Sie nicht Lust, heute Abend auf ein Glas Wein zu uns zu kommen? ...“

„Haben Sie wieder hübschen Besuch?“ Madame beginnt zu lachen.

„Nein, aber den Polizeichef...“, und kann sich vor lauter Lachen kaum weiter äußern.

„Wenn er schwul ist, dann komme ich. Aber sonst kann ich heute leider nicht, ich habe Besuch von einer so jungen wie hübschen Dame, meine Erstgeborene. Aber das ist sehr lieb von Ihnen.“

Dann hörte man aus dem Hintergrund eine kräftige Männerstimme lachen, offensichtlich ihr Mann, der mitgehört hatte: „Er soll die Maus nur mitbringen – Tochter?. Wir werden sie ihm schon ausspannen...“

„Also, Sie haben gehört, Jan?“ Und lacht, die Frau Pertes.

„Ja, hab' ich. Darf ich in 10 Minuten zurückrufen. Ich muss das mal mit meiner Maus besprechen...“

Legt auf und zu mir gewandt: „Also, meine Maus, hast Du gehört? Wir sind eingeladen. Hast Du Lust auf Deutsche im Ausland? Sie haben ein wunderschönes Anwesen: eine alte Mühle. Sie fühlen sich pudelwohl hier. Richtige Herrschaften!“

Ich zögerte, das kam mir doch ein bisschen schnell. Ich war richtig unschlüssig. Eigentlich war ich nicht darauf eingestellt, mit anderen Leuten zusammen zu kommen. Deutsche im Ausland, dieser Begriff verband sich für mich mit dem Wort *Ballermann*. Nicht, dass man dort gewesen zu sein hatte, um ins Fürchten zu kommen.

„Wir müssen nicht,“ sagte er, „wenn es Dir nicht passt, lassen wir es sein. - Hast Du Angst?“

„Ja, ein wenig schon – aber ich glaube, wenn es Dir etwas bedeutet, dann sollten wir gehen.“

„Nein, gar nicht. Es bedeutet mir überhaupt nichts. Wenn wir gehen, dann nur, wenn Du glaubst, dass es Dir Spaß machen könnte. Auf der anderen Seite wird keiner von uns dümmer von sozialen Kontakten.“

Ja, Jan hatte recht. Land und Leute kennen zu lernen, das bedeutet, sich auseinandersetzen, so strapaziös das auch sein mag. Ich gab ihm recht und stimmte zu.

*

Ich bestand darauf, dass Jan noch etwas an seinem Backofen baut, während ich mich ums Essen kümmere, oder einen Bummel in die Umgebung mache, um seine 40 Weiber zu besuchen, von denen er geschwärmt hatte. Aber diese waren jetzt im Sommer auf der Weide. Schöne Kühe, die der Bauer da für den Export züchtete und nach ganz Europa verkaufte. Limousinen, wurde ich

aufgeklärt, seien das. Schöne hell braune Tiere. Nun der Hof, also eher die Stallungen, waren aus dem 18 Jahrhundert und genauso komfortable. Typisch französisch, meinte Jan. Es gab keine freien Bauern vor der Revolution, und eine Agrarkultur haben diese plötzlich zu Ehren gekommenen Landarbeiter wohl auch nicht entwickelt.

Der Bauer oder Züchter und seine Familie lebte in einem kleinen unschönen Haus im nahe gelegenen Ort zur Miete bei Mutter. Und all das, obwohl sie wohl fast ein qkm Land bearbeiteten, und meistens Mais anbauten. Eingebunden in eine Kooperative seien sie. Eine ebenso große Weide in den Marschen der Charente diene den Kühen, wo sie sich sichtlich wohl fühlten. Was davon Besitz und was gepachtet war, darüber konnte auch Jan mir nichts sagen.

Irgendwann in der Zeit meines Aufenthaltes werde ich die beiden Bauern kennen lernen und Jan wird mich Jean-Francois und Geneviève vorstellen als eine Freundin der Familie. Wie anonym das klingt. Ob sie sich vorstellen, wie Jan mit seiner *Freundin der Familie* ins Bett geht? Aber offensichtlich interessiert es keinen, wer wie was wo macht. Liebe machen muss hier wohl sein, wie frühstücken – Hauptsache es schmeckt und macht nicht zu .

Und später, wenn Jan und Franziska wieder zusammen hier sein werden, wird Jan im Beisein der Franziska den beiden erklären, um wen es sich denn da wirklich gehandelt habe: um die Mutter seines Patenkindes, Freunde der Franziska aus München.

Sind das Lügen? Große Lügen? Kleine entschuld bare Lügen? Notlügen? Es ist nicht unwahr, er wird den Leo in seinem Herzen adoptieren, aber wahr ist es schon deshalb nicht, weil der Schwerpunkt der Beziehung ein anderer ist. Auf der anderen Seite, soll er die Wahrheit sagen, dass eine Frau ihm bis ins Ferienziel nach gelaufen ist? Er sie mit der Peitsche hätte vertreiben müssen?

Ich machte mir im Moment keine sonderlichen Gedanken darüber. Aber später werde ich oft darüber raisonieren und keine schlüssige Erklärung finden.

Der Abend

Es war soweit. Ich hatte mich fein gemacht. Jan hatte sich in eine frische Jeans gesteckt. Ob er die Trachten-Lederhose anziehen soll, fragte er mich. Tatsächlich, da hing eine bayrische Lederhose, er zog sie an. Sah fesch aus, der junge Mann. Aber nein, dass passt wohl doch nicht ganz heute Abend.

Wir fuhren nicht weit, es ging über eine kleine Brücke über einen mäßig rauschenden Bach auf ein großes schmiede eisernes Tor zu, das sich bei der Annäherung wie von Geisterhand öffnete, dann über einen Kiesweg, der von Platanen gesäumt war, auf ein echtes Herrenhaus zu, so würden wir hier vielleicht sagen. Aber es war eine alte Wassermühle. Das heißt, ein riesiges Wohngebäude, Schiefer gedeckt! Ein breiter Bach floss munter mitten in dieses Haus hinein.

Eine kleine runde Frau kam uns entgegen, begrüßte Jan mit einem Kuss auf die Wange, wandte sich zu mir, ließ uns vorstellen, freundlich, jovial, nahm sie meinen Arm, hakte ihn unter und ging auf ein einen Anbau zu: „Jetzt gehen wir erst einmal in unseren Rittersaal, Freundschaften müssen erst einmal begossen werden - Jan, kommen Sie.“ Energisch war sie, wie eine echte Müllerin.

Sie hatte nicht zu viel versprochen. Es war nur ein Anbau, aber riesengroß, und sie hatten ihn hergerichtet wie den Festsaal einer alten Burg. *Moellons et poutres apparantes*, sagte Frau Pertes in echtem Deutsch-Französisch. Der Boden war mit alten Kacheln bedeckt, am Ende ein eher einfacher Kamin - wenn ich ihn mit dem von Jan vergleichen sollte - schmale, hohe Fenster mit kleinen Scheiben. Aber was das ganze so bedeutend und heimelig machte, war die Einrichtung: Lauter alte, dunkle Stühle oder besser Sessel mit kostbaren Stoffen bezogen, ebenso die Tische, an der Wand Schwerter und Teppiche.....Ja doch, die Bezeichnung war nicht falsch. Rittersaal – heimelig war es dort.

Jan stellte fast unauffällig sein kleines Mitbringsel, eine kleine Flasche Cointreau, auf ein Buffet, welches Frau Pertes gerade öffnete, sie bedankte sich, holte eine größere Flasche heraus, schenkte uns ein. Vier Gläser. Und bevor ich noch denken konnte, wofür denn das vierte Glas hätte sein können, kam die dunkle Stimme von heute Morgen herein. Ein schwerer, kräftiger, großer Mann.

Ende sechzig vielleicht. Madame stellte uns vor.

„Aha, das ist also Ihre Maus, Jan,“ sagte er zu Jan, nahm mich in den Arm, gab mir ein Bisou, einen Kuss auf die Wange, ob ich nun wollte oder nicht.

„Seien Sie herzlich willkommen, Gerlinde. Welch ein schöner Name. Wo gibt es das noch heute? Und das in unserem Rittersaal? Prost!“, und zu Jan gerichtet: „ich wusste gar nicht, dass Sie eine Tochter haben, Jan. Können Sie mir nicht auch solch eine hübsche Tochter besorgen?“, er lachte laut. Er war zu sicher, einen Scherz zu machen, als dass man ihm diese Frechheit übel nehmen konnte.

„Ja“, Jan seufzte tief, „Jugendsünde, wissen Sie. Früher habe ich mich überall entschuldigt und schwer getan, dass jemandem zu erklären. Doch dann, eines Tages, sagte...,“ und dabei deutete er auf mich, „– hier, sie, Gerlinde – <<bist Du verrückt, Dich überall zu entschuldigen? Ich freue mich meines Lebens. Also lass das sein!>> Was soll man da sagen?“

Ich war wie vom Blitz gerührt, versuchte neutral zu erscheinen, etwas zu lächeln, und auch der Herr Pertes war einen Moment lang unschlüssig, was er denn von dieser Aussage halten sollte. Er blickte mich an, etwas verlegen war ich wohl schon, ich konnte es nicht verhindern.

Und dann lachte der Herr Pertes laut los und alle stimmten ein. Ich gab mich geschlagen und lachte mit.

„Und dann kam die Fragen aller Fragen: „Und was sagt die Franziska zu ihrer Tochter?“

Das war gefährlich, aber, wer so nass daher redet, muss mit einer Dusche rechnen.

„Die Frauen gehen sich aus dem Wege,“ log Jan wie frisch vom Baum herunter, „aber Sie werden sehen, wenn ich mal nicht mehr bin, dann werden sie zusammen hocken wie Mutter und Tochter.“

Dem Herr des Anwesens kamen die Augen aus dem Kopf, und er musste erneut laut los lachen.

„Jan, schade ist es, wirklich, ich hätte Sie früher kennen lernen sollen, ich hätte Ihnen den Posten eines Direktors angeboten.“ Und dann lachten die Männer, und wieder dachte ich, die fallen sich gleich um den Hals.... Und die Frau Pertes kicherte zu alledem.

Wir stießen auf die neue Bekanntschaft an, ein schwer süßes Gesöff. Man bemerkte, dass ich erstaunt aufmerkte. Ob ich wisse, was das sei? Nein? Jan hatte mir das vorenthalten. Das sei ein *Pineau de Charente*, eine Mischung aus Cognac und Traubensaft. Ich denke, sie werden wohl kaum den besten Cognac dazu verwendet haben. Egal.

Ja, das war es, ein echter Einstieg in den Alkoholismus.

*

Wir plauderten bis sich das Geräusch eines Autos über den Kiesweg vernehmen ließ. Madame entschuldigte sich, ging hinaus, um den Besucher zu empfangen.

Als sie zurück kam, hatte sie einen gut aussehenden jungen Polizeioffizier im Arm, der zuerst den Herrn Pertes begrüßte, und den sie uns in ihrem etwas bescheidenen Französisch als den *Polizeichef* der Region vorstellte. Ich bemerkte, wie der Mann etwas verlegen, ja etwas pikiert dreinschaute.

Als er Jan die Hand gab, und das tat er, bevor er sie mir reichte. Sie begrüßten sich höflich. Aber Jan hielt die Hand einen Augenblick länger fest als es mir geboten zu sein schien: „Sie sind Gendarme-Offizier, nicht wahr?“ Ja, das war es wohl. Der Herr Gendarme lächelte entspannt auf, stimmte zu und wollte weitergehen. Jan hielt ihn immer noch fest: „Bei uns gibt es nur einen Begriff: Polizei.“ Der Mann nickte und wandte sich endlich mir zu, gab mir artig die Hand: „Bon jour, Madame, enchanté.“ Artig. Auch Madame war *enchantée*.

Nun war wohl die Zeit gekommen, bei der man die Flasche Champagner öffnet. Ich hatte noch nie so etwas getrunken. Sekt gab es ab und an. Wir prosteten uns zu und ich erschrak: Mein Gott, war das sauer – nein, eigentlich sauer war das nicht. Herb wäre richtig, aber damals war das für mich –

ungewohnt wenig attraktiv.

Ich flüsterte irgendwann Jan zu, ob er das denn möge, und er sagte, ganz leise: „Ich könnte darin baden, ich könnte schon mit Champagner aufstehen, erinnere mich, dass wir die Tage eine aufmachen, steht immer eine im Keller, dann erzähl ich Dir eine Geschichte dazu.“

Sie kannten sich, die Pertes und der Offizier. In früheren Zeiten sei der Pfarrer gekommen, habe sich um die Leute gekümmert, alles in Erfahrung gebracht, was von Belang war. Gewusst hätten sie alles, diese Pfaffen. Wer weiß für wen oder was es gut gewesen sei. Vielleicht auch für die Verbrecher, denen man habe sagen können, dass alle es wüssten, was sie da treiben, und dass sie sich doch vielleicht besinnen mögen. Aber die Religion verliere sich langsam, deshalb käme heute gleich der Polizeichef – Pardon, der Chef der Gendarmen.

Wohl doch nicht zu jedem, wollte ich wissen. Da lachte der Herr Pertes.

Er hatte uns das auf Deutsch erzählt, während seine Frau mit dem Herrn Offizier plauderte. Vielleicht über die Käs'frenchen Jäger, die sich eigentlich dem Haus auf nicht weniger als 150m nähern dürften. Sie schlichen aber, das Gewehr im Anschlag, direkt an der Grenze entlang, hochkonzentriert in ihrem Jagdfieber, bereit auf alles zu ballern, was sich da bewege. Die erfolgten Schüsse in Hausnähe waren den Leuten – und auch dem Jan, wie er mir später gestand – ein echtes Ärgernis.

Madame ging und bat bald zu Tisch. Kleine Pastete zur Vorspeise, Weißwein. Und dann Stellhase Provençal, also in Tomatensoße mit Kräuter der Provence, mit Weißwein abgeschmeckt. Dazu, man glaube es nicht, rohe Kartoffelklöße, trotzdem etwas weißes Brot und einen guten weißen Wein.

*

„Sie sprechen fließend,“ der Gendarme wandte sich an Jan. „wo, bitte, haben sie das gelernt. Sie wohnen noch nicht *so lange* hier.“ Woher wusste der das?

Er schien den Jan zu mögen, der hatte gezeigt, dass er sich hier auskennt und sein Amt zu würdigen weiß.

Ja, schon, räumte Jan ein, mit der Alltagssprache sei er halbwegs vertraut, die könne man ja relativ einfach erlernen, das sei ja nicht so schlimm; aber um sich in allen Bereichen des Lebens korrekt auszudrücken, das sei schon erheblich schwieriger und das könne er auch nicht.

Aber immerhin, er habe einmal in Quebec gelebt und eine Freundin dort gehabt, zwei Stiefkinder obendrein; aber heute vervollständige er seine Kenntnisse mit Hilfe der französischen Comic-Hefte, er sei ein Fan dieser Hefte. Ich dachte im Moment, ich müsse mich schämen ob dieser Antwort. Aber der Herr Gendarme sah das anders.

„Also, wenn sie quebecois sprechen würden, würde ich Sie wohl kaum verstehen, obwohl diese Leute in Quebec ja aus dieser Gegend hier stammen. Man denke an nur Champlain usw.. Aber zurück zu diesen Comics; das ist eine gute Gelegenheit. Auch unsere jungen Leute lesen diese Hefte eben auch der Sprache wegen. Manche Hefte sind wirklich gut und auch für Erwachsene eine richtige Bereicherung, sprachlich. - Aber nicht nur, oder?“

„Nein, schon nicht,“ sagte Jan, „etwas Zeitung und manchmal kaufen wir uns sogar eine Zeitschrift und lesen etwas über die Landespolitik. Aber ich muss sagen, da komme ich vor lauter Dictionaire-Studium kaum zum begreifen, worum es denn geht.“

„Ja, das glaube ich. Das geht selbst mir als Franzose manchmal so. Wenn ich z.B. die *Marianne* in die Hand nehme, dann habe ich das Gefühl, da sitzen Heerscharen von klugen Leuten, die diese Artikel sprachlich noch einmal verkomplizieren. Franzosen lieben das. Man muss wissen, unsere Muttersprache ist ja auch gleichzeitig unsere erste Fremdsprache. Vielleicht sagt das keiner, aber man muss sich mal in den Schulen herum hören. Meine Töchter, welche Probleme sie mit der eigenen Sprache haben?“

„Und in welcher Beziehung?“ wollte ich wissen, meinen *Kleinen* wird es da bald nicht anders

gehen.

„Ach, das ist geschichtlich begründet. François I. hat sich um die Kultur verdient gemacht und u.a. die Academie Française gegründet, die dann wohl das Genuschel der Pariser latinisiert haben, ohne darauf zu achten, dass Orthographie und Phonetik übereinstimmen. Meine Tochter sagt mir, dass 80% der Schreibfehler auf die stummen Buchstaben zurück zu führen seien. Dann kommen die vielen Akzente, die komplizierten Endungen, die unregelmäßigen Verben – aber die haben sie ja auch. Aber wenn sie sich dafür interessieren, es gibt einen Linguisten, namens Jaffré, der sich kritisch mit der französischen Sprache auseinandersetzt. Ist ganz jung für mich, diese Erfahrung – wenn man eben Töchter hat!“ Er seufzte etwas und zuckte mit den Schultern wie jemand, der sich geschlagen gibt.

In der Zwischenzeit habe ich das ein wenig studiert und herausgefunden, dass dieser Monsieur J.P. Jaffré zwar einräumt, dass diese Sprache von den heutigen Menschen nicht mehr beherrschbar ist, weil sie etwas anderes zu tun haben, als sich ausschließlich um die Orthographie zu kümmern; dann aber scheint er sich als *Radikal Reformer* mit kaum mehr als dem Plural-x zu befassen.

Wie der Gendarme schon sagte, die romanischen Einflüsse wurden verballhornt, ähnlich dem *pichin*-englisch, dann wurde diese Nuschelsprache, dem Pariser Patois, zur Hochsprache erkoren, um dann in Anbetracht der Komplexität wieder vernuschelt zu werden. *Macher les mots*, hatte er gesagt.

Das Wort *patois* ist vielleicht nicht richtig angewendet. Aber wie bezeichnet man eine eigene Sprache, die sich auf der Basis einer anderen gebildet hat, wahrscheinlich dadurch, dass die Leute weder lesen noch schreiben konnten und nur Gehörtes wiedergaben, so gut oder besser so schlecht sie es denn vermochten?

Die Iberer sprechen ein fürchterliches Latein, hatte Seneca, selber Iberer, geklagt. Es entstand eine neue Sprache, die mit dem Latein kaum noch verwandt zu sein scheint.

Sprache sei doch auch ein Identität stiftendes Moment, wandte ich ein, das hier in Frankreich doch sehr gut funktioniert zu haben scheint. . In Deutschland merke man trotz der gemeinsamen Wurzeln, dass Bayern und Württemberger sich immer noch einer *Eingemeindung* in die Nation widersetzen und auf ihr alt hergebrachtes Kauderwelsch beharren. Jan schaute mich an und verdrehte die Augen. Oh, je, ich hatte vergessen, dass seine Heimat ja an seinem Nummernschild zu erkennen war.

„Ja, das stimmt“, räumte der Herr Gendarme ein, „man kann durch ganz Frankreich reisen, ohne dass Gefühl zu haben, durch verschiedene Länder zu reisen, die alle mehr oder weniger über die letzten Jahrhunderte durch Gewalt oder Geschicklichkeit eingemeindet wurden und heute die Vereinigten Länder des fränkischen Reichs darstellen.“

„Aber man müsste sich doch nicht so kompliziert auszudrücken?“ wollte ich schließlich wissen.

„Sicher, so kompliziert wie in den Zeitungen geschrieben wird, spricht auch kaum keiner, aber die Zeitungen geben sich *l'honneur*, sich so auszudrücken. Es steigert das Selbstwertgefühl der Leser und der Nation. Jedes Land hat irgend einen solchen Tick. Die Medien, das sei der moderne Adel.“

„Ich dachte da auch an Ihr *Passé Simple*, das ja so ziemlich einzig in der Welt ist“, bemerkte der Jan. Später gestand er, dass er glaube, dass der Adel sich durch diese höchst sophistische Ausdrucksweise vom normalen Volk abzugrenzen suchte.

Wenn der Jan gedacht hatte, der Herr Gendarm würde ihm beipflichten, dann hatte er sich geschnitten. Nein, er relativierte diese Eigenheit der Franzosen, einen „einmaligen“ Vorgang als solchen zum Ausdruck zu bringen. *Shit* hätte der Jan gerne gesagt, es sei alles einmalig, worüber man denn so spreche.

Der Herr Gendarm wandte sich noch einmal an Jan. Fragte, ob er sich denn hier wohl fühle, und für den unwahrscheinlichen Fall, dass er etwas zu bemängeln habe, möge er sich doch an ihn wenden. Man wolle, dass die Ausländer, und es seien ja auch eine ganze Reihe Engländer in der Gegend, sich wohl fühlten. Sie wollten es keinem Franzosen erlauben, irgendwie frech zu diesen Leuten zu

sein, die Geld ins Land brächten, Häuser renovierten und nichts anderes im Sinne hätten, als gut zu leben.“

„Ja, wie die Franzosen auch.“ Der Jan bedankte sich artig.

Mir war intuitiv aufgefallen, dass nur der Jan als hier Lebender angesprochen worden war, offensichtlich wusste der Herr Gendarm schon, dass ich nur ein Verhältnis von ihm war.

Wir sprachen noch ein wenig über die Unterschiede zwischen den Nationen, darunter die disziplinierte Fahrweise hier zu Lande, nur das nahe Auffahren sei ein wenig Gewohnheit bedürftig, und das schnelle wieder einschwenken nach einem Überholvorgang. Aber im Gegensatz zu der deutschen Freiheit auf den Autobahnen sei das ja alles sehr zivilisiert.

Dieser Heuchler, der Jan, später wird er mir sagen, dass hier ein ganzes Volk motorisch verblödet.

Das Thema wurde schließlich von Frau Pertes mit Fleiß gewechselt, leichteres, heiteres trat an die Stelle. Frau Pertes ließ es nicht zu, dass ihr Haupt-Gast durch ihre Gäste über Gebühr in Anspruch genommen wurde. Sie hatte selber viel Lustiges zu erzählen; z.B. die Ratte, die sie eingefangen hatten, irgendwo aussetzten, und die dann dem abfahrenden Auto nach gelaufen sei. „Fahr schneller,“ hatte sie zu ihrem Man gesagt, „sonst ist die Ratte früher zu Hause als wir.“ Ihre Halbkenntnisse des Französischen trugen noch zur Heiterkeit bei.

Schließlich verabschiedete sich unser großer, schöner Gendarm so artig, wie er gekommen war.

Wir wollten uns anschließen, aber die Pertes hielten uns fest.

Hatten sie noch etwas mit uns zu besprechen? Als Nachbarn? Nein, mit Nichten. Der Herr Pertes war ein geselliger Mensch, der eine Unterhaltung bei einem lockeren Gespräch liebte, seine Frau in den Keller scheuchte, um noch eine gute Flasche zu holen. Das heißt, jetzt fällt es mir ein, einen Keller gab es gar nicht. Durch den potentiellen Keller floss ja der Rauschbach.

„Herr Pertes, wie kommt eine Familie wie die Ihre auf die Idee, nach Frankreich auszuwandern, - das ist es doch faktisch - oder?“, wollte ich wissen.

Jan schubste mich an, dass ich fast vom Stuhl fiel: „Herr Pertes, um Gottes Willen, sagen Sie nichts darauf,“ scherzte er, „die Gerlinde ist Beamtin, - mehr muss ich ja nicht sagen!“

Aber der Scherz ging nach hinten los. Herr Pertes blieb ruhig: „Jan, das mag ja für Sie gelten, Sie alter Steuerhinterzieher. Nein, ich könnte sagen, wir lieben dieses Land, oder wir wollten noch einmal ein Abenteuer erleben, zum Segelboot auf dem Mittelmeer reichte es nicht. Nicht vom Geld und nicht vom Alter her gesehen. Das stimmt alles. Aber der Ausschlag gebende Grund ist ein anderer, und ich sag das ganz offen. Vermutlich wollte der Jan mich davon abhalten, darüber zu sprechen. Aber wir haben einen Sohn, einen Musiker, und der ist über Haschisch zu Härterem gekommen. Wissen Sie, da kommt so ein Lauser von Freund, ein Franzose auch noch, uns sagt: <<hey, Pière, probier' doch mal, ist toll...>> Und dieser Idiot bleibt daran kleben. Klar, etwas Hasch' und es spielt sich natürlich leichter.

Was wir mit dem Jungen dann für Probleme hatten, kann sich ja kaum jemand vorstellen. Aber das war ja nicht alles. Da hat er dann bald ein Flittchen kennen gelernt, und kaum hat sie herausgefunden, dass wir etwas Geld und Vermögen haben, hat sie sich ein Kind machen lassen – dieses Hippimädchen.“

Frau Pertes rief ihren Mann zur Ordnung, der aber ließ sich gar nicht beirren, seinen Unmut einmal richtig abzuladen: „Ist doch wahr. Hatte schon zwei Kinder von weiß ich wie viel Vätern, lebt mit ihrem Mann in Scheidung, weil der sie dauernd schlägt, wie sie sagt. Und nun trampelt sie uns ständig auf den Nerven herum, klar – was verdient denn schon solch ein Musiker.

Wissen Sie, der Fall der Mauer, der hat uns *was* 'rüber gespült...“

„Als wenn es das bei uns *nicht auch* gegeben hätte?“, reklamiert Frau Pertes.

„Natürlich, hat es. Aber das hat auch gereicht. Mehr musste es schon nicht sein. Also, wir hatten es

so satt, glauben Sie mir. Wir haben alles verkauft, die Koffer gepackt, und sind – symbolisch gesprochen, bei Nacht und Nebel über die Grenze gemacht. Aber Steuern haben wir keine hinterzogen, wie sind ehrliche Leute, das tut nur der Jan.“

Weggelaufen vor den Ossis, faktisch eine Völkerwanderung.

„Das tut mit Leid,“ sagte ich, „ich wollte niemanden in Verlegenheit bringen. Es hat mich interessiert, wie Menschen im Rentenalter sich so mutig verhalten wie Sie beide. Auch, was bringt einen Mann wie den Jan dazu? Ich meine, wo liegt die Motivation, der Reiz. Weiter habe ich dabei eigentlich nicht gedacht,“ und an Jan gewandt: „nicht an solch einen alten Steuerhinterzieher. Entschuldigen Sie bitte, Herr Pertes.“

„Schon gut,“ sagte der Herr Pertes im wohlmeinenden Ton.

„Mein Gott ja, ich bin ein alter ausgebuffter Steuerhinterzieher. Ich glaube, so an die 5Mark30, werden es schon gewesen sein. Vielleicht auch 5Mark40.“

„Glauben Sie ihm das nicht,“ sagte Herr Pertes und lacht wieder freundlich, „er ist ein ganz schlauer Fuchs. Schauen Sie sich nur einmal seine Uhr an: Kaufhaus-Qualität. Wer so etwas trägt, der hat es faustdick hinter den Ohren!“

Nun aber hatten wir endlich alle etwas zu lachen. Tatsächlich, Fabiani, wenn ich mich recht erinnere. „Wirklich,“ sage ich, „ist aber hübsch. Titangehäuse mit weißem Zifferblatt. Gefällt mir eigentlich. Wenn ich es jetzt nicht besser wüsste.“

„Sehen Sie,“ reklamiert der Jan zu Herr Pertes, „was Sie alles anrichten. Wenn Sie jetzt noch sagen, ich lief jeden Abend hier besoffen durch die Prairie, glaubt sie das auch noch.“

„Nein, das tut er nicht,“ lacht der Herr Pertes. „Uns fehlt nur einmal in der Woche ein Huhn.“

Die Stimmung hatte sich offensichtlich verbessert, jeder war besorgt, dass keine Trübsal aufkam.

Dennoch kam Herr Pertes auf sein Thema zurück.

„Es ist schon frustrierend gewesen, oder besser immer noch. Wir haben für all' das kein Verständnis – oder sehen wir aus wie Hippies?“

Nein, wirklich, das waren sie nicht. Und ich verstand die alten Leutchen. Wie geschlagen Eltern mit ihren Kindern doch sein können. Hatte Jan Kinder, hatte er eigentlich Kinder haben wollen? Aus seinen Erzählungen ging absolut nichts hervor.

*

Vor dem Gehen zeigte uns Herr Pertes noch seinen ganzen Stolz, die eigentliche Mühle: Da, wo der Bach ins Haus floss, war ein riesiges Mühlrad zu sehen, wohl an die sechs Meter im Durchmesser.

„Läuft das noch, Herr Pertes?“, fragte ich.

„Bestimmt, ich brauche nur hier am Hebel zu ziehen, so hat man mir versichert, dann fängt das Ding an zu laufen. Aber ich weiß nicht, ob ich es wieder zum Stehen bekomme, oder ob es schließlich das ganze Haus zerlegt. Ich lass es lieber sein,“ um dann im Weggehen zu ergänzen, „aber wenn ich das Haus mal verlasse, und es bezahlt ist, am letzten Tag, dann ziehe ich diesen Hebel. Dann kann ich es ja dem Nachfolger überlassen, das Ding zum Halten zu bringen.“

Dann gingen wir noch durch das wirklich herrschaftliche Haus, bestens renoviert, stiegen dann über eine schmale und steile Treppe hoch und erreichten eine Art Arbeitsbühne, riesengroß, wo all die alten Maschinen noch standen, die zum Mahlen halt notwendig waren. Transmissionsriemen kamen von unten und gingen wieder nach unten – zum Mühlrad, der Antriebseinheit. Eine Schütte für das Mahlgut verschwand dort im Boden.

Hochgezogen waren die Säcke voller Getreide worden durch eine Art Gaupe, deren Ausleger-Firstbalken einen verschiebbaren Aufzug darstellte.

Und überall unterm Dach Schwalbennester, aus einigen davon lugten neugierig und verschlafen ein paar Eltern hervor. Eine wirkliche Idylle.

Schließlich verabschiedeten wir uns von den beiden alten Leutchen aufs Herzlichste. Und Frau Pertes drückte dem Jan noch eine Flasche Champagner in die Hand, *für einen schönen Abend mit seiner Tochter auf der Terrasse*, meinte sie lachend.

*

Auf dem Weg nach Hause fragte ich Jan, was da los gewesen sei mit *Gendarme* und *Police*, warum er die Frau Pertes quasi korrigiert habe. Ich hatte festgestellt, dass der Gendarme irgendwie darauf reagierte.

„Die Gendarmerie ist nicht die Polizei wie bei uns, sie gehört zum Militär und ist dem Verteidigungsministerium unterstellt, sie begreift sich als eine eigene Kaste, und das ist sie wohl auch. Die Frau Pertes kennt sich da nicht so aus. Diese Leute kommen, wenn nicht schon aus Gendarmen-Kreisen dann doch aus gutem Hause, sind gut gebildet und vor allem - loyal. Du siehst schon an der Physiognomie, dass es sich hier um edles Wild handelt. Groß, gut aussehend. gediegen. – also etwas besonders. Ein Mandarin.

Die Polizei dagegen rekrutiert sich aus dem Volk *n'importe quoi*. Die beiden sollte man nicht verwechseln.“

Aha!

„Den kleinen giftigen Franzosen wird man also dort nicht finden,“ scherzte ich in Anspielung an seiner ausführlich zum Ausdruck gebrauchten Abneigung gegen diesen Typus.

„Nein, kaum. Vielleicht, aber ich habe noch keinen gesehen. Außerdem, schicke Weiber habe ich dort schon gesehen. Groß, schlank, edel.“

„Wie kommt das? Hast Du schon mit ihnen angebandelt?“

„Ja, so kann man es ausdrücken. Wir hatten einen Einbruch. Vielleicht so ein Giftzwerg. Und nun soll der Gendarme ihn fangen. Aber der schert sich nicht wirklich um solche Bagatellen. Das ist hier ein Manko. Fahrende Leute, sagen sie, sollen das wohl gewesen sein.“

„Und die *Police*?“

„Gute Frage. Aber in dieser Region gibt es nur die Gendarmerie, die *Police* ist hauptsächlich in den Städten vertreten, wo es diese giftigen Typen hat.... Frag mich nicht, warum das so ist.“

„Sag, lädst denn Du auch die Pertes zu Dir ein? Oder – Ihr zu Euch?“, wollte ich wissen.

Ein Zögern, dann: „Ja!“

Ja? Das „Ja“ kam sehr kurz angebunden heraus, so als täte ihm die Frage weh.

„Ja? Aber sie kommen nicht?“

„Hört man das heraus? - Nein, sie kommen nicht. Das heißt – sie waren einmal bei uns – mit samt einer Nichte: Barbi-Püppchen in goldenen *high-heels* Sandälchen. Aber sonst? Sie sind besoffen von ihrem Anwesen; sie verlassen ihr Haus nur, wenn es sein muss, und auch dann nur einer von ihnen.“

„Sie haben Angst vor Einbruch?“

„Ja, am helllichten Tag...“

Ja, so muss das sein, wenn man Gefangener seines Reichtums ist.

Wir näherten uns dem Haus, fast Stock dunkel die Umgebung, der Himmel Sternen klar, der Mond ein kleiner Kerl.

Wir fuhren in die geöffnete Garage, Lichter gingen an. Auch draußen empfingen uns von

Näherungssensoren geschaltete Lichter und leuchteten uns den Weg bis zum Haus – just bis kurz vor dem Eingang. So etwas Dummes. Wohl auch ein Manko. Dann diese Stille in dieser Dunkelheit ringsherum....

„Jan?“

„Ja, Gerlinde?“

„Das ist ja unheimlich hier. Hast Du keine Angst?“

„Doch, hab ich, fürchterliche sogar. Aber ich zeig's Dir nicht, sonst bekommst Du auch noch welche und rennst mir weg, und ich muss Dich dann überall im Dunkeln suchen. Komm lieber schnell rein, husch, husch.“

Mit der Angst, sagte er mir später, sei das so eine Sache. Kopf gesteuert sei er natürlich erst einmal um die Sicherheit der Franziska besorgt, aber er stelle fest, dass er alleine seiend noch einem höheren Spannungszustand unterliege. Verständlich findet er das schon, aber logisch sei das wohl nicht.

Als er das erste mal hier alleine war, habe er regelrecht Angst gehabt, die erste Nacht. Er habe sein Gewehr geladen, es in Reichweite deponiert, und der Schlaf habe sich nicht einstellen wollen. Aber in der nächsten Nacht sei er so müde gewesen, dass er bald eingeschlafen sei und durch geschlafen habe. Nun, endlich, als er aufwachte, dachte er: *jetzt – jetzt gehört das Haus dir!*

Man muss hier erklären, dass es im Umkreis von 500 m nur ein bewohntes Haus hatte, und dann erst einen Kilometer weiter ein zweites. Die Häuser in der Nachbarschaft sind, so wie Jans auch, Ferienhäuser. Nein, ich muss mich korrigieren, in dem Nachbarhaus wohnte ja die alte Dame von über 90 Jahren, die aber um sechs Uhr abends die Läden und die Türe schließt. Aber davon vielleicht später einmal.

„Du hast ein Gewehr? - Hier?“

„Klar! Habe ich Dir nicht gesagt, dass ich in Kanada Großwildjäger war?“ Er kicherte ob seines Scherzes.

Doch, dass hatte er, auf der Jagd sei er gewesen. Aber nicht, dass er großes Wild gejagt habe.

„Aber das ist eine andere Geschichte, ich erzähle sie Dir ein anderes mal.“ Großes Wild in Kanada, was soll das denn nur gewesen sein?

„Aber, sag mir, ist das legal?“

„Legal? Dumme Frage. Klar ist das legal, ich war mal Mitglied im Schützenverein, habe das Gewehr angemeldet, das kann man – und nun habe ich eins. Munition darf ich keine haben, das stimmt, aber die stammt auch noch aus Kanada, ist Nostalgie sozusagen.“

„Würdest Du es benutzen?“

„Kommt drauf an. Eventuell gnadenlos - ja...“

Wir gingen zu Bett. Ohne uns zu lieben. Horst, dachte ich beim Einschlafen, was macht der wohl? Und mein Wuschelkopf? Ich vermisste nicht so sehr den Ersten aber den Zweiten.

Das dritte Frühstück

Auf dem Weg zum Frühstück passierte ich ein altes Möbel mit einem Stoß darauf liegender Bücher; ich schaute mir diese an, neugierig, ein wenig ein schlechtes Gewissen habend. *Der Seeteufel!* Nanu? Qu'est ce que c'est?

Wir trafen uns auf der Terrasse, alles war mal wieder fertig gerichtet. Wie in der Sommerfrische, nur, dass es eine Beziehung zum Hotelier gab.

„Jan, sag, ich habe da in Deinen Büchern geschmökert. Liest Du nun auch noch Jugendbücher?“

„Hm? Warum das?“

„Sag mir nicht, Du liest *den Seeteufel*?“

„Aha, warum nicht?“ Der Jan kicherte. Wer so kichert muss unbedingt unschuldig sein.

„Nun, ja...“

„Nun ja, was? Der Graf Luckner war einer meiner Vorbilder, die mich inspiriert haben, mal zur See zu fahren. Neben anderem natürlich. Ich habe das Buch als Junge gelesen. Es kam mir zu Hause zufällig in die Hände, und ich dachte, ich könnte es hier noch einmal lesen, wenn es regnet und regnet...“

„...und der Jan nicht mehr grübeln kann?“

„Ja. Und? Willst Du es für den Leo mit nehmen?“

„Nein, wirklich nicht. Du weißt um die Geschichte mit dem Grafen? Ja? Was ihm vorgeworfen wird?“

„Oh, ja. Er war ein PrahlJakob sondergleichen. Er hat gelogen und damit sein Geld verdient. So wie der Papst auch. Aber ich glaube, was in dem Buch steht, ist halbwegs authentisch. Oder?“

„Gelogen? Er hat angegeben, um seinen Ruf zu mehren. Aber außerdem wirft man ihm vor...“

„... ein Nazi gewesen zu sein. Ich weiß, ich weiß, meine Liebe, ich weiß alles. Nur halte ich das für einen besonderen Schmarren. Nazi, meine Liebe, wird man nicht, weil man Geld benötigt und sich ihnen andient. Die Nazis waren eine Religionsgemeinschaft. Dafür muss man anfällig sein. Und wenn der Luckner etwas nicht war, dann dies.“

„Religionsgemeinschaft? Was verstehst Du darunter? Auch die Mafia?“

„Ja, klar. Alle die sich besoffen fühlen im geistigen Miteinander: Mafia, Amerikaner, Soldaten, Katholen, Juden, Nazis, Jehovas Zeugen, Atheisten...“

„...Agnostiker?“ Ich hatte den Jan in seinem Singsang nach geöffit.

Da lachte der Jan. Ihm gefiel das wohl.

„Ja“, wiederholte er, „wohl auch die Agnostiker.“

„Also, Du auch?“

„Ich? Nein, ich nicht. Ich bin doch ein Super Agnostiker. Ein Freigeist. Der findet keine geistigen Mitglieder.“

„Oh, Gott, Jan. Du solltest vielleicht doch wieder in die Zivilisation zurück kehren.“

Wir ließen es uns schmecken: Kaffee, Brot, Paté, frischer Ziegenkäse mit Tomaten und Salz....

„Jan. Da ist aber noch etwas, was ich sagen wollte. Und weshalb ich so abgeneigt bin dem Buch gegenüber. Dem Grafen wird eine pädophile Neigung vorgeworfen.“

„Aha. So? Kann ich mir nicht vorstellen. Oder – mein Gott, ja. - Jungen?“

„Nein, Mädchen.“

„Da bin ich aber beruhigt...“

„Hm?“

„Ja. Jetzt wäre beinahe mein ganzes Glaubensgebäude eingefallen. Ich meine das mit den Menschenkenntnissen. Ich habe nie etwas darüber gehört. Ist er verurteilt worden?“

„Ich glaube nicht. Er hat zugegeben, dass es in einem Anfall von starker Erregung passiert sei. Was immer das auch heißen soll.“

„Ja, schön ist das nicht, was Du da sagst. Wahrscheinlich hat er sich an ihr gerieben wie ein Hund

an einem Schuh? Soll ich Dir eine kleine Geschichte erzählen?“

„Geschichte? Geständnis? Es klingt nach Geständnis. Warte. Marlene wird anrufen, das ist abgemacht. Was soll ich sagen? Ich sollte vielleicht fahren?!“

Blöde Situation, hätte ich ja vorher schon dran denken können anstatt blindlings loszufahren. Nun würde ich gerne bleiben, sollte fahren, was will ich eigentlich, was will der Jan? Zwei Herzen in meine Brust oder besser noch - eine ganzer Schwarm. Verlegenheits-Situation nennt man das gemeinhin.

„Sag ihr, sie soll bleiben, wo der Pfeffer wächst, - oder doch, dass wir sie abholen. Sie kann hier schlafen. In Deinem Bett – aber ohne Dich! Nur, - mit zwei Frauen halte ich es nicht lange aus. Ein oder zwei Abende höchstens.“

Wie versprochen, Marlene ruft an, leicht verschlafene Stimme.

„Marlene, kann ich noch einen Tag bleiben, oder möchtest Du vielleicht den Wagen haben? Wir würden ihn Dir sofort bringen.“

„Chère Linde?“, plötzlich eine dunkle Männerstimme. Mein Gott, wer ist das, hat man sie gekidnappt? Was soll das? - eine Pause, dann die gleiche Stimme: „Chère Linde. Vous nous dérangez!“ Dann Gelächter.

„Hmm?“ - Pause, dann eine weibliche Stimme, Marlene, Gott sei Dank ohne Betrübnis in der Stimme: „Oui, Chère Linde, tu nous dérange...“

Erleichterung. Marlene hat einen Typen getroffen, der ihr wohl gefällt, der ihr wohl schon vor dem Aufstehen gefallen haben muss....?

„Mein Gott, Du hast mir aber Angst gemacht...“, Gelächter noch einmal auf der anderen Seite. Und der Jan lacht mit.

„Nein, brauchst keine Angst zu haben, Chère Linde. Jean-Paul passt auf mich auf. Gefällt es Dir, dann bleib noch da, ich ruf Dich wieder an. Okay?“ - Okay!

Ich meinte bei Jan einen Seufzer zu hören, einen Seufzer der Erleichterung? Wahrscheinlich. Man merkt das ja wohl. Er sprang um mich herum wie ein Trinkgeld-verwöhnter Kellner. Macht man das, wenn einem jemand auf den Wecker geht? Oder hatte er Angst?

„Ist sie wirklich eine Hübsche?“, fragte Jan.

„Nein, eigentlich nicht besonders. Aber sie hat Charme. Sie wickelt Dich um den Finger und Du merkst es nicht einmal.“

„Ehrlich? So wie ich Dich? Ja?“

„Ja“, sagte ich belustigt, „genau wie Du mich, ihr fehlt nur das Wasser, das ihr beim Flirten aus den Lefzen läuft.“

Jan lachte laut auf. Dieses Lachen, in dieses Lachen konnte man sich verlieben. Dieses Lachen gab einem unendliche Sicherheit durch die Selbstsicherheit, die darin lag, durch die Gelassenheit gleichermaßen. Das erste Mal, dass ich ihn so lachen hörte, da hatte er einen albernen Reim angefangen, den ich schneller fortsetzte und beendete als er. Er konnte sich biegen vor Lachen.

Ich liebe Männer, die lachen können. Horst lacht nie. Aber mein Wuschelkopf, der kann auch lachen.

„Komm, erzähl mir Deine Geschichte. Aber nur kurz, ich habe da noch eine Frage.“

„Also gut. Ich hatte doch mal zwei kleine Töchter. Hab' ich Dir erzählt? In Kanada?“

„Hast Du nicht. Erwähnt vielleicht. Also?“

„Habe ich Dir nicht erwähnt, dass ich durch die blonde junge Frau auch die andere, die Brünette

kennengelernt habe, die *spannische*?“

Nein, hatte er wohl übergangen, mit viel Feingefühl, aber nun verplapperte er sich – sofern er es verschweigen wollte. Aber welcher Mann verschweigt schon gerne etwas, an das er sich gerne erinnert?

„Hab' ich es doch gewusst? Hm? Die blonde war Dir zu blond?“

„Nein, die hatte ein Verhältnis mit einem verheirateten Mann, und ich musste sie jeden Morgen trösten...“

Ich musste mir die Situation ins Gedächtnis rufen. Sie wohnte ja bei der alten Dame, richtig.

„... und manchmal musste ich auch ihre Schlafzimmertüre zuziehen, wenn ich abends nach Hause kam...! Also, ich ging oft abends zu Jocelyn, so hieß sie, und blieb auch bei ihr. Sie hatte zwei kleine Töchter, und die waren wirklich süß. Übrigens das einzige Mal im Leben, dass ich beinahe bei einer Frau geblieben wäre, schon ihrer Kinder wegen. Zwei Töchter, ganz umsonst.“

Und dann schweifte er doch noch ab und erzählte mir, wie die Jocelyn den Hasen zubereitet habe, den der Jan geschossen hatte, und er, der Jan, nichts essen konnte, weil der Hase noch nicht tot sondern nur angeschossen gewesen war, und der Jan zu seinem Jagdgenossen, dem griechischen Kollegen Leo, gesagt habe, er, der Leo, möge beiseite gehen, er, der Jan, wolle ihm, dem Hasen, noch eins verpassen, und der Leo gesagt habe, <<Jan, es ist nicht nötig, der Hase hat einen Deutschen gesehen, und ist nun tot...>> Und der Jan nun wisse, was es heiße, ein Tier zu töten, ein Mit-Lebewesen – einfach so. Nun, aber den Mädchen habe der Hase geschmeckt und eine habe mehrmals gesagt: „Oh. C'est délicieux, Jan, c'est délicieux.“ Sie hatte wohl etwas gelispelt.

„Schön. Und, warum bist Du nicht da geblieben?“

„Erzähle ich Dir später mal. Ist alles in Ordnung so. Also:

Ich sitze eines Abends vor dem Fernseher, der stand in einem kleinen Raum, der relativ weit entfernt war vom sonstigen Wohnraum. Die Wohnung der Jocelyn bestand aus einem lang gezogenen Gang mit lauter Zimmern auf einer Seite. Auf der anderen Seite war halt das Nebenhaus. Nun, ich sitze und schaue. Und da kommt eines der Mädchen und setzt sich zu mir, um mit zu schauen. Sie sitzt neben mir. Es war die ältere. Und sie legt ihre Hand auf mein Knie. Ganz unschuldig. Einfach so. Gut. Bald darauf kommt die andere, die kleinere, gerade mal sechs Jahre alt. Sieht sich die Situation an, begreift die intime Beziehung zwischen ihrer Schwester und mir, und setzt sich zu mir auf den Schoß...“

„Und?“

„Gerlinde, ich breite Dir hier meine intimsten Geheimnisse aus. Ich hoffe, Du wirst sie mir nicht um die Ohren hauen!?“

„Jan, so langsam kenne ich Dich dann doch. Wenn es aber ganz schlimm kommen soll, dann schweige bitte lieber. Kennt die Franziska die Geschichte?“

„Nein, so schlimm ist es nicht. Dennoch. Ja, Franziska kennt die Geschichte. Aber ich würde sie nicht einmal meiner Mutter erzählen. Also, wie ich da sitze, mit diesen beiden teuflisch hübschen Engel, überkommt mich ein Anfall von Lust, und ich kann es kaum verhindern, dass meine Hand sich auf den Oberschenkeln des kleinen Mädchens legt und die Hand richtig feste zu packt. So wie ich versucht bin, die Hand weiter nach oben gleiten zu lassen, besinne ich mich, lass ab davon...“

Das, was der Jan da schildert, kann mich nicht kalt lassen, ich war schon etwas aufgewühlt. Immer diese Angst, der Jan beichtet mir eine Unzuchtshandlung, einen Mord oder sonst etwas ähnlich Böses.

„Und? Geht es noch weiter?“

„Ja, noch etwas. Soll ich?“

Meine Sinne waren zum Zerreißen gespannt. Jan, erzähl mir bloß keine intimen Dinge, erzähl mir bitte nicht, Du habest sie angefasst, dann stehe ich auf und packe... Aber hatte er mir nicht versprochen, dass es nicht so schlimm wird?

„Ja.“

„Also, das kleine Mädchen ergreift meine Hand und steht auf, so dass sie auf dem Sofa steht, und dann passiert, was ich selber nicht für möglich gehalten hätte, sie führte, vorsichtig schauend, ob ihre Schwester nicht zusieht, meine Hand an ihren kleinen Schritt heran...“

„Jan!“

„Ja, warte doch. Ich kann Dir nicht sagen, warum, aber ich hatte plötzlich das Gefühl, ich würde einer heißen Platte entgegen greifen. Ich zog ihr die Hand weg...“

Gott sei Dank. Erst einmal war ich beruhigt. Warum eigentlich litt ich mit dem kleinen Mädchen mit? Warum? Irgendwie kommen da Bilder auf aus der Jugend, Kindheit. War da was? Habe ich da 'was verdrängt? Ekel droht sich mir aufzudrängen.

Vom Horst wusste ich, dass vom Vater missbrauchte Mädchen wohl nie richtig auf die Schiene eines normal-bürgerlichen Lebens finde. Sie seien früh „versaut“ worden, sagte er einmal im Ton der Vertrautheit über eine seiner Schülerinnen. In der Tat werden die Mädchen ja von ihren Müttern abgelehnt, gehen früh einen eigenen Weg. Der Vater hat ihnen nichts mehr zu sagen, etc.. Und der Jan machte mich auf den Film mit Sophia Loren aufmerksam, die mit ihrer Tochter eine abgelegene Straße gehen von einer Horde marokkanischer Soldaten überfallen wurde. Es war Krieg. Und der Jan erinnerte sich daran, wie die Tochter sich dann am Abend anschickte, die erwachsende Frau zu spielen, die sich den amerikanischen Soldaten anbietet. Jan kannte weder den Titel des Films noch die Filmmamen, er meinte aber als Essenz des Films mit genommen zu haben, dass die Tochter durch diesen Vorgang jeglichen Bezug zur normal-bürgerlichen Welt verloren habe. Die Sophia Loren habe dies schließlich erkannt und der Tochter „ein's gescheuert“, um sie wieder auf die sogenannte „Reihe“ zu bekommen.

„Und?“

„Das war alles. Ich habe ihr ins Ohr geflüstert, dass das verboten sei, und sie wieder auf meinen Schoß gesetzt, so als sei nichts vorgefallen. Später kam dann die Jocelyn hinzu und die Situation entspannte sich – für mich.

Aber weshalb ich Dir das erzähle, es ist leichter einen Mann in Versuchung gebracht, als man das allgemein hin wahrhaben will. Denk an die vielen Verfehlungen von Pädagogen.“

Mein Gott. Was ist nur los mit dieser Menschheit? Sind wir denn alle Bonobos?

Der Jan gab sich selber die Antwort: „Wir sind doch alle nur Bonobos – meine Liebe. Mach' Dir keine Illusionen darüber, was alles in den Familien geschieht. Was glaubst DU denn, woher die *Heilige Maria* ihr Kind hatte?“

Ich werde noch oft über diese kleine Szene nachdenken und mich fragen, was für Beweggründe sie wohl hatte, das kleine Mädchen, so verführerisch zu handeln.

*

Aber der Jan hatte nicht nur den Graf Luckner im Repertoire. Da lagen Lion Feuchtwanger und Stefan Zweig, die sicher dem Einfluss der Franziska zu verdanken waren.

„Du liest *Die Welt von Gestern*?“, von einigen Literaten als Zweigs Hauptwerk betrachtet.

„Nein. Das heißt, ich habe etwas gelesen. Es war mir zu hoch. Nein, zu uninteressant. Da muss man schon ein Intellektueller oder wenigstens ein Literat sein. Viel zu viel Details, die mir nichts sagen. Aber dann habe ich doch einen Artikel gefunden, der mich sehr begeistert hat: *Incipit Hitler*...“

„Du weißt, was das heißt?“

Wieder ein solcher *faut pas* von mir. Wie so musste ich unterstellen, dass dieser *Mittelmensch*, wie er sich zuweilen selber nannte, das nicht wusste. Klar, er wird es wohl nicht gewusst haben, bevor er es gelesen hatte, aber warum musste ich unterstellen, dass er es immer noch nicht weiß? Ist das Lehrerlogik? Überheblichkeit? Oder einfach Dummheit?

Er schaute mich an, als wolle er sagen 'kannst Du mir nicht etwas mehr zutrauen?'

„Nein, weiß ich nicht. Auch Franziska wusste es nicht. Aber aus dem Kontext geht das schon hervor: Es sind die Anfänge des Wirkens von diesem....diesem Schauspieler.“

Schauspieler nannte er diesen ...

„...Satan!“, korrigierte ich.

„Nein, um Gottes willen, nein. Ein Satan ist eine literarische Gestalt, die sich gegen seinen Schöpfer wendet. Hier handelt es sich um einen Mann, der sich erst als Marionette der Mächtigen vereinnahmen lässt, sie dann aber – *peu à peu* – übertölpelt. Das hat eine ganz andere Qualität. Satan zum Quadrat, vielleicht.“

Ich war mal wieder erstaunt über diesen Mittelmenschen, der sich doch mit vielen Themen in einer gewissen Tiefe befasste. Und ich stelle mir die Frage, ob es sinnvoll ist, vielen Schülern so viel Wissen zu vermitteln, dass Anreize zum Eintauchen in tieferes Wissen auf der Strecke bleiben. Mit anderen Worten, ob solch *Halbgebildete* wie der Jan in ihrer Wichtigkeit für die gesellschaftlichen Belange unterschätzt werden. Nun. Als Beispiel fallen mir die technischen Details ein, die mir der Jan geschildert hatte, mit denen sich kaum ein Überflieger abgeben will.

„Der Stefan Zweig beschreibt das sehr gut in seinem Artikel“, fährt der Jan fort. Er unterstellt, dass dieser Militärspezialist Hitler später vom Militär beim Aufbau seiner SA hochgradig unterstützt wurde.“

Der Jan erzählt, dass sein Realschulabschluss ihn nur bis in die Jahre 1929 geführt habe. Alles andere habe er sich hartnäckig erarbeiten müssen. Sebastian Haffner habe ihm sehr geholfen. Aber, dass man sich Hindenburg nicht als Tattergreis vorstellen muss, sondern als eine Mentor für diesen *böhmischen Gefreiten*, habe er erst kürzlich erfahren, nämlich durch die überlieferte positive Äußerung dessens zum Röhmputsch.

Unglaublich diese Geschichte, und ich denke, bis alle Dokumente gesichtet und sie richtig aufgearbeitet sein wird, vergehen noch einmal viel Zeit. Lagen wirklich die Angriffspläne im Osten schon fertig in den Schubladen der Reichs-Wehrmacht. War dieser Hitler wirklich dieser nützliche Idiot, dessen Geist sie nicht mehr in die Flasche zurück bekamen?

*

„Jan?“ - „Ja!“

„Sag, das, bei den Pertes. Wie soll ich denn das verstehen, das mit der Schwiegertochter, die keine ist. Das ist doch nicht logisch?“

„Nein,“ Jan zögerte, „das ist nicht sonderlich logisch. Ich weiß ja nicht, was der Pertes da im Detail für ein Problem haben, ich kenne ja nicht die Familienverhältnisse so genau, aber irgendetwas muss ja dieser Frau in die Hand spielen. Sie scheint mir 'ne Nutte aus Berlin zu sein, die den Absprung sucht. Wenn die ein Familiengeheimnis kennt, weil der Pertes Sohn zu doof ist, 'na dann gute Nacht. Bei uns zu Hause kannte jeder jedes Familiengeheimnis – selbst ich. Das ist manchmal gut so, manchmal auch gefährlich.“

Darf ich Dir eine Kurzgeschichte erzählen? Eine Freundin von mir, angestellt in einer Sparkasse in Berlin, erzählte, dass der Sohn eines verstorbenen Kunden sich über die finanziellen Verhältnisse des Vaters erkundigen wollte. Wie sich heraus stellte, hatte der Vater ein Konto vor der Familie geheim gehalten. Vermutlich wollte er Geld zur Verfügung haben – egal, woher es hatte, ohne seiner Familie Rechenschaft ablegen zu müssen.“

„Du willst sagen, dass die Pertes vielleicht erpressbar waren. Von dieser Frau. Und davor Angst bekommen hatten?“

„Ja. Vielleicht.“

Ich war mir nicht sicher, wie ich das denn deuten sollte. Was machen Menschen alles, um ihr Vermögen zu kaschieren, zu retten vor dem Zugriff der Familie, des Staates? Jan war wohl der Ansicht, dass es sich um ein Naturrecht handelt, auf das keiner ein Recht habe es anzutasten.

„Billigst Du das?“

„Was? Dass die Leute ihr Vermögen verstecken? Unbedingt! Eindeutig ja. Und wenn die Pertes Angst davor haben, von dieser Maus erpresst zu werden, dann verstehe ich alles: Ein Wort ans Finanzamt und am anderen Morgen um sechs stehen sechs Finanzbeamte vor der Tür, begleitet von der Polizei, und bitten höflich um Einlass...“

„Jan, das sind Beamte, die ihre Pflicht tun...“

„Nein, das sind Wölfe, die jagen, und den Bürgern im Vorfeld Angst machen. Fürchterliche Angst. Sie sind die Vertreter eines Staates, der über den Gedanken an die totale Gerechtigkeit die Menschen vergisst?“

Ist das so. Die Denkweise des Jan war nicht die meine. Ich habe lange nachgedacht und ein Artikel in einer Zeitschrift hat mir ein bisschen geholfen, den Jan besser zu verstehen: ...verstellt uns der Frust über unsere Mittelmäßigkeit den Blick für die Realität – für die Menschen, wie der Jan sich ausdrückte?

„Du meinst für den Gauner in uns? Ist es das?“

„Ja, für den kleinen Gauner. Nicht für die Großen. Es sind nicht umsonst die sauertöpfigen Menschen wie die evangelische Pfarrer und die Sozis im Volke unbeliebt, selbst bei den einfachen Menschen. Der Staat, der den Menschen zu viele Grenzen auferlegt, der geht *banqua rotta*. Stichwort Chile? Alliende? Gute Absicht, dummer Kerl. Und wenn bei uns erst einmal die Sozialisten regieren, wird es genau so kommen.“

Also, das war ein weiter Bogen, den der Jan da spannte. Da platschte etwas aus ihm heraus, das ihn wohl schon lange beschäftigt hatte, und für das er kein Publikum besaß. Noch eine solche Facette dieses Mannes, die ich begriff. Er lebte viel alleine, hatte wenig Gelegenheit zur Diskussion, und nun war ich gewissermaßen das Opfer seines Unmuts über die gesellschaftlichen Verhältnisse.

„Jan, Du widersprichst Dir aber arg. Auf der einen Seite verdammt Du die Sauertöpfe und auf der anderen Seite gerierst Du Dich als Obersauertopf. Wenn Du ein Herz für die kleinen Gauner hast, gut, dann hab' auch eines für die kleinen Sauertöpfe. - Nicht die großen.“

„Hmm? Du hast recht. Ich rede mich da immer in Rage. Tut mir leid, aber diese Moral-Apostel sind mir echt zu wider. Hab' ich Dir doch die Geschichte meines Moral-Apostellonischen Vaters erzählt?“

„Hmm? Was für einen Vater hattest Du denn?“ Ich musste lachen, und der Jan dann auch. Die Situation entspannte sich wieder etwas. Ein Kuss war mir sicher. Diese Schmuselippen. Wie konnten die sonst so schmalen Lippen plötzlich so weich werden?

Nun gut.

„Hat der Sohn denn die Auskunft erhalten?“

„Ah. Nein. Der Direktor hat der Freundin gegenüber angedeutet, dass sie sich die Papiere holen können, wenn sie ihm Auskunft erteile; das Geld gehöre dem Staat, wenn der Sohn keine konkreten Angaben machen könne...“

Sch....Sch....! Jan, du verdirbst mir meine Illusionen!

*

Jan arbeitete etwas an seinem Ofen, damit er fertig sei, wenn er vorzeitig abreisen müsse. Seine Firma rief zwischen durch an, wollte irgendetwas wissen.

Und dann kochte er uns etwas zu Mittag, obwohl ich es ihm angeboten hatte. Er machte einen Grüne-Bohnen-Eintopf.

Ihm bei der Vorbereitung zuzusehen, war schon ein kleines Erlebnis. Gut, eigentlich ganz einfach: Bohnen waschen, ist ja nichts Besonderes, sie am Kopf und Fuß zu säubern, auch nicht, aber sie in Stücke zu schneiden schon. Was sage ich, schneiden? Er hielt eine Bohne an einem Ende zwischen zwei Fingern, und dann haute er mittels eines riesigen Messers und mit einer affenartigen Geschwindigkeit, zack, zack, zack, die Bohnen in kleine Stücke von exakt 2cm. Nein, bitte, lassen Sie das Ihren Schauspieler nie versuchen, er haut sich die Finger ab. Versuchen Sie es mit einer Animation! Es erinnerte mich an die blitzschnellen Bewegungen von japanischen Schwertkämpfern.

„Jan,“ frage ich, „so etwas können eigentlich nur Asiaten? Europäer sind viel zu langsam dazu!“

„Das glaubst Du nur, ich habe das von meinem Smutje gelernt, dem machte das einen Heiden Spaß. Außerdem...“

„Ja...?“

„Ach, nichts,“

Na gut. Schließlich schnitt er noch Zwiebeln wie ein echter Profi.

„Jan,“ das musst Du mir zeigen, „ich beneide seit jeher Köche, die das so demonstrieren – Bitte.“

Jan lachte, und dann zeigte er es mir. Heute bin ich so gut wie er damals. „Du musst nach dem Motto arbeiten: *Wie kommt man in die Philharmonie?*“

„Hm?“

„Noh, ist doch ganz e'infach,“ antwortete er mit etwas wienerischem Dialekt, „ieben, ieben.“ (üben, üben..)

Ich hatte noch gar nicht gespannt, was er damit sagen wollte, als er auch schon in eine Lach Kanonade ausbrach, in die ich – etwas verzagt zuerst, aber dann doch einstimmte.

„Also, pass' auf. Die Zwiebel längs halbieren und in senkrechte Scheiben schneiden. Dann mit der linken Hand so festhalten, dass rechts ein paar Millimeter überstehen. Dann das Messer mit der rechten Hand so ansetzen, dass es etwas nach links kippt und am linken Zeigefinger anliegt. Das Messer hinter der Zwiebel mit der Spitze aufsetzen, und es dann feste hinunter drücken, so als wäre das Messer an der Spitze angewachsen. Na ja, etwas nach vorne bewegen, schon. Früher habe ich das Messer frei bewegt, aber da habe ich mir oft die Daumenkuppe abgesäbelt. Jetzt bin ich perfekt – ich meine einigermaßen sicher.“

Er briet Zwiebeln an, in viel Oliven Öl, später dazu Speck, löschte ab, gab Brühe, Salz und Pfeffer hinzu, dann die geschnittenen Bohnen samt Bohnenkraut – *sariëtte*. Er erinnere sich noch, als er das Wort kennen gelernt und auch gleich behalten habe: bei seiner alten Wirtin in Montreal. Dann, Deckel zu und auf kleinem Feuer 15 Minuten kochen lassen. Dann die klein geschnittenen Kartoffeln hinzu fügen. Noch einmal 15 Minuten leicht kochen, *mijoter*, s.v.p.. Dann Zugabe von Corned Beef aus der Dose. Aufkochen. Fertig.

Er könne anfangen, was er wolle, gestand er, es werde immer ein Eintopf daraus. Aber für etwas anderes fehle ihm die Muße. „Eintopf-Jan“ hatte ihn die Familie schon getauft, da er schon früh angefangen hatte, für die Familie zu kochen, wenn der Rest der Familie beschäftigt war.

„Tomaten fehlen,“ monierte ich, „die Säure der Tomaten!“

„Stimmt, ja. Sehr gut. Aber wenn Du Tomaten dazu tust, werden die Kartoffeln hart. Lass uns

später etwas Essig nehmen oder Tomatenmark.“ So geschah es, und es war gut so. Dazu Cidre. Prost!

Es gab noch einen Nachtsch. Einen Nachtsch, den ich auch nicht vergessen werde. Jan holte aus dem Kühlschrank zwei Nachtsch-Schüsselchen heraus. Der Inhalt war verdächtig grün, und ich dachte schon an diesen ominösen *Pudding ohne Kochen*, den wir uns als Kinder selber machten, und den es in allen Farben gab. Jan bemerkte meine Skepsis und forderte mich mit einem Kichern auf zu probieren, es könne nicht so schlimm sein, er würde ihn auch essen und demonstrierte Genüsslichkeit.

Und tatsächlich, es bot sich dem Gaumen eine Köstlichkeit.

„Avocado? Als Nachtsch? Mit Zucker und Zitrone? Habe ich noch nie probiert, ist ja wirklich köstlich. Woher hast Du den denn?“

„Das ist Avocado à la Brasilienne: Zucker? Zitrone? - Non. Zuckerrohr-Zucker brut oder auch Ursüße und Lemone – meine Liebe. Habe ich heute morgen gemacht, als Du noch die Federn bearbeitetest. Habe ich aus Brasilien mitgebracht – das Rezept, das gab es dort ab und an in der Werkskantine von Voith.“

Köstlich. Ob ich das meinen beiden anderen Männern mal vorsetzen werde?

Schließlich gab es noch einem Espresso. Dann legte ich mich in den Liegestuhl in die Sonne und – schlief ein. Ich hatte gemerkt, wie anstrengend eine solche Reise war. Über 1200 km. Das schlaucht. Jan fahre die Strecke in einem durch, sagt er. Routine, Alpha-Modus, und da lässt er sich auch nicht 'rausbringen – sonst ginge es auch nicht. Aber, sein Wohnort lag von München aus gesehen auch schon 200 km in Richtung Frankreich.

Der Mittag

Ich schlief tatsächlich etwas ein und träumte irgendetwas von zu Hause. Offensichtlich ließ mein Gewissen mich doch nicht ganz in Frieden. Dann machten wir einen Spaziergang wie am Vortag, und die Diskussion ließ nicht lange auf sich warten.

Es war warm an diesem Tag, wir hatten die Sommerhüte aufgesetzt, und der Jan sah lustig aus. Aber ich sagte nichts dazu. Ich bemerkte, dass ich das Gefühl hätte, es würde von Jahr zu Jahr heißer, wahrscheinlich aber sei der Eindruck subjektiv, eine Folge des Geredes um die Erderwärmung.

Dieses Thema ist heute noch en vogue, und deshalb erinnere ich mich so gut daran. Es war in den 90'ern auch schon aktuell, nur noch nicht so aufgeschäumt. Die Politiker brauchten wahrscheinlich diese Ablenkung von ihren eigenen Problemen und den diversen Krisen noch nicht in dem Maße wie heute.

„Erderwärmung? Jan, komm. Nie gehört? Sag mir schon Deine Meinung. Ozonloch, Treibhausgase? Sagt Dir nichts?“

„Nein, überhaupt nichts. Kann auch nicht so schlimm sein. Die bösen Fluorkohlenwasserstoffe, die das Ozonloch bewirken sollen, werden ersetzt durch Umwelt verträgliche. Die einzigen, die nicht darauf verzichten können, weil sie zu doof oder zu gierig sind, sind die Chinesen. Und wenn die westliche Welt es ernst damit meinte, dann würden sie mit den Chinesen keinen Handel treiben, außerdem kleinere Autos fahren und die Lust-Flugreisen einstellen, und, und ...“

„...also kann es nicht so schlimm sein – meinst Du?“

„So ist es. Und was die Treibhausgase anbelangt, finde ich, ein bisschen Erwärmung kann mir egal sein. Fünf Monate Winter in unseren Breiten!? Warum soll ich da jammern? Weißt Du, die Franziska steht im Winter an einem dritten Welt Stand, verkauft wie 'ne Bekloppte irgendwelchen Kaffee, Wollsachen usw. aus Südamerika, während die produzierenden Indianer sich in den Schatten legen. Was willst Du, das ich sage? Die Geschichte ist voll von Selbst Geißelungen und

Ablenkungen.“

Hatte er recht? Irgendwie? Sind wir ein bisschen *bekloppt*, wie Jan sich ausdrückte? Aber das war es eigentlich gar nicht, woraus ich hinaus wollte.

„Dass Dich das nicht berührt, missfällt mir – ich glaube es einfach nicht. Ich meine, was Du physikalisch darüber denkst. *Du Denker von der Terrasse*. Was hältst Du von der Theorie, dass sich die Erde erwärmt – egal?“

„Ein Laie wie ich hat doch gar keine Chance, sich darüber ein Urteil zu bilden. Selbst die Forscher werden sich schwer tun, sich gegenseitig zu akzeptieren: Sonnenaktivitäten, CO₂-Anstieg in der Atmosphäre, die Aktivitäten im Erdinnern, Zusammensetzung der Atmosphäre, kleine Verschiebungen an den Polen mit großen Auswirkungen aufs Klima; all das kann bis jetzt ja gar nicht richtig erfasst werden. Und die Diagnose der physikalischen Zusammenhänge liegen wahrscheinlich auch noch nicht richtig vor. Und, weißt Du, solange Forscher sich streiten, kannst Du Dich ruhig in den Schatten in einen Schaukelstuhl legen.“

„Das ist aber nicht viel, was Du darüber weißt. Ich meine, ein bisschen schwach für einen Ingenieur.“

„Bist Du frech. Darf ich auch mal etwas nicht wissen?“

„Nein, so ein Mann wie Du, muss alles wissen!“

„Ohhhhh,“ er holte tief Luft, sichtlich vergnügt, „ehrlich? Gerlinde, ich bin Maschinenbauer. Ein Schlosser mit Mathematik-Prüfung. Eine Frage nur: was passiert, wenn das Klima immer gleich bleibt – über Jahrtausende, Jahrmillionen?“

„Ist das schwieriger?“

„Nein. Ganz einfach.“

„Ich weiß es nicht.“

„Ich auch nicht. Nimm den Südpol.“

„Den Südpol? Hmm. Es friert und friert und friert. Und?“

„Wie kommt der Schnee, oder besser all das Eis dahin?“

„Es schneit...“

„...und schneit?“

„Ja! Es schneit und schneit und schneit. Ja, klar. Es häuft sich immer mehr Schnee an.“

„So ist das. Danke. Also, es sammelt sich dort das Wasser in Form von Schnee und Eis, bis die Schneeberge bis zum Himmel reichen. Bis kein Wasser mehr in den Meeren ist. Bis die Erde eine Unwucht bekommt und an zu taumeln anfängt. Man hat bereits festgestellt, dass der magnetische Schwerpunkt stärker schwankt als früher. Woher kommt das viele Wasser, das sich da sammelt, ohne dass die Meere austrocknen?“

„Hm, und?“

„Nix und.“

„Du willst sagen, dass wir die verschiedenen Perioden brauchen?“

„Ja. Vielleicht. Nein, eigentlich nicht. Sie werden sich einstellen. Das ist schon alles. Und dazu gehören die Korrekturen durch gelegentliche Wärme- und Kälteperioden.“

„Hm. Und was ist mit dem vielen Wasser, das durch das Abschmelzen entsteht. Auf der einen Seite entsteht Dürre, auf der anderen Seite versinkt Bangladesch in den Fluten. Das kann Dir doch nicht egal sein.“

„Warum soll mir denn das egal sein? Aber - kann *ich's* verhindern – oder Du? Nein. Der Papst könnte etwas verhindern. Aber dieser Dummkopf lässt Kinder produzieren auf Teufel komm 'raus. Die Regierungen gleichermaßen zahlen Kindergeld, dass es sich gar nicht mehr lohnt, arbeiten zu gehen. Und Du fragst mich, ob mir das egal ist? Sieben Milliarden Menschen, hast Du gesagt, jeder davon verfrisst in seinem Leben, was weiß ich, fünf Ammoniak-furzende Schweine und eine Mehtan-rülpfende Kuh, 700 Hühner oder Hähnchen und last but not least 2 stinkende Hammel. Oder gar mehr?“

„Und die Menschen? Du vergisst die Menschen. Deren Abgase, Abwässer, CO₂-Ausstoß?“

„Habe ich das? Meine liebe Gerlinde. Was würde da alles noch hinzu kommen, wenn wir beiden richtig nachdächten?“

„Aber Jan. Das ist doch alles aus Pflanzen entstanden. Ein ganz natürlicher Kreislauf. Ob das sieben Milliarden Menschen sind oder keiner. Die Pflanzen produzieren sich selber, sterben ab, verrotten und erzeugen die gleiche Menge Abgas. Oder?“

„Na, mit Dir habe ich mir aber jemanden aufgehalst.“

„Findest Du mein Argument nicht gut? Hat doch eine Logik- oder? Ich denke, dass sind Abgase, die dann von den Pflanzen wieder aufgenommen werden. Wie schon gesagt: ein Kreislauf.“

„Ja, umwerfend. Ich liebe Frauen wie Dich. Endlich jemand, bei dem man aufpassen muss, was man denn da alles erzählt.“

Also? Also, er wusste es auch nicht. Er nahm meine Hand, küsste sie, lachte mich verschmitzt an. Wahrscheinlich, so sehe ich das heute, benutzte dieser Halodrie diese Zeit, um nachzudenken.

„Also gut. Nur, a) ist die Umsetzung mit Hilfe von Tieren viel schneller und b) sind das nicht die gleichen Bakterien. Im Darm arbeiten anaerobe Bakterien, die Methan, Schwefelwasserstoff- und Ammoniak-Verbindungen erzeugen. In der freien Natur oxidiert das meiste zu CO₂. Das dann wieder von den Pflanzen aufgenommen wird. Der Prozess ist langsamer.“

„Na ja. Aber der Dünger, den die Tiere erzeugen, wird doch von den Pflanzen aufgenommen, ja vielleicht so gar erwartet. Da kommt mir eine Idee,“ erlaubte ich mir auch einmal so ausgreifend zu spekulieren, „vielleicht manifestiert sich in den Pflanzen der *Liebe Gott*, der die Tiere erfunden hat, damit ER besser wachsen kann?“

„Mein Gott, Gerlinde, Du musst mir aber nicht jede Untugend nachmachen. Wirklich. Ich dachte, Du liebst mir auf unausgereifte Spekulationen das Monopol. Sonst bleibt mir ja nichts mehr übrig?“

„Ach, geh weiter,“ sagte ich im tiefen bayrisch, „da bleibt genug für Dich. Also, was ist mit dem vielen Wasser, das beim Abschmelzen der Pole entsteht. Das heißt, des Südpols und Grönlands?“

Jan hatte mir mühsam erklären müssen, dass das Eis des Nordpols *quantitätsneutral schmilzt, weil ca. 90% Wasser ca. 100% Eis ergeben*, von denen eben diese ca. 10% aus der Wasseroberfläche heraus schauen. Oder so ähnlich.

„Weiß ich auch nicht. Der Meeresspiegel steigt an. Oder ...,“ er dachte offensichtlich künstlich nach, so als müsse er denken. Ich bin sicher, er hatte das schon alles auf der Hand, „...durch die höhere Temperatur, als Durchschnittstemperatur, steigt auch der Anteil an Feuchtigkeit in der Luft an, wodurch die Sonneneinstrahlung geschwächt wird. Außerdem bläht sich die Lufthülle der Erde auf, wodurch einiges ins Weltall verschwinden muss.“

„Meine Göttin, Gerlinde, ich bin doch kein Forscher, dem ein riesiges Computer-Programm zur Verfügung steht. Tue mir einen Gefallen. Wir erlauben uns hier Spekulationen, die überschreiten jedes Maß an Zulässigkeit.“

„Aber Du willst doch Deinen Verstand einsetzen, wie Du immer sagst, Dich nicht von jeder daher gelaufenen Philosophie beeindruckt lassen. Du willst Deine Erfahrungs- Mosaiksteinchen setzen?“

Warum schimpfst Du mit mir?“

Er hatte nicht mit mir geschimpft. Er hatte gegen seinen eigenen Wunsch rebelliert, die Welt mit dem sogenannten gesunden Menschenverstand erklären zu wollen.

„Ich schimpfe doch nicht. Mir passiert das immer wieder. Ich lasse mich zu solchen Spekulationen hinreißen, und morgen wird Dir Dein Mann erklären, was für einen lausigen Gesprächspartner Du da gehabt hast.“

„Der Horst interessiert sich nicht für einen Klimawandel. Dem ist das egal. Er meint, fast wie Du, wenn es wärmer wird, um so besser, dann entfällt schon man der Rachenkatarrh und die Grippe und die Gefahr einer Lungenentzündung, und die Leute im Süden? Na, die sollen nach Norden ziehen, so wie früher auch. Bis die dann hier angekommen sind, sei ihre Anzahl erträglich.“

„Toll. Super. Der gefällt mir. Willst Du mich nicht doch einmal mit ihm in Kontakt kommen lassen?“

Auf diesem Ohr war ich absolut taub. Immer wieder diese Erfahrung, dass Männer sich suchen, sich zusammen raufen – wohl eher zu Lasten der Frauen.

„Ich finde das überhaupt nicht super. Ich leide mit diesen Leuten und ihren Dürren. Und das mit dem Kennlernen, das schlag Dir aus dem Kopf.“

„Gut. Würde ich aber gerne. Aber den Leuten wirst Du kaum helfen können. Oder willst Du ihnen die nächsten tausend Jahre Wasser schicken?“

„Nein, natürlich nicht. Aber ich möchte sie retten. So wie Gott die Menschen vor der Sintflut gerettet hat...“

„...also ein Paar? Das heißt übersetzt, eine begrenzte Anzahl. Aber das passiert doch bereits.“

Ich hatte mich da in eine Traurigkeit hinein geredet, aus der ich einen Ausweg suchte.

„Jan, hör auf. Das ist zynisch. Du willst sagen, es kann hart werden, aber im Grunde gleicht sich alles wieder aus? Du willst sagen, dass der Schnee oder das Eis auf dem Südpol einmal Wasser war, das sich in den Meeren befunden haben muss?“

„Nein, nicht wirklich. Ich denke, das ist viel komplizierter. Viel trauriger.“

„Noch trauriger? Erklärst Du mir das?“

„Ich denke ja. Hatte ich nicht schon darüber referiert, dass wir wahrscheinlich zu viel Öl auf einmal verbrennen...?“

„Ja, hattest Du. Nach Deiner Hypothese bekommen wir zu erst zu viel Wasser auf der Erde, und dann zu wenig, weil nicht mehr genügend nach geliefert wird?“

„So sehe ich das – ich kann nicht anders. Ist sicher noch eine Weile hin, aber egal. Stefen Hawkins ist bereits der Meinung, wir sollten uns auf den Weg ins All machen, es sei bald soweit. Vielleicht tausend Jahre noch.“

Ich hatte gespannt zugehört. Da saß offensichtlich ein Prophet mir gegenüber, der sich über andere Propheten negativ ausließ und es selber nicht lassen konnte, Prophezeiungen auszusprechen. Aber immerhin war er kein Luther oder oder eine ähnlich unerträgliche Gestalt. Ich musste kichern *ob* seiner Aussage. Mir war das alles ein bisschen zu hoch, zu viel, zu wenig plausibel, zu unwahrscheinlich.

„Lach Du nur,“ sagte der Jan, selber halb belustigt.

Ich lenkte ein.

„Aber Du glaubst ernsthaft, dass der Papst etwas ändern könnte? Absurd!“

„Ja, natürlich ist das absurd. Der Papst ist nur das Sprachrohr all' dieser Deppen, er ist nur der *Depp*

in charge.“

Puhh. Solche Diskussionen war ich nicht gewohnt. Keiner meiner Freunde, Bekannte, Verwandte würden sich zu solch einem Stammtisch-Gequatsche herablassen, keiner sich den Mund so verbrennen, dass man sich am anderen Tag geschlossen über ihn lustig machte. Nun ja, Jan wahrscheinlich auch nicht. Er vertraute wohl nur mir, der Außenstehenden, seine Gedanken an, erlaubte sich, seinem Zorn freien Lauf zu lassen.

„Sag, sprichst Du mit der Franziska auch über solche Themen?“

„Klar tue ich das. Nur, sie ist nicht so interessiert wie Du, sie hört freundlich zu, bis ich dann den Pepp an der Diskussion verliere. Selbst meinem Neffe, ein richtiger Diplom Ingenieur der Uni Aachen, ist das Thema zu hoch. Also bitte, ich habe Dir das Thema nicht aufgedrängt. Nenn' mich nie mehr ein Feigling oder was, das geht nicht. Und tu' dem Leo das niemals an.“

„Jan, im Gegenteil. Ich wusste, ich kann mich auf Dich verlassen. Du bist der Größte.“

„Du meinst, der größte....*klein geschrieben*?“

„Nein, das meine ich nicht. Ich finde es wirklich bewundernswert, wenn jemand so auf der Terrasse sitzt, und denkt und denkt und denkt. Und das nur zu seiner eigenen Freude.“

„Jetzt bin ich aber enttäuscht. Ich dachte, auch zu Deiner Freude?“

„Ja, also gut, Du hast recht. Auch zu meiner Freude.“

„Das ist nicht zu toppen. Mehr wollte ich nicht bewirken. Dafür setze ich mich nochmal eine Stunde in den Lehnstuhl – Füße hoch und denke darüber nach, ob es nicht langsam Zeit wird, die Wüsten zu bewässern...“

„Schön, aber Du bist doch nicht nur hier, um zu sinnieren?. Du arbeitest doch.“

„Also, man kann nicht den ganzen Tag arbeiten oder sinnieren.“

„Und was ist mit der Geschichte über das Universum? Erzählst mir das später einmal?“

Er versprach, es mir später einmal erzählen zu wollen, aber das sei eine komplizierte Sache, das, mit dem Universum – mein Gott, schon wieder.

Der Abend

Abendbrot, wie üblich, französisch einfach: Paté und roher Schinken, roter Wein, Oliven, gefüllt mit Anchois, Tomaten, Ziegen- und Schafkäse.

„Jan?“

„Gerlinde?“

„Sag, Du wohnst hier in einem Land, das voll gestopft ist mit Atomkraftwerken. Stört Dich das nicht?“

„Du meinst aus Sicherheitsgründen oder mehr aus ethischen Gründen.“

„Hm, sowohl als auch. Was hältst Du davon?“

„Die Finger...“

„...bitte ernsthaft. Du hast doch eine Meinung – oder?“

„Nein, eigentlich nicht. Ist mir egal.“

„Das kann doch nicht sein. Du willst sagen, dass es Dir egal ist, ob Dein Leo verstrahlt wird oder nicht?“

„Ja.“

Das gibt es. Es gibt so Leute, denen das sch...egal ist, denen das am A... vorbei geht. Aufregen könnte ich mich, wenn ich nicht ahnte, dass dieses Geflachse noch Überraschungen in sich bergen könnte. Keine Weisheiten, nein, aber etwas Provokantes vielleicht?

„Jan, komm schon, sag es mir. Ich weiß, dass das nicht Deine wirkliche Meinung sein kann. Ich würde ja verstehen, wenn Du sagtest, die AKW's seien sicher. Und stehst dazu.“

„Nein.“

„Was nein? Sind sie sicher?“

„Nein. Natürlich nicht. 1986 war für mich das schrecklichste Jahr meines Lebens. Tschernobyl, Finanzamt im Hause, Zusammenbruch des Immunsystems mit der Folge einer Sommer-Grippe, die ich nicht los wurde und mein vegetatives Nervensystem schrottete: mir brach der Schweiß aus, wenn ich nur dachte, mich schaue jemand an.“

„Was willst Du damit sagen? Versteh' ich nicht.“

„Nun, dass ich dieses Desaster nicht vergessen habe. Ohne Not spielen da ein paar Idioten eine Art *Gau-Szenario*. Muss man sich das mal vorstellen. Da sind hoch gebildete, hoch bezahlte Leute, oder so sollte es sein, und spielen mit dem AKW Schach?

Gerlinde, der Sündenfall der Menschheit, so steht es ganz vernünftig in der Bibel, und die ist so ungefähr 2.500 Jahre alt, ist das Spielen mit der Weisheit. Manche Dinge in der Bibel sind einfach – *gut*.“

„Ja, ich kenne diese Begründung. Was hat das mit den AKW's zu tun? Die Menschen könnten so weise sein, dass sie es lassen?“

„Ja! Nur, die Weisheit, die in der Bibel gemeint ist, ist die Weisheit des Fortschritts. - Mit dem ersten Spatenstich hat sich der Mensch bereits gegen sich selbst entschieden. Der Fortschritt wird die Erde schrotten – Frage ist, ob wir, der Leo oder erst seine Nachfahren das erleben werden. Also, philosophisch gesehen macht das keinen Unterschied.“

„Das ist aber nicht gut, wenn jemand wie Du sich so negativ ausdrückt und sich dann noch so indifferent verhält. Du könntest...“ Ich wusste im Grunde auch nicht, was er hätte tun können.

„Nichts könnte ich. Als die Grünen sich in ihren Gründungsjahren befanden, da habe ich tatsächlich einmal *grün* gewählt. Aber schließlich habe ich den Glauben daran verloren, dass irgendjemand irgendwann irgendetwas bewirken kann. Nichts, Null. Es ist die Menschheit, die ihren Weg gehen will und wird, und keiner wird sie aufhalten. - Punkt.“

Das traf mich. Diese Erklärung einer willenslosen Ergebenheit ins Schicksal der gesamten Menschheit.

„Wir könnten aber die Gefahren minimieren? Dazu wären die Menschen sicher bereit, - wenn sie genügend aufgeklärt wären?“

Jan lacht kurz auf: „Ja, vielleicht schon. Aber wie willst Du das denn anstellen. Wir haben überall Demokratien nach der Formel *one man – one vote*. Ich habe mal im Beisein von Anni und Louis geäußert, dass ich mich dafür ausspräche, nicht nur die ganz Jungen von der Wahlurne fernzuhalten, sondern auch die Alten und die Ungebildeten, die Arbeitslosen usw.. - Na da war was los. Ich dachte schon, ich sei auf dem Oktoberfest – mitten unter echten Bayern vom Lande. Keine Chance für diese Idee...“

„Du willst sagen, man müsse die Qualität der Wahlaussage verbessern? Du meinst das hilft?“

„Weiß nicht. Vielleicht nicht viel oder auch gar nichts. Aber mit *diesem Wahlpersonal* ist der Weg in die Hölle schon vorgezeichnet. Die Masse will viel und billige Energie. Die lässt sich nicht mit der Hälfte abspeisen. Hinzu kommt unser Parteien-System, dass schon per Definition zur Unvernunft neigt.

Vielleicht haben Anni und Louis ja recht: hielte man einen Teil der Bürger von den Urnen fern, dann

machten sie eine Revolution. 210 Jahre werden es bald her sein, dass man die Bastille gestürmt hat – um hernach einem Diktator seine Kinder willig für einen Todesmarsch übergeben zu müssen. Dass diese Leute sich nicht schämen, dieses Datum zu feiern? - Menschen! Mein Gott – nähhh.“

Nun verstand ich die Welt nicht mehr. Er schaffte es, vom Thema AKW auf die Erstürmung der Bastille zu kommen. Unglaublich.

„Jan, wir waren beim Problem AKW. Du schweifst ab. Warum?“

„Abschweifen ist eine meiner leichtesten Übungen, tut mir Leid. Ich habe einfach nicht mehr drauf zu diesem Stammtisch-Thema. Du scheinst auch nicht viel mehr zu wissen. Keiner weiß so richtig was. Warum fragst Du nicht, ob es sich überhaupt lohnt, energetisch lohnt, ein solches Kraftwerk zu bauen? Traust Du mir keine Antwort zu?“

Das stimmte. Ich hatte auch nicht viel Ahnung oder Vorstellungen, dieses Thema eingehend zu behandeln. Man kann kaum dieses Thema, wie Jan schon sagte, am Stammtisch behandeln. Das ist viel zu kompliziert.

„Also, Frage: lohnt es sich?“

„Darauf bin ich vorbereitet. Es gibt eine Studie, und die besagt, dass die Bilanz negativ sei. Aber...“

„...was?“

„Aber erstens kann kaum einer diese Studie beurteilen, und wenn es einer könnte, würde ihm keiner glauben, auch die Politiker nicht, es sei denn, es passt ihnen in den Kram.“

„Jesus – Jan...“

„... den Vornamen hätte ich gerne. Aber mit Jan Christus wäre ich auch zufrieden...“

„Denkst Du, Du hast das verdient? Das einzige, was Du mit diesem Mann gemeinsam hast, ist die Kinderlosigkeit.“

„Na, Du kommst aber auch vom *Höcksken auf et Stöcksken*...“

„... was ist das?“

„Das ist platt und heißt zu deutsch vom *Hölzchen auf's Stöckchen* kommen, also abschweifen oder sich thematisch verirren. Aber bitte, ich denke, ich habe das schon einmal angedeutet, ich habe wahrscheinlich einen Sohn, vielleicht aber auch zwei. Aber das ist eine geheime Geschichte. Keine Chance für Dich; daraus schreibe ich mal einen Roman: *Die unbekanntenen Kinder des Herrn Jesus Jan*.“

Ich lachte laut. „Ich bin sicher, Du wirst es mir einmal erzählen. Du alte *Klappermühle* kannst ja gar nicht anders.“

*

Wir waren inzwischen wieder zu Hause angekommen und saßen noch etwas auf der Terrasse.

„Du wirst immer frecher. Ich muss mir das überlegen, ob ich Dich noch mal lieben werde. Komm, sei so gut, geh' in den Keller, die Flasche ist leer, und hol uns 'ne neue.“

Er gab mir den Schlüssel für den Keller und ich ging willig – ein bisschen auch die Stille genießend. Ich traf auf den sogenannten Weinkeller und versuchte mich an dem alten Schloss, das da vor dem Eisengitter hing, welches ein Werk seines Dorfschmiedes war, der sich auch ums Haus kümmerte, und der auch die Wandlampen und ähnliches gemacht hatte. Aber ich bekam das Schloss nicht auf.

Zurück zu Jan musste ich ihm dieses beichten.

„Du bist dumm, mein Gott, bist Du dumm. Du musst rechts herum drehen. Ist ein englisches Schloss, siehst Du das nicht, du dumme Gans?“ Jan scherzte und lachte. Er hatte mich necken wollen und es erreicht. Nun genoss er seinen Geck.

„Das Schloss hab' ich auch bei Ruef erstanden. Noch einmal von vorne.“ und gab mir einen Klaps auf den Po.

Tatsächlich, rechts herum gedreht, das Schloss öffnete sich – aber erst beim zweiten Mal und schwer genug war das auch noch. Dann studierte ich die Weine, zwei Regale fast gefüllt. Ich fing oben an. Neben dem versprochenen Champagner lagen zwei rote Weine. Ich entnahm eine davon, sie trug das Datum des Geburtsjahres meines Sohnes. Zufall? Weiter unten kam ich dann zu den Weinen, die fünf bis sieben Jahre alt waren, und noch weiter unten ganz junge.

Ich entnahm einen siebenjährigen und zeigte ihn dann dem Jan. Vorher aber musste ich mich zwingen, den Schlüssel auch wirklich nach links zu drehen. Eigenartig ungewohnt.

„Gut hast Du gewählt, meine Liebe, sehr gut.“

„Sag Jan, da liegt eine Flasche aus dem Jahre sowieso. Ganz alleine. Hat das was zu bedeuten?“

„Klar, ist doch das Geburtsjahr vom Leo, die hebe ich auf, bis er 18 Jahre alt sein wird. Zu seinem Geburtstag. Dann komme ich zu Euch, schenke ihm eine, und besaufe mich mit ihm.“

Oh, je, dachte ich, auch das noch. Aber bis dahin ist es ja noch etwas Zeit.

Wir saßen beim Abendbrot, natürlich auf der Terrasse, plötzlich Geklappere. Geklappere? Hörte sich an wie das Klappern von Störchen.

„Jan. Was ist das für ein Geklappere? Sind das Störche?“

„Ganz richtig, meine Liebe. Wenn wir Glück haben, landen sie dort drüben auf der Weide. Klar, ist doch 'ne Marschlandschaft, ein Paradies für Störche. Überall diese Entwässerungskanäle, überall Frösche – vor allem, als der kleine Fischteich dort beim Nachbar gut gefüllt war. Die Quelle gibt im Moment nicht so viel her.“

„Frösche können aber arg störend sein – vor allem Nachts.“

„Und wie – einmal habe ich nachts fast kein Auge zugetan. War im Frühjahr. Am anderen Tag habe ich überlegt und überlegt, was ich denn da tun kann, um es denen abzugewöhnen...“

„So wie ich Dich nun kenne, ist Dir sicher etwas Gutes eingefallen?“

„Nein, leider nicht. Aber ich habe heimlich eine 2 Liter Flasche konzentrierten Himbeer- Sirup hinein gekippt – am Zufluss versteht sich. Ich weiß aber heute nicht mehr, ob es geholfen hat.“

„Hast Du keine Angst gehabt, die alte Frau könne Dich dabei erwischen?“

„Nein, die geht mit den Hühnern schlafen, außerdem habe ich den Saft gefroren und hinüber geworfen.“

Typisch, wirklich, man konnte sich auf ihn verlassen.

Bevor wir uns zum Schlafen begaben schauten wir noch ein paar Minuten fern. Ein Fußballspiel war zu Ende gegangen, ein Endspiel von irgendeiner *Championsleague*. Die Sieger freuten sich wie Kinder und die Verlierer zogen beleidigt, traurig ab.

„*Ils boudent...*“, sagte der Jan. Sie schmollen. Ziehen sich beleidigt in ihre Kabinen zurück. Sie sind Vice – was auch immer. Sie sind beleidigt. Ist das sportlich? Nein, aber ist das sportlich, dass die Gewinner ihrer Compagnons von eben nicht an die Hand nehmen und mit Ihnen einen Reigen durch die Arena machen – so wie Schauspieler? Würde das nicht ein Akt von Fairness sein – von Größe vielleicht? Könnte es nicht etwas mehr haben davon in unserer Gesellschaft anstatt dem amerikanischen Ideal zu frönen: *the winner takes all?*“

*

Nach dem Bad ging ich noch zu Jan, um ihm eine gute Nacht zu wünschen. Linkisch flink erwischte er mich am Schlafanzug, zog mich zu sich ins Bett, umarmte mich, streichelte mich ein wenig hier und da; dann gab er mir einen sanften Schubs: „Nun, geh schon!“

Aber es war zu spät. Ich hatte Lust bekommen; ich war nicht aus dem Bett zu bekommen, und so liebten wir uns in aller Sanftheit und Genüßlichkeit. Und eben dies lässt mich fragen, wie übersättigt man sein muss, ein solches Gebummse hinzulegen, wie man es in den heute frei zugänglichen Pornostreifen beobachten kann.

Wir lagen uns noch in den Armen, noch nicht bereit, uns zu trennen, munteren Fischen gleich. Und meine Freude wolle mich Lachen machen, nur - ohne zu wissen, worüber denn. Mir fehlte noch etwas, so wie dem Leo, der sich eine Gutenacht-Geschichte wünscht.

„Jan, erzählst Du mir einen Witz zur Nacht? Dann gehe ich auch.“

„Witze? Ich erzähle einem Mädchen keine Witze“, protestierte er, „ich kenne nur unanständige. Das macht man nicht.“

„Aber Jan, ich bin doch kein Mädchen, ich habe einen Sohn!“

„Das besagt gar nichts, die meisten Mädchen können sich bei der Geburt gar nicht erinnern, wie das passiert sein soll? - Nein, ich kann Dir eine Anekdote erzählen, wenn Du mir verspricht, Dich anschließend zu verpissen.“

Oh!

„Gut, dann erzähle mir eine Anekdote.“

Und Jan erzählte mir seine Anekdote. Sie ist kindisch und unanständig. Ich werde sie hier aufschreiben als Zeitdokument, sozusagen. Ich werde sie eingerückt aufschreiben, damit jeder halbwegs zivilisierte Mensch sie als solche erkennt und sie überspringen kann.

*

„Also“, sagt der Jan, „Du weißt doch, ich bin einmal zur See gefahren...“

Diesen Start, mit dem er seine Märchen erzählte, kannte ich bereits.

„...Also, eines Tage, wir waren gerade in einen Hafen eingelaufen, schlenderte ich mit Jan-zwei (er selber sollte wohl Jan-eins sein), durch das Hafenviertel, wir tranken ein paar Bier in der einen oder anderen Kneipe, als dem Jan-zwei offensichtlich die Lust überkam, und er schnurrstracks auf ein bestimmtes Haus zusteuerte (zussteuährtä). Wir kannten das Haus, es war nicht das erste Mal, dass wir dort gewesen waren.

Wir klingelten, uns wurde aufgemacht, wir wurden als alte Kunden identifiziert, durften hinein.

„Na, Jungs, schön Euch mal wieder zu sehen. Wonach steht Euch Euer...äh..Sinn? Nach schwarz, blond...? Trinkt Ihr ein Bier?...Setzt Euch, Jungs!“

„Nein, kein Bier. Ich hätte Lust auf 'ne Rote!?, sagte uns Jan-zwei.

Die ältere Damen stimmte zu, hielt die Hand auf, und Jan-zwei steckte die Hände in die Tasche, suchte, suchte, fand nichts außer Münzen.

„Ich hab' kein Geld dabei, verdammt, nur zehn Mark habe ich noch; irgendjemand muss...“

„Ja, ja“, sagt die ältere Dame, etwas feist, war wohl mal 'ne Schönheit, „das haben andere auch schon gesagt...“

„Kannst Du mir das nicht schulden? Ich komme morgen und bring das Geld. Ich muss unbedingt 'nen Weib haben...“

„Schulden anschreiben? Zehgn Mark? Spinnst Du? Ich sag' Dir was: im Hinterhof steht ein Stall, da drin steht eine Ziege....Zehn Mark!“

Da reicht der Jan-zwei der Frau die zehn Mark, verlässt den Raum im Eiltempo....Ich bestelle ein Bier, warte, wir warten... Der Jan-zwei kommt und kommt nicht. Zwanzig Minuten, dreißig Minuten, die alte Frau wundert sich.

Schließlich kommt der Jan-zwei. Hemd zerrissen, Hose zerrissen, Blut verschmiert...“

„Was hast Du denn gemacht....?“ , fragen wir beide unisono.

„Also“, sagt Jan-zwei noch ganz außer Atem, „bis ich das Vieh mal auf den Rücken liegen hatte....“

„Waaass?“, entfährt es uns, auf dem Rücken liegen....Du konntest doch ganz einfach...“, und dann folgte eine eindeutige Handbewegung....

„Nee“, sagt der Jan-zwei, „nee, ich muss dabei – küssen!“

*

Auf diese Pointe war ich nicht vorbereitet – eben so, wie es sein soll. Ich musste laut lachen, dass meinem Hinterteil ein kleiner Laut entfuhr, und wir beide in ein unwürdiges Gelächter fielen. Wir lachten, hielten uns in die Arme, entdeckten die Lust auf die Haut des anderen, lachten weniger, und genossen mit enormer Wucht ein zweites Mal unsere Einigkeit.

„Ist das Sünde, Jan?“

„Was soll Sünde sein?“

„Unsere Lust auf einander.“

„Sünde? Sünde ist, wenn die Aussicht besteht, etwas bereuen zu können. Sünde? Und wenn, wem gegenüber?“

Ja, wem gegenüber? Horst, meinem angetrauten Ehemann? Der Natur, der göttlichen Natur? Dem Jan gegenüber, wenn ich mit dem Horst zusammen war? Ich wusste nicht, was Sünde war, aber ich wusste, Horst ist mein göttlich angetrauter Ehemann, und Jan der Mann, den eigentlich die Natur für mich ausgesucht hatte....

Das vierte Frühstück

Morgens neun Uhr.....Frühstück....Delikatessen wie gehabt mit Zusatz: Enten-Paté.
Empfehlenswert.

„Jan, ich bin noch nicht zufrieden. Diese Pertes. Angenommen sie haben Geld beiseite geschafft. Warum machen sich solche Leute erpressbar? Die haben so etwas bei diesem Einkommen gar nicht nötig. Du kannst doch nicht alles aufessen oder sonst wie konsumieren. “

„Gerlinde, Glückliche! Es gibt Sümpfe, die begreift man erst, wenn man drin steckt. Wenn man Geld als Arbeit definiert, dann ist es für jemanden, der gut verdient, nicht akzeptabel, dass er fünf Monate im Jahr für den Staat arbeitet, während ein Penner nicht nur nichts für den Staat tut, sondern auch noch den Hintern gesalbt bekommt.“

„Der Staat? Was denkst Du denn, wer oder was der Staat ist?“

„Der Staat? Ich denke, dass sind wir – ja, wir alle, vor allem mein Nachbar, der nicht will, dass jemand in seiner Umgebung weniger verdient als er; er möchte keine Asozialen in seiner Nähe haben; aber auch nicht, dass jemand mehr verdient, das kann er gar nicht haben.“

„Das klingt nach Borniertheit, nach Denken in Familienstrukturen: keiner soll viel mehr haben als ein anderer. Nach Neid – das kann es doch nicht sein. Brüder, die sich das Schwarze unter dem Fingernagel nicht gönnen?“

„Doch! Meine Liebe. Ich sehe das so. Wir reden immer davon, dass man in Indien die Kasten abschaffen müsste, sollte, dass dann alles gut werden würde. Nichts ist damit. Kasten entstehen aus sich heraus, wie der Liebe Gott.“

„Jan, Deine Denkweise ist erschreckend. Ich glaube, ich verlasse Dich...“

„Heute morgen? Okay. Aber iss noch etwas. Da, ein frisches Brötchen mit Ziegen-Frischkäse, etwas Tomate obenauf, etwas Salz und Pfeffer. Köstlich. Probier es. Dann kannst Du fahren.“

„Sei nicht albern...“

Ja, ich machte mir ein solches Brötchen. Jan hatte Brötchen aufgebacken, hatte fürsorglich den Tisch gedeckt, als gelte es, eine Filmdiva zu bewirten. Aber Ziegenkäse ist gewöhnungsbedürftig, ich werde es noch lieben lernen.

Ich wollte erst einmal weg von diesem blöden Kastendenken. Kasten – in unserer Gesellschaft.

„Gut, schön, und was ist mit dem Geld, das die Leute hinterziehen?“

„Ich billige keine Hinterziehung. Versteh das nicht falsch. Aber kein Staat der Welt hat ein Recht darauf, die Leute dazu anzuhalten, freiwillig ihre Steuern zu entrichten und sie anschließend zu kriminalisieren, wenn sie es nicht so genau halten wie er das wünscht.“

„Und wie stellst Du Dir das vor?“

„Ganz einfach. Es gibt ein Bankgeheimnis für private Konten. Immer noch! Bald wohl nicht mehr! Also! Der Privatmann bekommt sein Geld auf sein Privatkonto. Also ist der Staat doch ein Lump, entweder ein logischer oder ein moralischer, wenn er sich Zugang dazu verschafft – oder?“

„Deshalb bleibt der Tatbestand der Steuerhinterziehung doch erhalten.“

"Also, hatten wir das nicht schon? Wenn das Steuersystem ungerecht ist, bekommst Du das Problem ewig nicht in der Griff. Die Leute, die es vermögen, schaffen etwas beiseite und zwar, bevor der Staat es weiß. Man sollte das zu den Grundrechten hinzufügen. Hierzulande nennt das ein jeder Steuerhinterziehung; in der Schweiz ist das kein Straftatbestand, weil jeder seine Steuern freiwillig zahlt....im eigenen Interesse!“

„...freiwillig? Gute Bürger müssen das sein, die Schweizer. Aber wo soll der Staat hinkommen, wenn alle zahlen, was sie für richtig halten – Jan?“

„Freiwillig heißt nicht nach Gutdünken so wie sonntags in die Sammelbüchse der Kirche. Freiwillig heißt, Anrechte erwerben auf Wahlen, auf Altersversorgung und Krankenversicherung...und was weiß ich alles. Vielleicht steht es auch in der Zeitung und alle sind stolz darauf, mehr Steuern zahlen zu dürfen als gefordert.

Das, finde ich, ist eine gesunde Einstellung. Wenn die Leute stolz sind, Steuern zu zahlen, dann ist die Nation gesund.“

„Hmm.“ Ich konnte mich dieser Logik im Moment nicht ganz entziehen, aber wohl war mir nicht, und überzeugt war ich auch nicht. Ein bisschen arg naiv schien mir diese Ansicht zu sein. Fehlt nur noch Argument, je mehr Steuern du zahlst, um so mehr Stimmrecht hast du dann, und wer nicht genügend Stimmrecht erwirbt ist selber schuld, wenn ihm die Proleten die Steuern für Reiche erhöhen... Nein? Nein, nicht wirklich!

Aber vielleicht sind in der Schweiz die Einkünfte öffentlich? Wird man das bei uns wollen? Sicher nicht. Also, was schlägt der Jan vor?

„Ganz einfach. Eigentlich möchte ich ein humanes System. Diese unsere System, wie der Altkanzler sich ausdrücken würde ist unwürdig. Es ist ein System, das Hyänen gut anstehen würde...“

„Hyänen?“

„Ja. Hyänen sind nicht in der Lage, selbe zu jagen, aber sehr wohl, den stärkeren etwas abzujagen. Sie sind darauf konditioniert, sich fürchterlich zu verteidigen, ohne angreifen zu können, und – wahrscheinlich wie wir, eine aussterbende Art sein dürften...“

„So vergleichst Du unsere Demokratie? Jan!“

Jan zuckte die Schultern, machte eine Grimasse, als wolle er sagen, 'wie bring' ich es nur meinem Kinde bei?'

„Und weiter? Ganz einfach?“

Jan stutzt: „Ja. Es muss eine andere Methode geben, als mit dem Baseball-Schläger an der Türe eines Selbständigen zu klopfen. Wenn die Leute nicht freiwillig ihre Steuern zahlen, dann sollen sie es lassen. Vor mir aus kann man veröffentlichen, was der einzelne bezahlt. Mir wäre das eine Ehre.

Ich stelle mir manchmal vor, ich unterhalte mich mit dem Finanzminister, mache ihm einen Vorschlag zu einem mitmenschlichen Umgang, und ich sehe im Geiste, wie der abweisend mit seinem Armen rudert und argumentiert, dass das ja alles schön und gut sei, aber man so nicht weiter komme. Er sei ein Macher und kein Grübler von der Terrasse... Und dann möchte ich ihn von seinem Rollstuhl zerren und den Arsch verhauen...“

Ich stellte mir das bildlich vor und musste lachen.

„Ja, Du bist nicht fertig.“

„Nein, bin ich nicht. Entschuldige, meine Liebe. Pass auf. Aber wenn das nicht geht, dann hätte ich folgenden Vorschlag:

Ich propagiere das alte System „der Zehnt“! Jeder gibt zehn Prozent seines Gewinns ab – an den Staat. Der alte Vauban hat das von Ludwig XIV gefordert – oder, vorgeschlagen. Gnadenlos, hat er gesagt, von allen!“

„Schämst Du Dich nicht? Du willst die unteren Einkommen so belasten wie die oberen?“

„Ja, ich muss mich nicht schämen. Es geht um das Steueraufkommen, das der Staat benötigt, für das ein jeder verantwortlich ist. Pass auf. Beispiel. Du erhältst von Deinem Arbeitgeber ein Nettogehalt von 1000 DM – ja? Und dann forderst du von Deinem Arbeitgeber 100 DM dazu. 'Steuern', sagst Du. Und die gibst Du dem Staat ab. Die sind dann heilig und moralisch nicht mehr verhandelbar!...“

„So ähnlich wie die Mehrwertsteuer?“

„Genau.“

„Und was heißt das für die Volkswirtschaft? Der Staat kommt sicher damit nicht aus?“

„Muss man einmal durchrechnen. Aber es heißt für die Volkswirtschaft, dass die Brötchen *etwas* teurer werden und der Zahnarzt *erheblich* billiger. In seiner Rechnung stecken nicht 30 oder gar 40% seines Einkommens sondern ausgewiesene 10% - auf sein Einkommen aus Dienstleistung, nicht auf die (Zahn-)Krone!...Aber, liebe Gerlinde, wir müssen nicht über Leute moralisieren, in deren Situation wir gar nicht kommen können.

Da pubsen die Leute den Sessel löcherig und mokieren sich über den Fußballer, dass der nicht so spielt, wie sie das gerne hätten.

Außerdem, der Herr Pertes wird kaum Einkommensteuer hinterzogen haben sondern allenfalls Steuern auf Zinsen oder auf Vermögen (gab es das zu diesem Zeitpunkt überhaupt?) nicht bezahlt haben. Vielleicht wollte er auch nur sein Geld in Sicherheit bringen vor seinem unseligem Sohn und seiner drohenden Mischpoke?. Ich weiß das doch auch nicht.“

„Aber es klingt durch, Du findest das akzeptabel, kann das sein? Gesetz ist Gesetz!“

„Gesetz ist Gesetz? Ein Gesetz ist dann ein Gesetz, wenn ich es akzeptieren kann... Außerdem, das Gesetz unterscheidet nicht einmal, ob jemand versucht, den Wert seines Ersparten zu erhalten oder

sich durch Spekulation zu bereichern?“

„Hm? Und sonst?“

„Und sonst? Und sonst?, – ist es Willkür. Und gegen die trete ich an! Ich lese gerade ein Buch über die Verhältnisse in Konstanz zur Zeit des Konzils. Da erlässt der Stadtrat Gesetze, die ständig strenger werden, bis jemandem wegen einer Ordnungswidrigkeit öffentlich die Zunge heraus gerissen werden soll; also bis der sogenannte letzte Wahlbürger zufrieden ist, der Herr Biedermayer, das absolute Mittelmaß, das Schreckgespenst der Menschheit. Und so geht uns das heute auch. Als ich Angestellter war, hat sich kein Finanzamt für mich interessiert. Sobald ich meine Selbständigkeit angemeldet hatte, war ich von Anfang an schon verdächtig, die Leute zu betrügen, Steuern zu hinterziehen usw.“

„Das hast Du sicher so empfunden?“

„Nein, den freiberuflichen Kollegen ging das genau so. Allen! Sie, die Gesellschaft, will keine Exoten!“

Ich komme sicher noch einmal auf dieses Thema in einem anderen Zusammenhang, weshalb ich hier diese Argumentation abbreche. Noch einmal Jan:

„Nur noch ein Wort dazu: Findest Du es akzeptabel, dass Du in einem Jahr Zinsen auf Zugewinn bezahlen musst, den Du gar nicht realisierst, also auf der Bank liegen lässt, du aber im anderen Jahr etwaige Verluste nicht ausgleichen kannst?... Aber zurück zu Pertes:

Ich denke, er wird auch nicht so dumm sein, sein Geld ohne Not in der Schweiz oder anderswo anzulegen. Es hat sich herumgesprochen, dass es sich nicht lohnt.“

„Warum soll sich das nicht lohnen, Steuern mal mindestens auf Zinsen zu sparen?“

„Weil die Schweizer Bankgesellschaften oder andere sich derart bedienen, dass die Leute es bereuen, nicht doch lieber Steuern gezahlt zu haben. Diese Bank-Gesellschaften bringen es fertig, den Leuten das Geld erst einmal in Franken umzutauschen, um es einzulagern, dabei kassieren sie Gebühren...

„...und kassieren es noch einmal beim Rücktausch?“

„Schlimmer. Für jede Umschichtung genehmigen sie sich Provisionen, Gebühren, die gar nicht kontrolliert werden können, da sich die Leute die Auszüge ja nicht nach Hause schicken lassen können. Uns so weiter.“

„Jan, Du redest als habest Du Insider-Ahnung?“

„Insider-Ahnung? Braucht man nicht. Ich habe in der Schweiz gearbeitet – als Freiberufler ohne die Steuervorteile eines Arbeitnehmers zu haben (Arbeitnehmer erhalten und gewissen Voraussetzungen ihre Steuern zurück). Außerdem war ich quasi verlobt dort. Da spricht man sicher schon einmal über diese Dinge!“

Mein Gott, wie viel Leben hat denn solch ein Mensch?

Mich berührte dieses Thema einfach. Ich war so oft in Wut geraten, wenn ich hörte, der und der hat Steuern hinterzogen, und nun hatte ich die Gelegenheit, mit einem vermutlichen Steuerbetrüger zu diskutieren.

„Aber auch Zinsen sind Einkommen, mit welchem schlaun Argument willst Du diese Art Steuerhinterziehung billigen?“

„Du machst es mir aber leicht. Zinsen decken gerade mal den Wertverlust. Wenn der Staat es ehrlich meinte, dann würde er das berücksichtigen. Selbst Steuerberater raten den Klienten, ihr Geld im Ausland anzulegen und Steuerbeamte billigen ein Verschweigen - sozusagen unter vier Augen, und arrangieren sich mit ihren Klienten.“

„Mit den Leuten, die sie zu prüfen haben?“ - „Ja.“

„Hast Du das selber erlebt?“, wollte ich wissen. Ich war schon ein bisschen enttäuscht über diese offene Auflehnung gegen den Staat, die mich als Beamtin besonders traf.

Ja, er hatte. Er hatte Zinseinkünfte nicht angegeben, und der Prüfer hatte so lange gebohrt, mit allerlei Argumenten, und gedroht auf die freundliche Art, gebettelt gar, aber immer vor dem Hintergrund, des möglichen Wissens über Jans wahre finanzielle Verhältnisse. Vielleicht, dachte Jan, liegt da eine *anonyme Anzeige* vor. Das sei ihre hauptsächliche Informationsquelle, so der Prüfer. Und Jan erinnerte sich an die junge Bankangestellte, wie sie neugierig und widerwillig seine kleinen Transaktionen bearbeitete, oder den jungen Bankangestellten, der sicher in allen regionalen Clubs Mitglied war, wo sich Informationen tummeln wie Bakterien in der Luft. Schließlich hatte Jan nachgegeben; er war psychisch am Anschlag.

Und in diesem Zusammenhang räumte auch der Finanzbeamte ein, dass auch von seinem Amt die Versteuerung von Zinsen als ungerecht empfunden würde, weil es sich bei den Zinsen eben nicht um einen Mehrwert sondern im allgemeinen um einen Ausgleich der Inflation handele. Ähnlich bei den Aktien, deren Gewinne zu versteuern seien, deren Verluste aber voll zu Lasten des Inhabers gehen, je nach dem.

Jan zahlte dann freiwillig eine fiktive Verzinsung auf ein plausibles Zinseinkommen aus Vermögen für einen bestimmten Zeitraum nach.

Das war ein Arrangement mit dem Prüfer – beide waren zufrieden, wenngleich es doch einen Verlierer und einen Gewinner hatte.

Das Dumme an der Geschichte war, dass das Finanzamt schließlich Blut geleckt zu haben schien und den Beamten noch einmal ins Haus schickte, weil, wie er berichtet, sein Chef-Kollege mit der Summe nicht zufrieden sei, die er mit dem Jan ausgehandelt hatte. Sie verlangten, die Summe um einen erheblichen Betrag zu erhöhen. Und dieses Plus empfand der Jan als den Sündenfall des Staates. Es muss mächtig in Jans Oberstübchen gerappelt haben, dass ihm die Geschichte vom Kohlhaas durch Kopf, durch Mark und Bein ging; er wurde sich dieser Art von Willkür bewusst, seiner eigenen Ohnmacht zugleich – er nickte stumm – und war über Nacht zum Anarchisten geworden.

„Übrigens, bitte, noch eine bescheidene Anmerkung: Wenn man sein Geld für zwölf Jahre festgelegt hätte, hätte man keine Steuern dafür entrichten müssen.“

„Bei den Lebensversicherungen? Ja, das ist legal.“

„Wieso eigentlich?“

„Weiß ich nicht. Der Staat hat wohl ein Interesse daran, dass Kapital angesammelt wird.“

„Ja, so sieht es aus. Ich aber auch. Wahrscheinlich auch, weil er so billiger seine Anleihen streuen kann, und außerdem Kenntnis davon hat: im Falle, du willst eine Arbeitslosen-Unterstützung von ihm?“

„Letzteres macht mir keinen Sinn. Das glaube ich nicht. Das Gesetz ist für den kleinen Mann gemacht. Nicht für Dich – Krösus!“

„Aha. Also, ich bevorzuge, mein Geld anzulegen, für mehr als zwölf Jahre, aber ohne diesen Geiern diese Provisionen zahlen zu müssen. Komisch, dass das keiner gefördert hat. Schmierer die Versicherungen die Parteien wie weiland Herr Flick gar die Politiker? Was ist das für eine Demokratie? Scheiße noch einmal.“

So böse hatte ich den Jan noch nicht erlebt. Wohl nicht nur, weil er Argumente hatte, sondern wohl hauptsächlich über meine – in seinem Sinne – *stubberness*. Ich dachte, vielleicht sei es klüger, das Gespräch nun abzubrechen. Dann versuchte ich jedoch einzulenken, aber seine Logik mochte ich nicht so stehen lassen.

„Es gibt da mittlerweile Grundfreibeträge für jedermann!“

Jan lachte etwas verbittert: „Ja, a) aber erst jetzt, und b) gedeckelte, damit der kleine Mann, die Wählermasse, etwas davon hat und nicht rebelliert, und damit der Gutverdiener blechen muss. Wie es sich gehört: <Schröpft die Reichen – sonst ist was los!>!. Hyänen, sag ich doch!“

„Jan, das hatten wir schon!“

„...gut. Wenn also der Staat dies bei der Besteuerung berücksichtigen würde, hätte er einen moralischen Anspruch auf Versteuerung. Tut er aber nicht. Er enteignet die Leute kalt. Das ist, als müsse der Bauer jedes Jahr ein Stück seines Landes dem Staat her schenken. Muss ich mich weiter aufregen?“

„Jan,“ reklamierte ich, „man kann doch nicht in solchen Kategorien denken. Wie soll denn da eine Zivilisation funktionieren. Es muss doch auch anders gehen. Wenn alle...“

„...beten würden, hätten wir das Paradies auf Erden. - Ich will kein Paradies.“

„Also gut, wenn der Staat die Inflation berücksichtigen würde, wärest Du einverstanden, Steuern darauf zu zahlen!?“

„Nein. Entschieden – nein.“

„Verstehe ich das? Gerade hast Du es anders gesagt.“

„Habe ich nicht. Er hätte ein moralisches Recht, ja. Aber der Staat müsste sich dann ja um mein Privatkonto kümmern. Ohne eine Kontrolle handelte es sich ja um eine freiwillige Staatsspende? Ich billige nur, dass der Staat Geschäftskonten kontrolliert – und nichts weiter. Und das gnadenlos. Erst wenn es dort zu Unregelmäßigkeiten kommt, dürfte er weiter ermitteln – auf richterlichen Beschluss. Das muss Warnung genug sein.“

Und dann sagte der Jan einen Satz, so nebenbei, zum Abschluss, als i-Tüpfelchen sozusagen:

„Gerlinde. Wir hatten es eben mit dem Kastenwesen. Dabei ist mit eine Idee gekommen. Trotz unserem Gequatsche hat mein Unterbewusstsein gearbeitet wie ein Brunnenputzer. Ich denke, wenn man die Gesellschaft – der Einfachheit zu genügen – in drei Kasten einteilt, dann hat man hier wie überall eine untere, eine mittlere und eine obere Kaste. Aus der Technik kennen wir den Begriff der Stabilität, hatten wir das nicht schon einmal?, Entropie? - Ist egal. Ich denke, die untere Schicht stellt die stabilere Gesellschaftsform dar...“

Klar, kann ich folgen. Der Apfel fällt üblicherweise von oben nach unten, bleibt dort liegen, muss mit allerlei Zauberkraften im nächsten Jahr wieder nach oben geschafft werden. Bleibt die Sonne aus, wird sich nichts tun.

„...gut? Okay. Wenn die untere Schicht nun sehr stark wird, gerät das System ins Wanken...“

„...weil die Oberschicht sich so bedient, dass es unten nicht akzeptiert werden kann! Revolution in Frankreich?“

„Ja, ja. Ist schon in Ordnung. Nun aber, in einer Demokratie findet eine stetige Demontage der Oberschicht statt. Über Wahlen und ständigem Nachgeben von Forderungen frisst die Unterschicht die Vorteile der Oberschicht auf, die zur Unterschicht oder bestenfalls zur Mittelschicht verkommt. Mit anderen Worten, es fehlt an Anreiz, sich nach oben zu bewegen. Es kommt zur Stagnation wie im Kommunismus. Nichts geht mehr.

Denkt da mal jemand drüber nach?“

Oh je, Jan. Das hatten wir schon, das mit den Hyänen. Du wiederholst Dich. Aber ich liebe Dich, ich schreib es mal so auf. Jeder Lektor würde das „weiträumig“ streichen.

Ich gab nun doch auf, bevor es zu einer ernsthaften Verstimmung kommen konnte. Ich sehe das heute ein bisschen gnädiger – aber *mögen* tue ich es immer noch nicht.

Jan machte sich fertig, um, wie er sagte, *auf'e A'beit* zu gehen. Dieser *olle* Prolet.

Der Mittag

Ich hatte Küchendienst und kochte dem Jan Chicorée mit Schinken überbacken mit Soße Crème fraiche und Kapern verfeinert. Eines meiner schmackhaften Standard Gerichte. Als Nachtisch wird es eingelegte Sauerkirschen geben. Alles im Hause vorhanden. Jan oh Jan. Ah, den Espresso nicht vergessen.

Nach dem Essen eine kleine Diskussion?

„Jan?“

„Ja?“

„Lassen wir doch mal die Steuern auf Zinsen. Du wirst sie ja irgendwann zum Wohle des Staates ausgeben haben? Sag, bist Du nie in Versuchung gekommen, Einkommensteuer zu hinter ziehen, schließlich unterliegst Du als Freiberufler nur indirekt der steuerlichen Kontrolle?“

„Indirekt? Direkt, ma chère Linde. Alle Nas'lang kommt das Steueramt und verlangt Belege, lehnt die Reise-Kosten-Erklärung ab - diese Gauner.“

„Warum nennst Du sie denn Gauner? Sie tun ihre Pflicht.“

„Ja. Aber ein bisschen zu viel. Ich nenne sie Gauner, weil sie welche sind. Sie lassen mich in München arbeiten und nehmen dadurch Steuern in ihrer Region ein – aber meine Kosten für Reiseaufwendungen wollen sie nicht anerkennen. Das ist Gaunerei“, er machte eine Pause, holte tief Luft: „Schlimmer noch. Sie ziehen sie einfach ab mit den Worten: <Sie können ja Einspruch erheben...>.“

Wir sagten uns eine Weile nichts. Wir hatten uns nichts zu sagen. Aber dann sagte der Jan dann doch noch etwas: „Gerlinde, wir sollten damit aufhören, denn wir tanzen am Rande unserer Freundschaft herum, noch ein Wort, und sie wird zerbrechen. Wenn ich ein schlechtes Gewissen hätte, könnte ich nicht leben. So diskutiert man doch nicht unter Freunden.“

„Jan, es geht mir um die Diskussion als solche. Als Anregung, als Bereicherung.“

In der Tat, es ist nicht nötig, dass man einem Super-Professor zuhört und lernt und verinnerlicht. Es geht um Anregung für den eigenen Denkprozess und Meinungsfindung.

„Also gut. Nein, ich bin nie in die Versuchung gekommen, Einkommensteuer zu hinterziehen. Aber das ist ganz einfach zu erklären: In meiner Branche ist es unüblich, bar zu zahlen, das tut keiner. Und eine Rechnung, die man einer Firma gestellt hat, dem Finanzamt gegenüber zu unterschlagen, das wäre mehr als dumm. Aber – es ist mir schwer gefallen, Zinsen aus Geld, das ich z.B. im Ausland verdient hatte, noch einmal zu versteuern. Hätte ich das Geld im Ausland besser ausgegeben? Da frage ich mich schon!, *was geht das* meinen Nachbarn an?“

„Jan? Ich habe über Deinen Vorschlag des „Zehnten“ nachgedacht und denke, der Staat kommt damit nicht aus. Der *Zehnt* war ehemals gut für den Grafen, wahrscheinlich hat dieser das Geld oder die Naturalien für seine *Entourage* benötigt, ohne dem Volk irgendetwas zurück zu geben.“

„Bekommen wir etwas zurück? Davon habe ich noch nichts gehört, ist mir neu.“

„Straßen, Schulen, Subventionen für Krankenhäuser“

„...Straßen? Wir zahlen Mineralölsteuer, KFZ-Steuer, Einkommensteuer von den Autoreparaturwerkstätten...“

Wir gingen einige Argumente durch, ohne dass wir eine Einigung erzielen konnten. Man müsste dieses Thema wohl etwas professioneller behandeln. Wir beiden Streit-Dilettanten waren dazu wohl nicht in der Lage.

„...also doch den *Zehnt* nur für die Verwaltung?“

„...und das Heer, fällt mir ein!“

„...gut, und für Soziales. Soll sein. Also bezahlen wir doch ein *Zwei-Zehnt!* Zehn für das Einkommen und zehn für die Produktion, die MWSt.“

Er machte mir eine kleine Rechnung auf, die er als *überschlägig* bezeichnete. Stichworte waren das BIP mit 3×10^{12} , davon 20% mache einen Haushalt von 6×10^{11} , also 600 Milliarden.

„Du siehst, es kommt in die Nähe der Realität!“

„Jan, ich kann das nicht nachvollziehen, ist mir zu hoch. Komm, lassen wir es gut sein. Ich glaube einfach, dass wir mehr Steueraufkommen benötigen.“

„Meine Liebe, Du gibst Deinen Verstand an der Garderobe ab. Du bist des Glaubens, wir benötigen die Progression“

„Ja.“

„Gerlinde. Was bedeutet Progression? Der *kleine Mann* fordert Progression und begreift nicht im Geringsten, was da passiert. Du kannst jedes Beispiel nehmen:

Ein gut verdienender Porsche Fahrer, z.B. ein Zahnarzt. Der Mann oder die Frau strebt ein gutes Einkommen an, das seiner Ausbildung entspricht, - soll er haben? Er hat lange studiert, assistiert und in dieser Zeit nichts oder wenig verdient. Und nun stellt er dafür eine höhere Rechnung als es ein Friseur tut. Was passiert? Er muss dafür überproportional Steuern zahlen. Was macht er? Er baut den Steuerbetrag in seine Honorarforderungen ein.

Und wer bezahlt das? Der kleine Mann, genau der, der gerne reklamiert, dass der Zahnarzt ruhig bluten soll.

Ich kann mich aufregen über so viel Dooftheit bei Proleten.“

„Jan? Proleten?“ Ich war entsetzt. „Bitte! Was verstehst Du unter Proleten? Ich höre diesen Begriff nicht gerne.“

„Sorry, ich bin unter Proleten aufgewachsen. Die nannten sich selber so.

Also, Proleten sind für mich Leute, die ihr sauer verdientes Geld in die Fußball-Arena tragen, den Fußballspielern ein enormes Einkommen verschaffen, um hinterher zu beklagen, dass sie nichts und die Fußballspieler so reich sind! Du kannst auch den besser verdienenden sehen, der sein Geld auf dem *Ballermann* verplempert – usw.“

Aha – noch einmal!

Ist schon richtig, was der Jan da anführt. Gibt es Argument für ein Dennoch? Ein Dennoch für eine Progression?

„Dennoch!“

„Möglich, oder bestimmt. Jetzt, wo wir darüber diskutieren, erwacht bei mir der Mathematiker. Wirklich, ich würde mich gerne einen Monat hinsetzen und die beiden Systeme einmal durchrechnen, ein kleines Programm dazu schreiben“, kaum dass er es sagte, schien ihm schon die Luft auszugehen: „ja, ja. Und dann glaubt es mir doch keiner!“

„Gut, Jan. Mir fällt da gerade ein Beispiel zur Mehrwertsteuer ein. Nur, dass ich es nicht vergesse. Also, zur Zeit von Columbus hat man in Spanien versucht, ohne direkte Steuern auszukommen, das wäre nämlich ein anderer Vorschlag, den ich gerne von Dir gehört hätte. Man wollte mit den indirekten Steuern, also der heutigen Mehrwertsteuer, auskommen. Es hat nicht gereicht, damals schon nicht“

„Das lag wahrscheinlich daran, dass die Steuersätze zu gering waren und wohl an dem Krieg, den sie gegen die Mauren geführt haben? Ohne diese Faktoren hätte es vielleicht gereicht?“

„Ja, aber der Krieg war ein Erfolg. Sag', hätten sie die Mauren **nicht** bekämpfen sollen? Übrigens lag es möglicherweise auch an dem vielen Gold, das sie auch Amerika herbei schleppten?“

„Wie das?“, fragte der Jan.

Nun, das ist sicher schwer zu verstehen und allgemein auch nicht so bekannt. Das ankommende Gold aus Übersee – Gott sei den Dieben gnädig fand keinen Gegenwert auf dem Markt. Dieser war begrenzt und ließ sich nicht so einfach erweitern. Die Folge war eine erhebliche Inflation mit all' den Folgen. Nein, Glück hat all' das dem Spanischen Volk nicht gebracht. Es sei denn, sie hätten die Armada gegen England nicht geschrottet und England katholisch gemacht...

„...dann hätten wir schon vor 400 Jahren ein spanisches Europa gehabt. Einfach superb dieser Gedanke...Aber zurück. Sie hätten die Steuern zeitlich begrenzen können.“

„Wenn Du jetzt so argumentieren willst, lass uns Steuern nach Bedarf erheben, dann muss ich Dir sagen, das funktioniert nicht. Der Staat braucht Planungssicherheit.“

„Ja. Ich eigentlich auch. Ach, ich will das eigentlich alles nicht. Ich möchte zur alten Julius-Turm-Politik zurückkehren und in normalen Zeiten sparen.“

Jetzt waren wir schon etwas beieinander. Mein Gott, da reden die Leute ein jeder um den heißen Brei, dabei müsste es doch mit etwas Klugheit möglich sein, sich auf einer vernünftigen Basis zu treffen. Aber vielleicht ist ja auch nicht die Klugheit das Problem – sondern der Eigensinn oder auch die *stubberness*, oder beides.

„Wenn Du sagst, wir sollten sparen; Frage: brauchen wir eine solche Armee?“

Ich hatte schon ein gewisses gespanntes Verhältnis zum Militär im allgemeinen und zum Militarismus im besonderen. Mein Wuschelkopf bei den Soldaten zu wissen, das wäre mir eine *Pille*, wie man so sagt, es wäre mir unendlich schwer gefallen, mir dies vorzustellen.

Sicher muss ich einmal seine mögliche andere Entscheidung akzeptieren. Aber noch kann und will ich nicht, ihn mir als erwachsener Mann vorstellen und schon gar nicht in Uniform. Nein, ein Mensch hat ein Leben zu verteidigen, vielleicht auch das seiner Umgebung, er hat es aber nicht, um es weder dem lieben Gott noch dem Bundeskanzler noch den sogenannten Verbündeten vor die Füße zu werfen.

„Ich glaube nicht, dass wir eine Armee in dieser Form brauchen; im Gegenteil, ich glaube aber, dass wir mit *diesen Macht-besoffenen* Freunden gar keine andere Chance haben! Schick unseren Leo früh genug ins Ausland zum Studieren. Ich wünsche mir für ihn das Studium *Internationale-Ökonomie*. Und halt Dich von allem fern, was nach national klingt.“

Na, das war mal eine Aussage, die mir gefiel, die mich trotz allem, was der Jan da so von sich gegeben hatte, versöhnte. Ich habe oft darüber nachgedacht; und mein ganzes Denken hinsichtlich des Berufslebens des Leos gehen in diese Richtung.

„Jan, das gefällt mir. Hätte ich Dir eigentlich nicht zugetraut. Aber Du hast das für Dich auch nicht beachtet?“

„Sag ich doch. Nein – so war es nicht. Ich wäre nie zu einem Auslands-Einsatz gegangen. Ich hätte Deutschland mit verteidigt, ja, auch Europa, ja auch Kanada, als dort lebte. Aber schon Brasilien nicht! Und schon gar nicht unsere *treuesten Freunde des Jahrhunderts!*“

Er griff nach meiner Hand. „Lass uns nicht immer so streiten. Eigentlich möchte ich Dir nur Freude machen...“ Er lächelte etwas gequält.

„... und mich etwas über die Dinge dieser Welt aufklären?“

„Ja!“, seine Augen leuchteten, „frag mich, „*ich* erklär's Dir!“

„Besonderes Thema...?“

„Ja, ich weiß wie kleine Mädchen funktionieren – solche wie Du.“

Was sich hier über Seiten liest, war nur ein kleiner Nachtsch-Plausch. Wir gingen in den Garten, Jan zeigte mir seinen Baufortschritt. Die Umgebungsmauer war bald fertig; einen Vormittag wird er noch brauchen. Und dann – hopp hopp, das Dach darauf.

Alte Eichenbohlen, die er im Keller gefunden hatte, und die zur Installation neuer heraus genommen waren, hatte er schon vorbereitet. Er demonstrierte mir die Solidität dieser Bohlen mittels eines Nagels, der vielleicht einen Zentimeter eindrang – aber eben nicht mehr. Obwohl das Holz, wie er es bereits beschrieben hatte, ein morsches Äußere aufwies.

„Man hat früher, so hat man mir hier erzählt, das Eichenholz nach dem Schlagen eine Zeit lang in Brackwasser gelegt, um es haltbar zu machen. Ob das stimmt? Jedenfalls sind die Bohlen und Balken in dem Haus 200 Jahre alt. Sie waren auf dem Katasteramt gewesen, um etwas über das Alter des Hauses zu erfahren; aber sie hatten keine Unterlagen mehr darüber.“

*

Wir gingen noch ein wenig im Garten spazieren mit seinen Ziersträuchern und Bäumen, die er liebevoll streichelte oder auch manchmal beklopfte wie einen guten Hund. Ich glaube, einen solchen seltsamen Menschen habe ich mir nur als entrückten Einsiedler, ein bisschen verblödet, vorstellen können.

Wir setzten uns auf eine selbst gezimmerte Bank unter einer riesigen Trauerweide. Es war warm, sonnig und doch angenehm schattig.

„Gerlinde, eines habe ich nicht verstanden: Was hat wohl der Gendarme damit gemeint, dass sie eigentlich eine Fremdsprache sprechen? Ich weiß...“

„Ja, darüber habe ich mir auch Gedanken gemacht. Ich glaube, das ist sehr schwierig. Alles was ich mir vorstellen kann, das ist folgendes: Unsere Sprache ist eine althergebrachte, also eine gewachsene Sprache, sie setzt sich für uns aus Wortteilen zusammen, die uns sehr vertraut sind; z.B. Vor-liebe. Beide Wortteile sind hinreichend bekannt, um damit spielen zu können. Aber das französische Wort dafür: *preference*; besteht aus der Vorsilbe *pre* von *prae*, und ist jedem geläufig. Aber was bedeutet *ference*? Ich meine für einen Franzosen? Es kommt ebenso vom dem lateinischen *fero* für *machen, tragen, in sich tragen, hervorbringen* usw....“

„steht *fero* nicht für *wild*?“

Eine typische Frage von Halbbildung, Dinge mit einander verknüpfen zu wollen, die nichts mit einander zu tun haben. Ärgerlich, - wenn Kinder anfangen zu *denken*, so etwas passiert ununterbrochen.

„Ja, in Deinem Kopf. *Wild* bedeutet *ferox* im Latein und *feroce* im Französischen. Ich bitte Dich, stör' nicht dauernd.“

Also, dieses *fero* kommt aber in sonstigen Konjugationen von *fair*, dem französischen Pendant, nicht vor! Also – ist die Sprache nicht stringent. Andere Worte wie das für Techniker so beliebte Wort *integration* kannst du überhaupt kaum aufschlüsseln, man muss den Begriff so lernen, wie er da steht, muss ihm den Inhalt blindlings über die Anwendung zuordnen. Das führt dazu, dass ein Begriff für alles Mögliche verwendet wird, und Sinn bedeutend *abgeleitet* – klar, jetzt?“

„Voll und ganz,“ sagte er scherzhaft, „war ja 'ne tolle Lektion. . Ich liebe so kluge Weiber – Pardon. Ich hätte nicht so weit denken können. Ich hätte gedacht, dass er meint, dass alle diese verschiedenen Stämme, die hier noch eine starke Ausprägung haben, sich schwer tun mit einer zentralen Sprache, zumal sie aus dem Lateinischen kommt, so wie z.B. bei uns die Bayern, denen man auf dem Lande die Zentralsprache immer noch nicht beigebracht hat.“

„Mach mir die Bayern nicht so schlecht. Was heißt eigentlich *verschiedene Stämme*?“

„Ja, nun. die Normannen, die Bretonen, die ähh...“

„...bist Du schon am Ende, ja?“

„...fast. Die Provençalen, hmmm, die Basken...“

...die Elsässer...“

„Danke. Und die kleinen Gallier. Dann die Vallonen....., die Leute aus der Piquardie. - Hast Du die schon einmal sprechen hören? Du würdest Dir in die Hose machen.....“

„...ich mach' mir nicht mehr in die Hose.“

„...vor Lachen. Nur ein Tröpfchen, bitte, nur eines?“ Manchmal wurde er albern, aber so albern, dass man ihm böse sein konnte, nun auch wieder nicht. Es war wohl die euphorisierte Stimmung eines Mannes, der nicht recht weiß, wie er an eine solche junge Frau gekommen war. Ich sah es ihm nach.

„Na, ja, gut. Aber ob das denn seriös ist, was Du da sagst? Die Kelten gibt es bei uns auch, und die sollen klein und schwarz zu sein...? - Ich weiß nicht.“

„Ja, das sind vielleicht diese giftigen Typen? Kelten, die kleinen Bayern? Stimmt bestimmt. Und dann bitte noch dieser zusammen gebummste *Gen-Cocktail* aus dem Mittelmeerraum, der sich erfolgreich vor den Blutfehden der Familien in den Norden abgesetzt hat. Wilde Leute, das.“

„Aber diese Wildheit der Franzosen, wie Du sagst, gab es schon im Mittelalter. Und da hatte Dein *Gen-Cocktail* im Norden ja noch gar nichts verloren.“

Man lese mal bei Barbara Tuchman nach: Nach der großen Pest ergab sich eine Verknappung der Arbeitskräfte, die diese Situation für sich in Anspruch nahmen und höhere Löhne forderten und sich gar regelrechte *Arbeitskämpfe* leisteten. Es entstand die sogenannte *Jaquerie*, ein Zusammenschluss von Arbeitern, die dem ganzen Land mit ihren Aufständen zu schaffen machten. Ich kann nur empfehlen, das mal nachzulesen.

Wir sprachen etwas darüber und auch über die großen Undisziplinen nach dem ersten Weltkrieg in Deutschland: „Das ist doch keine spezifisch französische Eigenart. Jan, bitte.“

Eigentlich ist dieses Kapitel oder dieser Abschnitt zu Ende, aber da fällt mir noch etwas ein, worüber wir irgendwann gesprochen haben, und zwar über die Frage, wie denn alle diese romanischen Sprachabweichungen zustande gekommen sein könnten, das Spanisch, das Portugiesisch, selbst das Italienisch sei kein Latein. Wie, so die Frage, die Römer wirklich gesprochen haben könnte – Schrift-Latein wohl kaum.

Schwiezer-Latein – vielleicht, sagte er dann mit einem lauten Lachen, und fragte, ob man sich nicht vorstellen kann, dass man mit Hilfe eines intelligenten Computer-Programms aus diese Sprachen das gesprochene Latein heraus destillieren könne?

„Du meinst, so wie man Hausschweine versucht auf Wildschwein zurück zu züchten?“

„Ja, ganz genau.“

„Bestimmt, Jan, aber vielleicht fängst Du ja schon einmal damit an?“

*

Aber wir waren ja bei den eigenartigen französischen Dialekten gewesen.

„Gut, überredet. Streit beiseite. Aber ich habe da noch etwas zur Befriedung Deiner einfachen Seele: Bildersprache! Kannst Du Dir nicht vorstellen, dass alle Welt als Zweit- oder Dritt-Sprache eine Gestensprache erlernt, Jeder könnte sich mit jedem unterhalten?“

„Zum Beispiel.....?“

Und dann führte er mir zur wahren Erfreung eine Pantomime vor, die sich gewaschen hatte.

Ein Mann steht auf der Bühne und hält eine Rede, soweit die Einleitung. Dann: Erst fasst er sich an den imitierten Busen und dann in den Schritt, sozusagen als Begrüßung beider Geschlechter. Dann macht er ein Zeichen für *seit dem*, in dem er Zeigefinger und Daumen zu einem Kreis zusammenschließt; und dann wieder eines für die Pille, in dem er die beiden Finger streckt und selbst erklärend in den Mund führt. Schließlich breitet er die Arme aus, als wolle er fliegen oder so

etwas ähnliches, gefolgt von einem Zeichen für *alle*, ich erinnere mich nicht mehr an die Darstellung, und schließlich führt er beide Zeigefinger so an den Kopf, dass aus dem Kopf Hörner zu wachsen scheinen.

Ich lasse den Leser mit diesem Rätsel alleine, ich würde mich schämen, es weiter zu interpretieren.

„Jan, vergiss es. Wir hatten schon einmal Esperanto im Angebot, hat nicht funktioniert. Kann nicht funktionieren...“

„...ich meine, vielleicht spätere Generationen, die evoluiert sind als wir heute...?“

Na, da hatten wir ein Thema, weder Fisch noch Fleisch. Einfach so zum Streiten oder zur humorvollen Unterhaltung. Aber eines war mir neu, dass sich die verschiedenen Regionen doch stärker gegeneinander abgrenzten, als uns Laien das in Deutschland bewusst ist. Uns erscheint Frankreich immer als ein Einheitsbrei, Zentral regiert, kann ja gar nicht anders sein als einheitlich. Dabei müssten wir spätestens sein dem Werk von Heinrich Mann über Heinrich IV mehr darüber wissen. Aber wer liest schon Heinrich Mann, wenn Böll oder Grass die Hochkultur versprechen oder *en vogue* sind....?

„Und das Fazit?“, wollte Jan wissen.

„Fazit? Weiß nicht. Aber ich bin sicher, eine Sprache, mit der man nicht aufwächst, lernt man sein Leben lang nur rudimentär. Dabei spielen Ausnahmen keine Rolle, es geht um Massen, die diese Sprache sprechen sollen.“

Vielleicht sollte man einem Volk seine Sprache nicht nehmen, ihm auch seinen Dialekt lassen. Deshalb vielleicht kämpfen die Menschen instinktiv auch so um ihre Sprache, weil sie über eine andere Sprache nicht nur ihre Identität verlieren sondern auch die wirkliche Verinnerlichung der Begrifflichkeiten. Die Israelis sind her gegangen und haben ihre alte Sprache aus der Mottenkiste geholt. Wo gibt es das schon?“

„Ohne diese gemeinsame Sprache hätte es wohl nicht nur Sprachverwirrung gegeben sondern auch keine Identifikation und somit keine gemeinsamen Verteidigungsanstrengungen. Eine moderne Form der Bibel – oder?“

Ja, und dann führte er noch die Menschen in der Provinz Quebec an, die nahezu militant ihr Französisch verteidigten, merkend, dass sie von den *Engländern* überrollt werden.

„Wir glauben aber heute zu wissen,“ warf ich schlaue ein, „dass das Hebräisch wahrscheinlich auch nicht die Ursprache der Israeliten ist, auch wenn sie es glauben...“

„Ja, mag sein. Aber noch etwas ist ganz sicher und bestimmt noch nicht aufgearbeitet: Intellektuelle und Kinder kennen keine Bedenken.“

„Jan?“

„Ja?“

„Du bist anstrengend.“

„Du auch.“

„Soll ich morgen nicht doch besser fahren?“

„Tu les dérange – les deux – lô – lô.“ Er sagte das mit einem außergewöhnlichen Akzent, dem man kaum schriftlich gerecht werden kann.

„Was ist das: lô – lô?“

„Das ist, - ach ich erzähle Dir vielleicht heute Abend eine kleine Geschichte – zum Auflockern.“

Der Abend

Der Abend kam, ich hatte uns eine *Ratatouille*, ein *Rattengericht*, gekocht, aus der Dose, d.h.

eigentlich nur aufgewärmt, und das noch mit Jan's Hilfe, und etwas Reis dazu, der aber war etwas angebrannt. Jan kochte mit Gas aus einer Flasche, die draußen im Schopf stand, wie er den Geräteschuppen nannte. Aber mit Gas kochen ist Gewohnheits bedürftig. Jan rümpfte künstlich die Nase: *Un peu d'espice du feu madame, hey?*“

„Was ist das? Das habe ich noch nie gehört - und heißt?“

„Es hat ein wenig vom Gewürz der Seligen, der Verstorbenen. Das ist ein alter Witz über einen Witwer, der wieder geheiratet hatte, aber das Gewürz der Seligen nicht finden konnte. Und auf einem mal fand er es – im angebrannten Essen der neuen Frau. - Das ist alles.“

„Aha, die Verstorbene! Du weißt dann auch, dass das Wort *feu* nichts mit Feuer zu tun hat...?“

„...sondern mit *defunctus*?“

„...oder *fatum*, die Erfüllung des Schicksals oder der Bestimmung.“

„Aha. Das erste Mal, dass ich über einen Verstorbenen habe lachen müssen, das war, als meine Wirtin in Kanada mir erklärte, der alte Herr von nebenan,*il vient de mourir*...., er komme vom Sterben. Aber so ist das mit Fremdsprachen, man muss ein Leben daran lernen oder sie einfach lassen...Außerdem, ich kenne diesen Ausdruck auch erst seit kurzem. Man kann alt werden über diese Subtilitäten, nicht wahr?“, er lachte.

Wir setzten uns zu Tisch, auf der Terrasse, natürlich, und tranken zu dem Ratatouille und dem *feu madame-Reis*, wie wir ihn nun nannten, einen guten Bordeaux aus Jan's Keller. Nein, nicht Keller sondern Weinkeller. Bordeaux-Wein, das muss ich hier anführen, erschließt sich einem ja nicht so leicht wie ein deutscher Burgunder vom Markgraf von Baden, man muss schon üben, bis man ihn mag. Aber so langsam kam ich auf den herben Geschmack – Tröpfchen für Tröpfchen.

„Und was hat es mit dem Ausdruck *lô – lô* auf sich?“, wollte ich wissen.

„Ach, das ist eine schöne Geschichte. Also, ich bin doch mal nach Kanada ausgewandert...“

„Du sagtest es...“

„Dazu muss ich aber etwas ausholen. Darf ich?“

Ich holte erst einmal sichtlich tief Luft, denn erfahrungsgemäß werden seine Geschichten immer etwas länger, als er es wohl selber plant.

„Also. Ich fand erst einmal keinen Job dort. Keiner wollte mich haben: <<Sie müssen erst einmal zwei Jahre kleine Brötchen backen bis Sie hier eine Chance bekommen>>, sagte mir jemand gutwillig meinend. Außerdem, die Provinz Quebec ist ja einigermaßen autonom, sie hat Gesetze zum Schutz ihrer eigenen Ingenieure gegen ausländische, so dass man sich gar nicht als solcher bezeichnen darf, sonst, sagte mir jemand ebenso gut meinend: *tu te retrouve en jail*...“

„*jail* ist aber englisch?“

„Kein Problem, die Leute mixen alles durch. Der Ansaugfilter ist dort ein *sniffleur*, worüber selbst die Quebecois lachen.

Ich fand schließlich über eine Agentur eine freiberufliche Arbeit, - hatte ich Dir schon erzählt?“

„Hast Du.“

„Und dort hatte ich die Aufgabe, vorgeschriebene Versuche zum Testen der Festigkeit von Flugzeugfahrwerken vorzubereiten: Man bringt da also Hydraulikzylinder an, belastet so ein Stück fertiges Teil vom Fahrwerk auf Biegung, in dem man den hydraulischen Druck misst und die Dehnung des Versuchsobjektes mit Hilfe von Dehnmessstreifen und bestimmt schließlich, ob das Teil den Anforderungen auch wirklich genügt. Und das pulsierend über einen längeren Zeitraum, so dass für eine Dauerbelastung repräsentative Beurteilungskriterien vorliegen. Usw. Man nennt das einen *fatigue test*.

Und - mir zugeordnet war ein junger Techniker, Jean. Ein prima Kerl, den man sich auch als wingman gewünscht hätte...“

„Was ist ein Wingman? Ein Flügelmann?“

„Oh genau. Als Mutter eines Fliegertalents müsstest Du das aber wissen. Du wirst es Dir bitte von ihm erklären lassen. Das spornt an, eine so kluge Mutter zu haben.“

„Ich denke klug sind Mütter, die das bereits wissen?“

„Ich denke, das wären Monster, keine Mütter. Man muss seinem Sohn schon eine Chance zur Darstellung geben.“

Ja, ich werde ihn gelegentlich fragen.

„Also. Wir verstanden uns sehr gut, nur in einem hatten wir Schwierigkeiten: Wenn er mich etwas fragte, dann sagte ich oft: <<Yes, I estime ...that...>> und ich sprach das *estime* aus wie *stiehm*, und ich wollte ihm eigentlich sagen: *ich schätze* oder *ich glaube*. Und er schaute mich dabei immer so Erwartungs-gespannt an, sagte aber nichts.

Und wenn ich ihn etwas fragte, dann antwortete er oft mit ...*la cho-use lô – lô*.. Das *O* des Wortes *chose* wird dort langsam zu einem *u* hochgezogen. Aber was *lô – lô* bedeutete, wusste ich nicht.

Eines Tages fragte ich ihn dann: <<Jean, sagen Sie mir bitte, was heißt denn das - *lô – lô*?>> Und er antwortete: <<Auf Französisch?:*la – là*,>>, also *das dort* oder auch *dies oder jenes dort*. Zum Beispiel: <<...qu'est que tu fait *lô – lô*?>>

Eine Eigenart der Sprache in Quebec.

Und dann schöpfte der Jean Mut zu seiner Frage: <<Jan,>> sagte er, <<please tell me, what the hell do you *steam* all the time....>> ?

„Jetzt begriff ich erst das Problem und musste lachen. Ich erklärte ihm, was ich meinte, und wir hatten was, worüber wir uns amüsieren konnten.“

Jan musste sich das wohl vorstellen, wie es gewesen war, wie das Gesicht des Jean ausgesehen hatte, er lachte aus vollem Hals über diese Ansammlung von kleinen Missverständnissen. Ich entschuldigte mich schließlich, ich müsse mal auf's *lô – lô*

Wir plauderten an diesem Abend nur noch Belangloses über dies und das und über seine Schwiegermutter und den Sohn der Franziska und ihre Sorge um diese Mutter, von deren Gejammere sie sich nicht lösen könne, so dass sie alle zwei Wochen nach Hause fahre, weil sie Mitleid für die alte Kriegerwitwe empfand. Aber es habe auch Vorteile – für ihn! Klar, er hatte etwas Freiraum - für mich.

Und der Sohn? Musiker sei er, könne weder in einem Orchester unterkommen noch einen Partner für sich finden. Er führe alle *Nas'lang* nach Hause zur Oma, die ihn großgezogen hatte. Nein, Franziska war nicht geschieden und auch keine Witwe, der Vater des Sohns, einer dieser kleinen schwarzen französischen Teufel, habe sich allem entzogen, nachdem sie ihm erklärt hatte, eine Heirat käme nicht in Frage. Nun kennt der Junge seinen Vater nicht, seine Mutter hatte keine Zeit für ihn, da hatte ihn sich die Großmutter gekrallt, die eh ein schlechtes Gewissen hatte, weil sie ihre beiden Kinder in ein Heim gegeben hatte, während sie einem lockeren Leben als junge – vermutliche Witwe eines Vermissten frönte – Kriegsende, München.

„Ach,“ sagte Jan, „ist das alles traurig. Und dann hat sie einen Mann, gut, nur einen Freund, der ihr schließlich noch sagt, dass er frei sein möchte, solange sie solchen Verpflichtungen nachkommen wolle. Sie tut mir manchmal echt Leid. - Gerlinde, ich könnte diese Frau nicht verlassen.“

Das war eine Aussage! Ich hatte mit diesem Thema gar nicht gerechnet, und er erzählte das so nebenbei, so zwischen Brot und Wurst.

Ich hatte bisher nur seine Nähe genossen, mir keine Fragen gestellt, was aus unserer Freundschaft mal werden wird. Ob ich den Horst mal verlassen will, werde, ja überhaupt kann. Dennoch, diese

Offenbarung tat mir weh, sie schnürte mir den Hals zu.

Wir machten Schluss für diesen Abend, die Fledermäuse flogen Angriffe über unsere Köpfe hinweg, ein Nachtvogel flog seine Runde, krächzend, eine *chouette effray*, die in der Nähe wohnte, wie Jan meinte.

Ich legte mich zu ihm und wir liebten uns – aber ohne wirkliche Leidenschaft, so wie man sich vorstellt, wie sich zwei Intellektuelle lieben mögen: mit Bedacht und Rücksicht auf den anderen. Oder wie ein Mönch und eine Nonne? Ich hatte auf geschnappt, dass die alten Ziegel auf dem Dach so genannt wurden. Wir waren beide etwas traurig.

Das fünfte Frühstück

Morgens früh, neun Uhr, auf der Terrasse.....Frühstück....Jan serviert *bacon kross*, Rühreier mit Schnittlauch verfeinert...

„Gerlinde?“

„Jan?“

„Gerlinde?“

„Du wolltest mir eine Geschichte erzählen, die mit dem Champagner.“

„Oh je, das ist eine Geschichte für den Abend, die kann man morgens nicht erzählen. Wirklich, dazu braucht man eine Flasche Champagner. Pass auf: Wir fahren heute in die Stadt – nach Saintes, gehen auf den Markt, kaufen Fisch und Muscheln, und das essen wir heute Abend – okay?“

„Jan, ich wollte doch...“

„Ja, ich weiß,“ er druckte herum wie ein Junge, der seinen Eltern einen Sechser in Mathe beichten muss, „aber sollten wir wirklich in ein Gasthaus gehen, wo wir die schönste Terrasse der Welt haben, vom besten Kellner bedient werden? Und außerdem Gäste haben, wie sie keiner hat? Und außerdem, eine Flasche Champagner aus dem Keller des Hauses? Das gibt es nur bei Grafens. Außerdem, eine Flasche Champagner ist im Restaurant kaum zu bezahlen.“

„Du bist ein ...“

„...Wolf...“ Der Wolf, das war wohl sein Lieblingstier. Ich fragte ihn danach.

„Nein,“ antwortete er ganz entschieden, „Wölfe stinken, treten im Rudel auf und jagen auf ganz perfide Art und Weise. Und nur einer hat das Sagen. Nein. Ich würde weder das eine noch das andere tun oder lassen. Nein, ich bewundere sie, ja, das stimmt, aber lieben tue ich ...Schwalben, Kolibris, *Martin Pecheurs*, Wellensittiche und all' so was“, und fügte hinzu: „Hasen, noch.“

„Also, alles friedliche Tiere? Aber Hasen können auch ganz schön wehrhaft sein“, darauf bestand ich.

„Ja, sollen sie auch, sonst wären sie ja doof. Selbst Schafe sind wehrhaft. Doofe Tiere und Leute mag ich nicht. Noch dümmer als ich muss schon keiner in meiner Umgebung sein.“

Ich hoffe, sagte ich, er wisse, was er da denn sage. Jetzt, in diesem Zusammenhang fällt es mir überhaupt erst auf. Ich erinnerte mich nicht, dass Jan irgendwann Fleisch bestellt hätte. Fisch ja, Meeresfrüchte. Aber Fleisch? Ich fragte ihn danach, und wieder bekam ich eine entschiedene Antwort: „Nein, natürlich esse ich Fleisch. Wurst zum Frühstück z.B.. Aber Du hast recht, ein richtiges Stück Fleisch mag ich nicht. 'Ne Lamm-Haxe mit Soße und Klöße, da lecke ich mir dann doch schon die Pfoten. Aber ich will das auch nicht so oft. Es gammelt im Darm und stopft und....“

„...pupst...“

„Ja, richtig, wie gut Du Dich auskennst!?“

Wir lachten vergnügt.

„Gerlinde, ich habe da heute morgen im Halbschlaf über etwas nachgedacht, dass ich Dir doch vortragen möchte. Etwas dass Dir, einer Sozialdemokratin, zu denken geben sollte oder wenigstens könnte?“

„Nur zu. Ich bin sicher, es geht wieder um's Geld? Nein -, um Steuern?“

„Ja, richtig. Pass auf. Ich denke, wir befinden uns Dank Deiner Partei in einer Sozialfalle aus der es kein Entrinnen mehr gibt.“

„Jetzt bin ich aber gespannt. Hätte ich Dich vielleicht davon abhalten sollen – heute morgen?“, scherzte ich.

„Ja, Du hättest ein gute Werk getan. Wahrscheinlich wäre es gut, wenn man all' diesen Denker morgens eine Frau ins Bett legte. Aber, pass auf. Wenn sich Leistung nicht lohnt, weil die Gesellschaft den gut Verdienenden über die Progression alles wegnehmen möchte und darüber hinaus noch schikaniert, dann werden diese Menschen einen gut bezahlten aber eher mittelmäßigen und vor allem einen sicheren Job annehmen. Es wird sich keiner aufraffen, ein Risiko zu übernehmen um Arbeitsplätze für andere zu schaffen. Im Gegenteil. Er wird Leuten den Arbeitsplatz wegnehmen, die dazu diese Kraft nicht haben.“

„Du willst also sagen, wir entwickeln uns zu einem Volk von abhängig Beschäftigten? Es gäbe à la longue nur noch Siemens und ähnliches? Ist das schlimm?“

„Ja, ich denke schon. Diese Leute empfinden sich als Arbeitnehmer, d.h. sie leben mir einer gewissen Frustration, die eigentlich nicht notwendig wäre, und – sie wählen die Sozis! Ich weiß, alles nicht so schlimm; aber es geht um den Trend. Dieser Trend ist nicht umkehrbar. Und – à la longue, wie Du so schön sagst, haben wir nur noch Arbeitnehmer, bis in die Spitzen der Gesellschaft hinein.“

Ich ließ mir diesen Gedanken durch den Kopf gehen. Eigentlich ein sehr banaler. Aber was heißt das schon?: banal. Die Gesetze werden aufgrund des hohen Anteils an Arbeitnehmern nur noch für diese Menschen gemacht, d.h. die Progression wird eher steigen als fallen. Und dann werden wir in der Tat ein Volk von Sozis ein...

„Ja, ich könnte Dir ja recht geben. Ich denke, es führt langfristig zu einer Gesellschaft von mehr oder weniger Gleichgesinnten. Vielen würden darin das Paradies erkennen können?“

„Ja, bestimmt. Das Paradies, gut ausgedrückt. Homosexuelle fallen auch ins Paradies, wenn sie in ein Gefängnis eingeliefert werden....? Aber überlege, langfristig kommen wir damit zu einem gewissen Kommunismus, und dann ist es nicht mehr weit bis zum Untergang.“

„Das sind aber böse Aussichten, die Du da an die Wand malst. Wieso sieht Deine Zukunft so trübe aus? Du meinst, wir werden überflügelt von Völkern, Nationen, die sich anschicken, mehr zu tun, zu riskieren? Jan, träume nicht. Wir sind schon längst in dieser Welt angekommen. Asien arbeitet für einen Hungerlohn. Wollen wir das?“

„Nein, müssen wir nicht. Wir sind noch immer weit im Vorteil. Aber wenn ich unsere französischen Freunde begreife, bei denen zwei Drittel Beamte werden wollen, dann dauert es wohl nicht mehr lange. Lass uns ganz einfach die Progression abschaffen!“

Ich denke oft an diese merkwürdige Diskussion, die so oder ähnlich stattgefunden hatte. Und wenn ich mit meinem älter und klüger werdendem Sohn diskutiere, dann fallen mir immer ein paar gute Argumente ein, die ihm doch Respekt abringen und stolz auf seine kluge Mutter sein lassen. Und – bitte, was ist frustrierender als dumme Eltern?

Der Mittag

Wir fuhren nach Saintes. Auf dem Hinweg erfuhr ich dann, was Jan meinte, als er bei dem Gendarme die Fahrweise der Franzosen beanstandete. Es ging über eher holprige kleine und

kurvenreiche Straßen, und der Jan fuhr weder langsam noch schnell. Aber bald hatte uns ein eher kleiner Wagen eingeholt und auch ich sah im Rückspiegel wie nah er auffuhr.

Jan verlangsamte an einem geraden Straßen Abschnitt, gab Zeichen, er möge ihn überholen. Aber es passierte nichts. Jan beschleunigte etwas, nichts passierte, der Wagen blieb dicht auf.

„Die sind zum Kotzen, diese Franzosen, der drängelt die ganze Zeit dahinten, überholt aber nicht, obwohl er könnte, dieses...“, nein ich wiederhole das nicht.

Schließlich fuhr der Jan an einer geeigneten Stelle rechts ran, ließ den Wagen vorbei, und fuhr weiter. Der kleine Wagen entfernte sich schnell.

„Ja“, sagte ich, „mir ist das auch auf der Herfahrt so ergangen. Aber es hat mich nicht sonderlich gestört. Wieso fahren diese kleinen Wagen auf diesen Rumpelstrecken denn nur so schnell?“

„Die haben ein ganz anderes Fahrwerk“, klärte mich Jan auf, „die sind für diese Straßen gemacht. Unser Wagen hier ist ein halber Rennwagen, da fliegt dir bei hoher Geschwindigkeit das Gebiss 'raus. Ich habe mal einen Austin gefahren, als ich noch jung war. Der hatte Luftfederung, der konnte das auch. Aber hier versteht natürlich keiner, dass ein Golf solch einen schlechten Fahrer hat.“

Aber gut. Saintes ist eine mittelgroße traditionsreiche Stadt in Jans Nähe. Alles alte ehrwürdige und schmucke Häuser. Geld muss diese Stadt einmal gehabt haben. An dem St. Jakobsweg, der durch die Gegend führte, kann das wohl kaum gelegen haben. Sklavenhandel vielleicht?

Wir gingen über den Markt, typisch französisch: Alles kleine Stände, meist echte Bauern, die ihre eigenen Produkte vertrieben. Jan war wohl Stammkunde bei einigen wenigen von ihnen. Fehlte nur, dass er mich schon wieder als seine Tochter vorstellte, ich würde gleich morgen abreisen. Nein, ich war für die Leute dort jetzt eine Nichte seiner Frau, und die war jetzt mit Kochen beschäftigt - *enfin*.

Danach besuchten wir die Ruinen der Arena des alten Mediolanum Santonum, wie die Stadt bei den Römern geheißen hatte.

Keine sehr gut erhaltene, aber interessante Ruine. Man muss oder besser sollte mal solch ein kleines Kolosseum besucht haben, auf den Rängen gesessen haben, um das Geschrei der aufgebracht Menge nach zu empfinden, mal in dem Bogengewölbe gestanden haben, um das Einlaufen der Gladiatoren, der Wagen und Pferde, vielleicht der wilden Tieren, gespürt zu haben. Rom gespürt zu haben.

Wir verließen die Arena und spazierten von dort durch das sich anschließende wunderschöne kleine Tal in Richtung zur Charente, welches aber schließlich von einer Aufschüttung verschlossen war, über die man eine Straße gebaut hatte.

„Man hätte doch eine Unterführung legen können. So was Dummes“, bemerkte ich folgerichtig.

„Ja! Nein! Auf der anderen Seite liegen private Anwesen, da kann man nicht herlaufen. Und eines davon gehört Anni und Louis, Franziskas Freunde....“

„...nicht Deine?“ Er hatte sie bereits erwähnt, ohne mich näher einzuweihen.

„Freunde des Partners werden selten auch die Deinen. Das ist so. Wir verstehen uns, aber ich spüre eine gewisse Skepsis oder was weiß ich, wir haben halt auch nicht das gleiche Bildungs-Niveau. Weiß Du, er ist Arzt, sie ist Lehrerin am Lycée für Französisch und Latein. Sie ist eine von den kleinen giftigen Franzosen...Aber ich wollte Dir etwas anderes sagen“, fuhr er fort:

„Wir waren dort vor Jahren zu Gast, bevor wir das Haus gekauft haben. Sie haben ein großes Haus, wunderschön, geräumig, eingerichtet wie bei Grafen. Aber das, was mir am meisten imponierte war der Keller. Louis berichtete, dass sie das Haus gekauft hatten, und sie bei der Übergabe ein Loch im Boden direkt am Haus entdeckten. Auf die Frage, was das den sei, habe der Agent geantwortet, das sei wohl mal eine Kellergrube gewesen, die jetzt halt verschüttet sei.

Und, nachdem sie eingezogen waren, schaufelten sie gemeinsam mit irgendeinem Gärtner – und was fanden sie? - Ein in den Fels geschlagenes Gewölbe, fast so groß wie die Grundfläche des Hauses, also ca. 100 qm, und im hinteren Bereich hatte es zwei aus dem Felsgestein ausgehobene

Bassins, eines klein, das andere groß, die von einer in der hinteren Ecke des Kellers befindliche Quelle, zu der ich mich habe vorarbeiten können, gespeist wurden – d.h. gespeist werden.“

„Ist ja 'ne tolle Geschichte. Ist wohl ein richtiges Römerland hier. Aber Felsen, sagst Du?“

„Ja, wahrscheinlich ein Kalksteinfelsen – wie alles hier.“

Wahrscheinlich, die berühmten *Carrières de Crazanne*, die auch Steine für den Kölner Dom geliefert haben, werden wir noch besichtigen.

Ja, so empfand ich das auch an diesem schönen, sonnigen Tag, in dieser herrlichen Umgebung. Und dann gingen wir hoch in die kleine Vorstadt, besuchten die Kirche St. Eustache und holten endlich bei *Boulestier* die besten Croissants der Welt. Und für einen Augenblick empfand ich mich in eine Zeit von vor 2000 Jahren versetzt, aber wohl eher in eine Epoche, in der es friedlich zuging. Vielleicht in die Zeit des Germanicus, ca. 18 nach der Zeitenwende, also etwas nach Augustus.

Dann wollten wir endlich nach Hause fahren, was sollten sonst die Muscheln und die Fische davon halten, dass wir sie solange in der Sonne braten ließen? Aber Jan wollte noch bei Anni und Louis vorbei fahren, um mir das Haus zu zeigen:

Also, wir fuhren zu dem Krankenhaus der Stadt, bogen in eine kleine steil abfallende Straße ein. Mein Gott, wie kommen hier nur diese Berge hier her. Unten, da wo die Straße endete, muss wohl früher das Meer gewesen sein. Heute fließt dort die Charente. Aber – eben zu Zeiten Cäsars floss sie auch schon dort.

Wir hielten vor einem unscheinbaren Haus: eine Haustüre, hübsch gearbeitet mit Fenster, daneben ein Fenster, man ahnt die Küche, und oberhalb konnte man sich die Schlafzimmer mit kleinen Fenstern unterm Dach vorstellen. Das Haus war entgegen allen anderen verputzt und dadurch weniger ansehnlich.

Etwas arg enttäuscht fragte ich ihn, ob er mich zum Narren halten wolle?

„Nein“, lachte er, dann aber begriff er die Ernsthaftigkeit in meiner Stimme, die Enttäuschung über seine Übertreibung oder gar Lüge, und wurde ganz ernst: „Gerlinde, ich flunkere vielleicht, oder was ich dafür halte, aber ich lüge nicht, ich gebe auch nicht an!

Das Haus entspricht genau dem Charakter der Leute die darin wohnen. Ist Dir noch nicht aufgefallen, dass alles im Leben irgendwie zusammen passt? Dicke, reiche Männer und Models – nichts im Kopf? Homosexuelle Männer und biestige Frauen...?“

„Jan, was erzählst Du denn da? Was soll das? Bist du krank?“ Ich war entsetzt.

„Nein, um Gottes Willen. Hab' ich nicht davon gesprochen? Nein? Anni und Louis sind zwei echte *gauches caviar*. Die zeigen nicht, was sie da haben.“

„Hm!“ Ich hatte diesen Ausdruck bereits gehört und gelernt, dass es in Frankreich der Nachkriegszeit chic war, Trotzki zu sein, und dass man die jungen Leute so nannte, weil sie im allgemeinen der Mittelschicht entstammten. Ich wusste nicht so viel über Trotzki, der die immerwährende Revolution propagierte, und vermutete, dass diese Marxisten sich irgendwie auf J.J.Rousseau beziehen, den Vordenker der französischen Revolution.

Jan wusste auch nicht viel darüber, aber einen klugen Spruch auf Lager: „...alles nur Thesen, Gequatsche, alles Blödsinn...von Leuten, die mit dem Leben oder dem väterlichen Erbe nicht fertig werden...“

„Jan, ich wollte eigentlich etwas Ernstes darüber erfahren.“

Der Jan lachte etwas verklemmt: „Über Rousseau? Das hättest Du auch verdient. Ich kann Dir nur nicht weiter helfen. Ich bin ja kein Goethe-Fan, aber er hat ein Gedicht über Philosophen geschrieben, das gefällt mir. Ließ es mal. Aber ich habe Leon Feuchtwanger gelesen, der ein kluges Buch über Rousseau geschrieben hat. Nur – verstanden habe ich nicht so viel.“

„Es versteht auch nicht jeder alles“, motzte ich ihn an.

„Das kannst Du so sagen – ungestraft. Ich denke Philosophie ist ein gefährliches Pflaster, so wie die höhere Mathematik. Wenn Du darin erst einmal fit bist, dann kannst Du 2 und 2 nicht mehr addieren.“

„Ein bisschen übertrieben – oder? Es gibt Leute, die haben nur eine Volksschulbildung und lesen Montaigne wie andere den Spiegel.“

„Hm? Unglaublich. Gut – vielleicht hilft ein Beispiel aus der höheren Mathematik: Sag mir bitte eines: Wie viel ist zwei und zwei? Ist doch einfach genug für Dich – oder?“

„Ja, sicher. Wo ist der Haken?“ Jan, so kannte ich ihn nun gut genug, dachte immer in „Haken-Kategorien“, was immer das sein sollte.

„Du denkst an Haken? Das zeigt schon Deinen verdrehten Verstand. Also, meine Antwort: Ich habe Mathematik studiert, na ja, wenigstens im Ansatz, und doch habe ich erst einmal nicht begriffen, dass zwei und zwei Alles und auch Nichts bedeuten kann: *Da fragt ein Vater seine beiden Söhne, was zwei und zwei Äpfel sei; antworten die in voraus eilender Dankbarkeit mit einem fröhlichen Lächeln: vier. Da gibt der Vater jedem zwei Äpfel, dem einen zwei ganz ganz kleine Äpfel und dem anderen zwei sehr sehr große...* Ist doch auch vier – nein?

Es ist nicht die einfache Logik, meine liebe Gerlinde, es ist der Geist, der zählt.“

Auch nur Gequatsche, dachte ich. Nun, ja, schon, man kann mit klugen Worten viel Blödsinn reden und mehr noch anrichten. Man weiß das, aber hat man diese billige Weisheit auch immer parat, wenn es darauf ankommt? Junge Leute, denen es an natürlicher Skepsis fehlt, die man sich erst über viele Erfahrungen und Enttäuschungen aneignen muss? Jan hatte offensichtlich viel davon abbekommen.

Was mich überraschte, obwohl ich es besser hätte wissen können, war die Gnadenlosigkeit Jans allem Feingeistigem gegenüber. Er konnte offensichtlich mit abstrakten oder vermeintlich absurden Begriffen wie den des *rasenden Stillstands* von Hartmut Rosa nichts anfangen. Ich glaube, wenn es nach ihm ginge, dann müsste jeder Schreiberling seinem Artikel eine neurologische Beurteilung seines Hirns beifügen.

„Und weiter?“

„Nichts, ich bin schon fertig. Du, als die Intellektuelle von uns beiden, solltest mehr wissen als ich. Komm schon, genieß' Dich nicht.“

„Ich weiß auch nicht viel darüber“, gestand ich, „ich habe nur behalten, dass dessen These (Rousseau)...*der Mensch ist frei geboren, und doch lebt er in Ketten...* in Buchform in den Taschen von Fidel Castro steckten, als er bewaffnet auf Cuba zurück kehrte. Ich habe das nie vergessen. Ich muss immer daran denken, wenn ich an diesen Castro denke, der seine eigenen Leute so in Ketten hält. Aber, was hat das mit Deinen Freunden zu tun?“

„Der Ansatz ist falsch: Er wird schon in Ketten geboren – der Doofkopp. Bitte Gerlinde, Franziskas Freunde. Ich habe keine Kommunisten zu Freunden. Diese Freunde kaschieren ganz einfach ihren Wohlstand mittels einer einfachen Fassade. Die Etage, die wir sehen, erweitert sich nach hinten, die Räume und die Einrichtungen sind fantastisch. Mein Gott, der Louis zahlt so viel Steuer wie die Anni Einkommen hat.

Dann: Das Haus geht auf der anderen Seite ein hohes Stockwerke weiter nach unten, darin befindet sich eine Wohnung für den Herrn Sohn und ein Arbeitszimmer für den Herrn selber. Mit großen Fenstern zum Garten oder besser zu dem Garten Eden, dem Tal, das wir auf der anderen Seite der Straße durchschritten sind, ein Garten, von dem man nur träumen kann. Erst unter dieser Wohnebene befindet sich das berühmte Kellergewölbe.“

Und jetzt fiel mir die Geschichte mit dem gefundenen Keller wieder ein. Unglaublich.

„Wenn Du willst, steigen wir aus, und ich stelle Dich der Anni vor, sie ist bestimmt zu Hause – nein, nicht als Tochter, hm, vielleicht als eine gemeinsame Bekannte von Franziska und mir, aus *Munique* auf dem Wege ans Meer? Lesbe vielleicht, Freundin ist heute *auf'e Olleron* geblieben –

Ja?“

Ich musste kichern, weniger wegen der Lesbe, die er mir anzudichten bereit war, sondern wegen seines Ausdrucks der Insel Oleron, die Frau Pertes hatte sich so ausgedrückt.

Die Enttäuschung war zwar verflogen, aber nein, Franziskas Freunde wollte ich jetzt nicht kennen lernen – wenn es Freunde von Jan gewesen wären, ja, dann vielleicht schon. Und Franziska?

Um ehrlich zu sein, ich hatte kein Gefühl, nicht den Hauch eines Mitgefühls für diese Frau. Ich hatte zwar einen Ehemann und einen Geliebten, aber dessen Frau ging mir glatt am Hintern vorbei! Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn sie plötzlich nicht mehr existierte.....

Aber ich hatte noch eine Frage:

„Jan? In Deiner Stimme klingt irgendein Unmut mit, wenn Du von Deinen, Euren, also den Freunden von Franziska sprichst? Kannst Du mir das erklären? - Du scheinst dort aus und ein zu gehen, bist dort offensichtlich des öfteren zu Gast...?“

„Oh, ja. Kann ich Dir erklären: Ja, ich geh' dort ein und aus. Aber es sind Franziskas Freunde, einfach, weil ich mit Ihnen nicht diskutieren kann...“

„Der Sprache wegen!?“

„Ja, auch, aber das ist nebensächlich. Es handelt sich um Ideologen, da ist kein Diskurs möglich. Dann kommt diese Arroganz dieser kleinen giftigen Franzosen hinzu. Und dann, natürlich, fühle ich mich nicht ernst genommen.“

„Minderwertigkeitskomplexe?“

„Vielleicht auch. Kann ich nicht ausschließen. Aber das ist es nicht...“

„Hast Du ein Beispiel?“

„Beispiel? Mein Gott. Nein. Ich merke mir doch nicht alle Diskussionen. Der Louis spricht keine Fremdsprache, obwohl er mal Deutsch gelernt haben will. Er muss wissen, wie schwer es für einen Ausländer ist, jemanden in seiner Muttersprache zu verstehen – halbwegs. Aber er nuschelt, dass selbst die Franziska kaum etwas versteht. Das heißt doch, er referiert, er will keinen Diskurs. Und die Anni, die ist so etwas von kategorisch....

Ah, da fällt mir doch ein Beispiel ein. Pass auf. Wir sitzen zusammen und diskutieren über die Rentensysteme: Unterschiede Frankreich-Deutschland. Missbrauch der Systeme etc.. Dabei fällt mir ein tolles Beispiel ein: Ich werfe in die Runde, dass ich da ein gutes Beispiel über Rentenzahlung aus Brasilien hätte. So will versuchen, das zu erklären. Da fährt mich diese Anni an, wir seien aber nicht in Brasilien – Peng. Und dreht mir ostentativ den Rücken zu. Glaub' es mir bitte nicht, aber ich hätte ihr...“

In jeder Ehe, die funktioniert, gibt es einen dominanten Partner und einen, der geführt wird, ohne es zu merken. Mehr noch, beide merken nicht, dass es da solche Verschiebungen der Schwerpunkte von Einflussnahmen gibt. Hier schien mir auch die Dominanz bei der Anni zu liegen, die ihren Louis aus seiner indifferenten Haltung heraus holte und zum Mit-Trotzkisten machte, der sich dann als Verteidiger seiner Frau gefiel. X-mal beobachtet dieses Gesetz der Ehe!

„...am liebsten eines gescheuert? Schön. Ich auch. Aber, was war denn da so Interessantes an dem Beispiel dran? Würd's gerne wissen.“

„Also gut. Dort wurden 14 Monatsgehälter gezahlt – damals. Dreizehn wurden ausbezahlt und das vierzehnte ging auf ein Sperrkonto, auf das du nur Zugriff hattest im Falle von Krankheit, Arbeitslosigkeit, Alter oder auch für einen Hausbau und ähnlichem. Ich fand das gut, dass die Leute zum Sparen angehalten werden, zur Vorsorge.“

„Ja, ja, aber, wenn ich so nachdenke, dann ist das doch eine ziemliche Bevormundung. Sollten die Leute das nicht selber entscheiden?“

„Gerlinde, bin ich nun der Liberale oder Du? Wir haben tausend und eine Verordnung, die die Leute

bevormundet. Überleg' mal, was Du da sagst!“

Der Jan hatte Recht. Wir diskutierten noch ein wenig über diese Dinge und fanden heraus, dass man solche Sachen im eigenen Lande kaum wahrnimmt, sie als gegeben nimmt, in einem anderen Lande aber schon hysterisch reagiert. Warum das nur?

*

Zuhause angekommen passierte etwas Seltsames, ja Schönes vielleicht. Ich ging die Treppe zu meinem *Schlafgemach* hinauf und hörte schon auf der Treppe ein seltsames Geräusch im Obergeschoss, auf der Tonne, wenn man denn so will.

Wenn man denn dort oben ankommt, muss man noch ein paar Schritte an einer Querwand entlang gehen, bevor man nach links oder rechts den Flur entlang gehen kann. Und so, wie ich mich nach links wende, bleib ich erschrocken stehen: An dem Bullaugen Fenster am Ende des Flures flattert ängstlich ein Vögelchen. Es will hinaus, aber es kann natürlich nicht.

Erschrocken gehe ich hinunter und teile es Jan mit, der nicht so sonderlich erstaunt reagiert, weil das, wie er sagt, schon mal vorkommt. Und so geht er mit mir nach oben, mir bedeutend, ich möge an der Ecke zum Flur stehen bleiben.

Und nun sah ich ein Rotkehlchen, dass an dem Bullauge auf dem Fensterbrett saß und ab und zu gegen das Fenster flatterte. Was wird Jan tun, fragte ich mich?

Jan blieb ca. 3 m vor dem Vögelchen stehen, so dass das Vögelchen ihn sehen konnte, es beruhigte sich ein wenig. Jan fing an zu flöten oder pfeifen, es war so zart wie das Zwitschern einer Amsel. Der Vogel schaute interessiert. Dann ging Jan ganz langsam in Richtung auf den Vogel zu, stets zwitschernd. Und das Vögelchen flatterte – aber nicht mehr sonderlich aufgeregt.

Dann schloss Jan die Tür zu meinem Zimmer und öffnete vorsichtig das gegenüberliegende Fenster zur Straße. Ganz vorsichtig und ohne merkliche Übergänge in den Bewegungen. Er kam rückwärts gehend zu mir zurück – stets zwitschernd, aber immer ganz zart, blieb neben mir stehen und zwitscherte, so als würde er das Vögelchen auffordern, nun das offene Fenster zu nehmen.

Und, ob mir das jemand glaubt, weiß ich nicht, aber es war so, und ob ich es glauben würde, wenn man mir das erzählte, weiß ich auch nicht: Das Vögelchen beruhigte sich und flog nach einiger Zeit in unsere Richtung, etwa 2 oder 3 Meter, setzte sich auf den Boden, sah sich um. Es sah das offene Fenster und startete hindurch – prrrrr – und wart nicht mehr gesehen.

Potzblitz, welch ein kleines aber intensives Erlebnis. Ich war doch recht beeindruckt – Kuss für Jan, damals. Und heute? Heute bin ich diesem Mann über einen Komplex an Liebenswürdigkeiten verbunden, die die kleinen Ungereimtheiten bei weitem überdecken.

Wir genossen den Nachmittag im Garten im Schatten.

Der Abend

Jan heizte den Barbecue an, obwohl ich ihm bedeutet hatte, dass ich das Risiko auf mich nähme, wenn die Muscheln mir nicht schmecken sollten. Ich würde dann ein Brot essen oder so. Nein, er wollte die Fische, zwei schöne *rougets*, Rotbarben, und den Grill vorbereiten. Wenn es mir schmecke, wollen wir die Muscheln essen und den Fisch kühl gestellt lassen und verwahren.....

Dann begann sein Ritual: Vorbereiten aller Zutaten, aller Gerätschaften. Am Ende lag da alles wie bei einer Operation.

Zubereitung der Muschelsoße à la provençal: Anbraten der Zwiebeln und des Knoblauchs und des Porrée und etwas von der Sellerieknolle und Möhren, nicht zu vergessen, alles fein geschnitten in viel Olivenöl, Ablöschen mit geschnittenen Tomaten, Aufkochen lassen, Kräuter der Provence hinzugeben, etwas Weißwein hinzugeben, vom Guten, aber nur ganz ganz wenig, nein, nicht der Sparsamkeit wegen, sondern weil die Muscheln beim Öffnen sehr viel Wasser *spenden*.

Mein Gott, mit welcher Dynamik sich dieser Mann durch die Küche bewegte, die Sicherheit des

Messers – wie ein Profi. Aber was mich am meisten erstaunte: als das Essen fertig war, da waren auch alle Gewürze und sonstige Zutaten und Gerätschaften aufgeräumt und die Küchenplatte geputzt!

„Jan, bist Du sicher, dass mit Dir eine Frau zusammen leben kann? Bei der Fertigkeit. Wenn ich Dich nicht kennen würde, ich glaubte, es mit einem schwulen Koch zu tun zu haben.“

„Gerlinde!“, Jan lachte, „Köche sind nicht schwul. Kochen ist harte Arbeit. Wo denkst Du hin? Schwul?“, und dann tanzte in der Küche herum, schwenkte ungelentk die Arme und rief mit Kopfstimme: „...soll ich dieses oder jenes Gewürz nehmen, ach, ein bisschen Zwiebel, vielleicht? Pfui, doch wohl besser nicht..?“, um dann wieder gerade zu stehen und in seine sonore Stimme zu verfallen: „Nein, nein, diese Jungs, die werden doch nicht fertig. Die albern doch nur herum.“ Um dann hinzuzufügen: „Ich habe Köche erlebt, auf See, das waren Kerle, wie sie sich ein Weibsbild nur wünschen mag. Außerdem, meine Liebe, wenn Du richtig hin geschaut hättest, hättest Du festgestellt, dass da ein Amateur arbeitet: Profis haben einen ganz anderen Stil; Profis arbeiten mit Liebe, mit Muße, mit der Sicherheit des Könners, nicht mit der Hektik des Amateurs - wie ich. - außerdem: Kochen ist oder wenigstens grenzt an Wissenschaft.“

Nun ja, hatte ich je Zweifel gehabt, dann waren sie in der Zwischenzeit verflogen. Wie hatte mein Vater einmal beim gemeinsamen Abendessen verlauten lassen?: „...Schwul?... Das Geschlechtsteil einer Frau ist *dermaßen hässlich*, dass es eines wirklichen Mannes bedarf, um sich zu einer diesbezüglichen Hinwendung überwinden zu können...“

Wir Kinder, ich war als jüngstes Mitglied gerade der Pubertät entronnen, schauten uns an, dann mussten wir vor Lachen so prusten, dass wohl der eine oder andere Krümel im hohen Bogen den Mund verließ. Die Mutter schüttelte mit dem Kopf, nur die älteste Schwester verdrehte missbilligend die Augen...

Er deckte den Tisch, ganz feierlich, er hatte tatsächlich Sekt-Flöten für den Champagner. Nein, Kelche habe er keine, aber der Champagner würde auch daraus schmecken, denn dem Champagner sei das bestimmt einerlei...

Die Flöten seien vom Münchner Flohmarkt in der Domag-Straße, mit geschliffenem Dekor à la *Art Deco*. Vier Stück hatte er dort erstanden für: ...DM 10,- das Stück: *nur für Sie...*, für Jan, hatte der Verkäufer gesagt, und *garantiert alte Gläser seien das*, hatte er hinzugefügt, *einmalig. Bestimmt*.

Drei , vier Tage später sei er zufällig im Kaufhaus gewesen, um irgend etwas für die Küche zu kaufen, und zufällig sei er bei den Glaswaren vorbeigegangen und tatsächlich, die gleichen Flöten habe er dort entdeckt. Natürlich Original verpackt.

„Was glaubst Du, was die gekostet haben?“, fragte er mich, ganz ernst, so dass ich dachte, wer so fragt, weiß schon die Antwort oder führt dich an der Nase herum.

„Na, weiß nicht, Schnäppchen? Zwanzig Mark?“

Die Flöten waren sehr schön; wenn sie alt wären, hätten sie schon etwas kosten können.

„Nein, nein, NeunMarkNeunUndNeunzig – ist das nicht ein Deal? - Egal, ich finde sie schön.“

„Ja, ich kenne das, ich habe unter Aufbegehren aller Künste des Feilschens in Jerusalem einen *echten* Tuareque-Schmuck erstanden, um ihn dann zu Hause im Kaufhaus für gut 70 % des Preises wieder zu finden.“

Mit Orientalen muss man nicht handeln, dachte ich immer, aber die Balkan Deutschen können das wohl auch inzwischen, wie Jan berichtet.

„Jan? - Woran willst Du das festmachen? - Kochen sei eine Wissenschaft?“

„Kochen sei eine Wissenschaft? Hm? - Ja, richtig. Kochen *ist* eine Wissenschaft. Na klar.“

Er stand auf, ging in den *zweiten Salon* und kam mit einem Buch zurück, gab es mir.

„Hervé This: Rätsel und Geheimnisse der Kochkunst.“, Franziskas Standard-Küchen-Lektüre.
Schau' mal 'rein, wenn Du Muße hast. Egal wo. Du wirst mich bestätigen.“

*

„Jan?“

„Ja?“

„Du wolltest mir die Geschichte mit dem Champagner erzählen.“

„Ja, mach' ich. Wenn wir die Muscheln essen – um Dich ein wenig abzulenken. Aber jetzt muss ich erst noch die Knoblauch-Baguettes machen!“

Die Soße ging ihrem natürlichen Ende entgegen, noch ein bisschen Salz, ein bisschen Pfeffer, ein paar Tropfen Zitrone...- und husch, hinein mit den Muscheln. Deckel zu, Vollgas!

Ein, zwei, drei, vier, fünf (?) Minuten, Deckel auf, umrühren. Flasche Champagner auf. Gläser füllen. Anstoßen. Gas aus. Hinsetzen, ah, Champagner-Glas mitnehmen.... Ein echter Küchen-Vettel.

„Ah,“ stöhnte Jan, „das ist das wahre Leben – Prost.“ - „Prost.“

Muscheln verteilen, *vorsichtig, nicht so viele*. Die erste Muschel, die ich im Leben aß, Jan hatte sie mit einer leeren Muschelschale ausgelöst und bot sie mir zum Essen an. Ich darf also heute sagen, die Soße war berauschend lecker, die Muschel, ich sollte erst einmal nicht kauen, schmeckte dann auch erst einmal noch nicht sonderlich *hindurch*. Man sieht an der Formulierung, da drückt sich jemand um die Erklärung herum. Schließlich sind diese Muscheln nicht für einen Schönheits-Wettbewerb vorbereitet....und man weiß als Anfänger nicht, wo man eigentlich hingucken, und dann auch nicht hingucken soll, wohin man beißen soll....in diese Urquelle des Lebens...

Aber die zweite, die ich mir dann selber nahm, schmeckte schon besser, ein bisschen urig, oder erdig, jedenfalls wie das wirkliche Leben.

Und dann schmeckte es mir.

Hurra! Es schmeckte mir. Ein bisschen berauscht vom Champagner saß ich in Santos am Strand mit Jan und André und von mir aus auch mit der Namorada und aß Muscheln und ein bisschen Baguette mit Knoblauchbutter oder pur, trank einen herrlichen Champagner. Wo eigentlich, Jan, ist die Welt zu Ende.....?

„Jan, die Geschichte, es schmeckt mir ausgezeichnet. Wo ist die Geschichte?“

„Ach, ich weiß nicht, sie ist nicht sonderlich spektakulär. Ich glaube, ich habe Dir zu viel versprochen.“

„Kommt nicht in Frage. Hier wird Wort gehalten“, ich bestand auf die Erzählung, leicht beschwipst wie ich schon war.

Wir schmausten!

„Also gut, aber sei nicht enttäuscht. Die erste Flasche Champagner habe ich mit der Franziska getrunken, Ich hatte sie Dank meines Französisch-Lehrers, einem Monsieur Levavasseur, einem alten Besatzungssoldaten, im Ökonoma, also im Laden der Franzosen, gekauft. Zollfrei. Verboten. Aber der alte Mann half mir schmuggeln. Ich hoffe, der Staat hat es mir bis heute verziehen. Also, Franziska war ja offiziell noch verheiratet, hatte sich aber von ihrem Mann auf Grund der Schilderung – Du erinnerst Dich.....?“

Und ob ich mich erinnerte.

„...gut, getrennt. Sie hatte einen kleinen Sohn und konnte abends nicht ausgehen, so dass ich zu ihr ging, und wir die Flasche aufmachten. Es war für jeden für uns die erste Flasche Champagner. Veuve Cliquot, die Witwe. Sehr bezeichnend.

Die Enttäuschung ließ nicht auf sich warten. So ungefähr wie bei Dir bei den Pertes. Wir prosteten uns zu, aber der Champagner Typ *brut* schmeckte uns beiden nicht. Sekt, das war es, was wir uns bisher geleistet hatten. Und besonders den besonders preiswerten auf Firmen-Festlichkeiten! Wir diskutierten, unterhielten uns, aber irgendwann liebten wir uns. Es war kein großes Erlebnis, es war zu früh, - einfach über's Knie gebrochen. Wir hätten warten sollen, bis wir vertrauter miteinander waren ...“

„...so wie wir?“, ich lachte, ich war wohl ein bisschen frech, ich fand das lustig.

„...ja, mindestens...“, auch Jan lachte.

„Ja, und dann unterhielten wir uns wieder, tranken, und der Champagner, wohl gekühlt, schmeckte uns immer noch nicht, und ich schickte mich an, sie ein zweites mal zu lieben – das ging damals noch...“, und Jan lachte etwas albern, und ich fiel ein.

„Ja, sie war aber nicht begeistert, ließ es aber geschehen. Seltsam - diese Frauenzimmer. Aber dann passierte etwas, auf das ich nicht vorbereitet war. Nun ja, es dauerte mit mir etwas länger als ich gedacht hatte – und da schlief die Franziska mitten im Beischlaf ein. Sie nahm das wohl wörtlich.“ Und nun lachte der Jan aus vollem Herzen, er aß und trank und lachte. Ein Bursche wie aus einem Abenteuerfilm. Ich musste schon aus Sympathie mitlachen.

„Geht es noch weiter?“

Jan stand plötzlich auf, entschuldigte sich, er müsse mal...Ging und kam nicht zurück. Doch dann hörte ich ein leises Hantieren in der Küche, ein Bruzzeln. Was, dachte ich, stellt er denn nun schon wieder an, als er auch schon aus der Küche kam – mit zwei Dessert-Tellern:

Bananen in Butter gebraten und mit Rum flambiert begleitet von einem Löffel saurer Sahne. Da also waren sie Wirklichkeit geworden, seine flambierten Bananen, die er den Herren Kapitänen hatte anbieten wollen – als Hilfskoch.

Erfrischend diese lockere Rollenaufteilung, fand ich. Ein Mann, der sich um das leibliche Wohl seiner Frau kümmert, nicht nur um den kläglichen kleinen Teil, der ja nun mal ebenso wichtig ist. Würde mir mein Horst jemals flambierte Bananen zum Nachtschinken machen? Kaum vorstellbar. Den Herren Lesern sei es hier gesagt: Bemühen sie sich bitte etwas mehr um Ihre Frau(en)!

„Jan, das ist köstlich. Aber Du wolltest nicht ablenken, weil Du nicht mehr weiter weißt?“

„Nein? Ja, nein, ... pass' auf: Irgendwann wachte die Franziska auf, und ich war immer noch im Liebesrausch. Das heißt, eigentlich war es ja kein Rausch mehr, es war wohl eher eine Quälerei.....Also, sie wurde wach, sah mich da in voller Betätigung und scheuerte mir eines, aber so richtig die Wange entlang, dass ich vom Sofa fiel. Wenn man genau hinschaut, dann sieht man heute noch die Striemen.“

Das war wohl übertrieben. Der Jan lachte ob seiner Untaten, seiner jugendlichen. Und wieder musste ich mitlachen. Wir schmatzten und lachten und kicherten.

„Dass ist dann aber alles, ja?“

„Ja, fast. Ich entschuldigte mich, dass ich so ein rücksichtsloser Hund ...“

„...kein Wolf...?“

„...gewesen war. Nein, Wölfe tun das nicht...“ und lacht, „sie entschuldigte sich für ihre Reaktion, sie wusste ja auch nicht, wie lange ich da schon ...ähh.. in Tätigkeit war. - Und dann tranken wir weiter, und plötzlich passierte ein Wunder: Der Champagner schmeckte auf den letzten Schlucken wie Nektar, wie ein Pieselchen von einem Engel!“

In der Tat, der Champagner schmeckte mir jetzt; ich hatte wohl die richtige Stimmung, ich genoss die letzten Schlucke und bedauerte, dass er zu Ende ging. Ich sagte das dem Jan, aber der hatte nur eine obszöne Bemerkung dafür übrig: „Ohne eingeschlafen gewesen zu sein...?“ Das war dann unser letzter Lacher für diesen Abend.

„Ich habe *noch eine* im Keller...“

„... aber nicht heute, das wäre ja Konsum....“, und zum Thema zurück: „schön, Danke, Jan, war doch 'ne schöne Geschichte. Und war die Franziska Dir noch lange Gram?“

„Nein, wir lachen manchmal darüber. Sie hat ein Herz für Lausbuben. - Das ist das Schöne an ihr. Sie kann *wünscht* sein, aber im Grunde ist sie eine Gutmütige.“

Das sechste Frühstück

Am Morgen kündigte sich Marlene und ihr Freund für einen Besuch bei uns an. Ob es am Nachmittag recht sei. Ich fragte Jan danach und der antwortete wie gelangweilt mit einem *ööhh, jaaa*.

So fuhren wir hinaus, um etwas Kuchen zu besorgen, und besuchten dabei die Ruine einer alten Abtei, die ein wunderschönes Gebäude gewesen sein muss. Ich habe noch einmal nachgeschaut, es war die Prieurè de St. Jean Evangeliste de Trizet, Saintonge, ein Bauwerk aus dem ausgehenden 11. Jahrhundert, wie dort vermerkt ist. Ich war mehr als entzückt.

„Jetzt, in diesem Zustand kann man sie besuchen,“ sagte Jan, „als sie noch funktionierte, wäre sie wohl gesperrt gewesen für neugierige Blicke. Verkehrte Welt – nicht wahr?“

Schwälbchen flogen über unsere Köpfe und schienen uns als Zielpunkte zu nutzen. Wir bestaunten ein gut erhaltenes Gewölbe aus schweren Steinplatten. Wir konnten über eine Treppe auch das Oberteil einsehen, bestehend aus der rohen Seite der Steine.

„Das,“ sagte Jan, „das sind die *Ärsche*.“

„Hmmm?“

„Die unbehauene Seite eines Steins nennt man den *Arsch*, den *Arsch eines Steins*.“, und betätschelte mich zwar zärtlich aber etwas unkeusch – für die heilige Umgebung. Er habe diese lustige Anmerkung bei seinen Studien über Backofen-Gewölbe erfahren. Aber, räumte er ein, es könne ja auch sein, dass es den menschlichen Arsch schon vor dem Stein-Arsch gegeben habe? Das wisse er dann doch nicht so genau.

Wir waren vollkommen alleine, dort. Und ich hatte plötzlich Lust auf ihn. Wir standen nah zusammen, küssten uns, den Augenblick genießend. Jan, der das merkte, wollte dann wohl doch mehr als das, aber ich bat ihn, davon abzusehen: Kein Ort – keine Liebe.

Ort schon, meinte Jan. „Nein, Jan, es kann jeden Augenblick jemand kommen oder dort am Waldesrand mit einem Fernglas stehen – ich weiß, ist nur in meinem Kopf, aber um zu Lieben brauche ich einen *Ort*, an dem ich mich verlieren kann.“

Er bat um Nachsicht, er wollte ja nichts erzwingen. Er wollte nicht lästig sein. Schon gut. Schon vergessen. Aber in seinen Augen war eine Traurigkeit, wie ich sie noch nie so erblickt hatte. Er sagte aber nichts. Ich versuchte ihn etwas abzulenken.

„Jan, Du wolltest gestern noch etwas anderes sagen, und wir sind vom Thema abgewichen?“

„Ach, unwichtig. Vollkommen unwichtig. Ich weiß nicht mehr.“

„Wenn Du weißt, dass es unwichtig war, dann weißt Du auch worum es ging?“

„Also, ich weiß es nicht, ich nehme an.“

Nein, er wollte nicht. War er beleidigt? Nein, dass sei er nicht. Er sei nur – er wisse nicht, was er sei.

„Jan, Du klingst traurig.“

Er antwortete nicht sogleich. Und dann: „Ja, bin ich wohl. Es ist mir heute klar geworden, dass unser Spiel endlich ist, nicht irgendwann – sondern bald. Das stimmt mich wohl traurig.“

„Jan, nicht so bald – versprochen. - Wir werden uns heute Abend lieben. Ja? Nicht hier, nicht jetzt.“ Er nickte, aber er sah betrübt drein. Wahrscheinlich auch über den Nasenstüber, die Ablehnung, die unvollendete Lust, die er hatte erfahren müssen.

Ich wandte mich ihm zu, umarmte ihn, bettelte um einen Kuss und sah, dieser Mann, dieser Kerl von Mann hatte ein Träne in den Augenwinkeln..... Ich wischte sie ihm umständlich heraus, so wie bei einem kleinen Jungen, und dann lächelte, etwas verlegen, dieser starke Kerl wieder.

„Erzähl mir, was Du mir gestern erzählen wolltest, bitte. Das wird uns ablenken.“

Wir gingen von der Ruine weg, es führte ein Weg zu dem nahem Wald und am Wald entlang, durch Wiesen. Wir setzten uns auf eine Bank. Und ich merkte, dass seine Gedanken schon um die Geschichte kreisten. Es war sein Element, man hätte ihn nachts aus dem Bett holen können, um ihn um eine Geschichte zu bitten. Er hätte eine Geschichte erzählt und wäre dann wohl wieder leicht eingeschlafen.

Ich werde herausfinden müssen, wo bei meinem Leo der neuralgische Punkt liegt, d.h. der Hebel, mit dem ich ihn ablenken kann.

„Ach, ich weiß nicht. Wenn ich an heutige wirtschaftlich und soziale Verhältnisse denke, dann fällt mir immer ein Bild ein, dass ich mir einmal überlegt habe:

Eine Gruppe Steinzeitmenschen zieht los, um ein Wild zu jagen. Das ist ja nicht das erste Mal, dass sie ausziehen, diese Horde, diese Rotte. Und einen Anführer muss es schon haben. Und sie bestimmen, na wenn?, *GrrGrr*, den Starken. Mehr als Klugheit und Geschicklichkeit zählt Stärke, die notwendig ist, den Leuten zu imponieren, sie auf einen gemeinsamen Weg zu zwingen. Einen klugen und geschickten hatten sie bereits ausprobiert, aber da sie ihn nicht alle gleichermaßen verstanden, hatten sie Streit unter einander bekommen.

Und *GrrGrr* ist klug genug, geschickt genug, er weiß zu beurteilen, ob der Hin- und Rückweg richtig ist, die Fallen richtig hergestellt werden, aber vor allem weiß er - zu führen. Das aber heißt, alle oder die deutliche Mehrheit von seinen Vorschlägen zu überzeugen. Die Stimmung der Leute zu erkennen und zu berücksichtigen. Die Ratschläge der Kumpanen richtig beurteilen. Hätten sie nicht ihn, würden sie vielleicht den nächst starken wählen.

Und alle wissen, dass sie sich auf *GrrGrr* verlassen können. Seine Befehle sind einfach und eindeutig, und wenn es Beute gibt, und die Gruppe nach Hause zieht, ist jeder sicher, dass es Dank dieses Mannes im Lager keinen Streit um die Verteilung gibt.“

„Schön, das gibt es heute auch, das nennt man dann Gruppenleiter.“

„Richtig. Darauf wollte ich hinaus. Angeregt zu diesem Gedanken an die Steinzeitmenschen hat mich mein Ex-Freund Werner. Auf die Frage von ihm, warum ich mich selbständig gemacht habe, antwortete ich ihm, dass es wohl das Natürlichste sei, allein zu jagen. <<Jan,>> hat er gesagt, <<das Natürlichste in der Welt ist, in einer Rotte zu jagen....>>. Und er hat, glaube ich, Recht.“

„Und das war Dein kluger Freund Werner. Du hättest ihn behalten sollen.“

„Ja. Also. Ist ja nicht so schwer das mit dem Gruppenleiter. Nun aber die Frage, wie verteilen die Leute ihre Beute im Lager oder besser noch vor Erreichen des Lagers, denn im Lager hat es keifende Weiber, hungrige Kinder, alte Leute mit den immer währenden vorwurfsvollen Mienen?“

„Ganz einfach: gerecht.“ Und ich musste über meine vermeintliche Schlaueit selber lachen. <<Was ist gerecht?>> wird Jan fragen.

„Ja, gerecht,“ sagte Jan wie telepathisch befohlen, „was ist gerecht?“

„Ich denke,“ sagte ich, „darin besteht die soziale Qualität einer Gesellschaft, dieses Problem zu lösen. Sie können sich nun streiten oder so lange quasseln, bis sie eine Lösung gefunden haben. Schließlich wollen sie ja wieder zusammen auf die Jagd gehen, und da heißt es, Kompromisse machen, abgeben können.“

„Ja, richtig, auch nicht so schwer. Aber die Menschen sind keine Engel. Es gibt da verträgliche und

giftige, solche, die den Hals nicht voll bekommen können.“

„Dieses Problem, denke ich, entsteht nur beim ersten oder zweiten mal. Also bei einer Gruppe, die sich nicht gut kennt. Einen Raffzahn wird man beim nächsten Mal nicht wieder mitnehmen, er wird ohne Hilfe auskommen müssen, er wird verhungern, oder wenigstens sich nicht fortpflanzen können.“

„Gewagt, denn dieser Charakter hat sich gut über die Zeiten gerettet. Nein, ich denke, Du wirst mit ihm leben müssen, es kann im Clan auf keinen starken Arm verzichtet werden. *GrrGrr* wird ihn mitnehmen müssen, alleine schon, um Intrigenbildung im Lager zu verhindern; vielleicht wird man ihn unterwegs erschlagen, aber er wird nicht sagen können, *der da bleibt zu Hause – und wartet, bis wir ihm etwas bringen...* Aber nun die Frage: bekommt *GrrGrr* nun mehr als die anderen – oder nicht? Kann er mehr abzweigen, so kann er mehr Kinder ernähren, kann er seine Gene besser über die Zeiten retten als andere?“

„Und Dein Vorschlag?“

„Nein, nicht mein Vorschlag. Du bist die, die Gerechtigkeit will. Sag mir, was ist gerecht.“

Wir diskutierten hin und her und fragten uns, wenn wir nun einen Film darüber drehen müssten, ob wir uns aus der Affäre ziehen könnten, in dem wir die Leute sich voll fressen lassen bis sie alle satt sind, um so das Muster einer Räuber Gesellschaft darzustellen; oder ob wir die Beute den weisen alten Frauen vorwerfen lassen, die sie dann gerecht verteilen, um die Basis der Gerontokratie zu simulieren; oder ob wir dies vom Stammes Ältesten durchführen lassen, vom ersten Diktator der Welt. So einfach aber wird es wohl nicht sein.

Aber über eines waren wir uns einig: wenn der *GrrGrr* nicht deutlich mehr erhält als die anderen, dann wird er beim nächsten Mal nicht mehr als *Führungskraft* antreten, er wird sich hinten anstellen.

180 Filme müsse man da drehen oder ebenso viele Studien machen, meinte Jan, mindestens, denn schon *ein* mieser Charakter in solch einer kleinen Gesellschaft könne für das Grundverhalten der Gemeinschaft ausschlaggebend sein. Und über noch etwas waren wir uns einig: eine Demokratie nach unserem Muster würden wir kaum plausibel über die Bühne bekommen, dafür würde schon die Frau des *GrrGrr* sorgen, die sich nicht einen kompetenten Mann erobert habe, um sich demokratischen Beschlüssen zu fügen, sondern weil sie wohl auch die sonst Raffgierigste sei und für ihre Brut eine Sonderration verlangen werde.

Und das Fazit der Diskussion war: keine Ahnung. Wir gaben auf, unter Hinweis auf die Wissenschaftler, die zwar schnell eine Erklärung auf der Hand hätten, die aber in den meisten Fällen auch nur konstruiert und nicht plausibel scheinen.

Logisch sei nur, dass Probleme in jeder Gesellschaft ausgegoren werden müssten, so lange, bis der Streit um die begehrlichen Produkte ein zumutbares Maß angenommen hätte.

„Darf ich jetzt nach all' unserem Gequassel doch noch einen Vorschlag machen? Mir fällt da was ein“, sagte ich. „Ja? Gut. Also, ich weiß, dass Piraten so teilten, dass ein jeder unabhängig seiner Aufgabe einen Teil der Beute erhielt und der Kapitän zwei Teile. Das wurde in diesen Kreisen als gerecht empfunden. Darauf kommt es an, auf das, was von der Mehrheit als akzeptabel angesehen wird.“

„Wo hast Du das denn her, meine Liebe? Das ist ja genial.“

„Von Deinem Leo, der interessiert sich zur Zeit für Segelschiffe und für Piraten und für Menschenfresser zu See und zu Land.“

„Ach, sag nur. Mein Leo. Oh. Der hat's begriffen. Aber sag mir, was bekommt der Eigner des Piratenschiffs? - Egal, komm, erzähl mir etwas von meinem Leo.“

Der Mittag

Am Nachmittag kam dann der Besuch, und ich erlebte einen ganz anderen Jan.

Da hält ein Wagen vor dem Haus und es steigen aus: Marlene und ihr französischer Freund Jean-Paul, wie sollte er auch sonst heißen. Eher klein als groß. <<Hallo>>, und <<Guten Tag>> sogar auf deutsch. Große Geste und wie schön das Haus sei, und - er mache Urlaub, alleine, er sei jetzt wieder ledig, und interessant, noch einmal, dieses Haus, blablabla, während Marlene den Jan studiert.

Und der Jan? Tiefgekühlt: *Ja, ja, nein, nein*. Keine Miene, kein Lächeln, oder kaum. Mir stockte das Herz, mir tat alles weh.

Ob man einmal durch den Garten gehen könne, fragt Marlene, das sähe von außen so verführerisch aus. Entspannung für's Erste.

Wir spazierten durch den Park, unterhielten uns über die Bäume und Büsche, was schon angelegt gewesen war, und was Jan und seine Partnerin so alles noch hinzugefügt hatten, z.B. eine *mispula germaniae*, ein Jugendtraum von Jan, der diese Frucht liebte, weil man sie ihm beim Sankt Martins-Singen in seinen Nussack getan hatte (*ssinter mähte* und *nötessack* hatten sie es als Kinder gesungen). Nur leider kam er hier nicht in den Genuss der Früchte. Das Klima passe nicht. Die Früchte müssen erst einmal am Baum frieren, und zu dieser Jahreszeit sei weder er anwesend noch würde es hier frieren. Er hoffte aber, dass die Vögelchen etwas davon hätten.

„Jan, Sie bauen einen Backofen, sagt Marlene, können wir den auch bewundern?“

Jan, absolut kühl: „Nein -“. Shocking – für uns alle. Und dann nach einer kleinen Weile: „...nur besichtigen...“

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich hatte ihm diese harsche Art nicht zugetraut. Wieder wurde ich um ein Stückchen reicher.

Aber dann lächelte er ob seines Scherzes, und Marlene verstand, was er sagen wollte: *Bitte keine Lorbeeren, es ist einfach eine Arbeit...*

Natürlich, wir waren bereits achtlos daran vorbei gelaufen, an dieser anonymen Baustelle. Wer schaut schon hin, wenn gebaut wird, an Orten, wo die Leute sich die Finger schmutzig machen?

Jan führte uns wieder hin und erklärte uns ein wenig über das Vorhaben. Wirklich, sein französisch war ja nicht perfekt oder gar fehlerfrei, aber er machte das ganz gut, und Jean-Paul war sehr angetan. Man sah ihm an, dass er diesem Deutschen Respekt zu zollen bereit war. So führte uns Jan auch in sein *Backhaus*, erklärte uns, was alles schon vorhanden gewesen war, als sie das Anwesen gekauft hatten, und was sie alles hatten machen lassen, respektive was er selber gemacht hatte.

„Eine schöne alte Ofentüre, haben Sie die von dem alten Ofen gerettet?“, wollte Jean-Paul wissen. Dabei konnte man nur den Rahmen sehen, die Türe stand irgendwo angelehnt an der Wand.

„Nein, die alte Türe existierte nicht mehr, nur der Rahmen. Der steht draußen, ich kann ihn Euch zeigen. Nein, diese Türe ist ein Geschenk eines Freundes, der bei Pau mit seiner Familie ein altes Bauernhaus bewohnt; er hat sie dort auf dem Dachboden der Scheune gefunden und mir *vererbt*.“

„Das war dann wohl die Initialzündung für den Ofenbau?“

„Ja, aber nur bedingt. Er zeigte mir dort einen alten ins Haus integrierten Ofen gleicher Bauart. Ich war begeistert. Aber das war noch, bevor wir dieses Haus hier erstanden haben. Später dann, als er uns hier besuchte, regte er an, ich möchte doch den alten Ofen ersetzen, er habe auch noch ein alte Türe übrig.“

Ja, es müssen wohl viele Dinge zusammen kommen, damit ein Schuh entsteht.

Jean-Paul, echt Mann, wollte noch gerne in den Backofen hineinschauen. Jan hatte inzwischen die Mauer um das Gewölbe herum fertig gestellt, und angefangen, das Dach darauf zu installieren, so dass man nur wenig sehen konnte.

Aber leider war das Tor ja noch verschlossen durch die Innereien. Ein Holzplatte versiegelte sozusagen die Öffnung. Einlassungen an der Peripherie der Verschlussplatte ließen darauf schließen, dass irgendwelche Rippen von dort ausgingen.

Jan klärte uns auf, dass er für die Formgebung des Gewölbes eine Holzkonstruktion entworfen, ein Negativ-Gewölbe, und gebaut habe, ein *gabarit*, das ihm bei der Erstellung des Gewölbes sehr geholfen habe. Und deren vorderste Platte versperre nun das Backofentor.

Jean-Paul bedauerte den Umstand und fragte, wie er, der Jan, denn die Holzform je wieder heraus bekäme, ob er das heraus brennen müsse, oder wie sonst entfernen, ohne das Gewölbe arg zu verletzen?

„Oh, ja, gute Frage,“ antwortete Jan, „aber wenn ihr 10 Minuten Zeit habt, dann entferne ich die Innereien...“

„Ist denn der Mörtel schon hart genug? Wollen Sie das riskieren?“

„Nein, das *gabarit* trägt nicht das Gewölbe, das trägt sich selber – anders als bei einem Bogen...“

Aha.

„... - wengleich, ich will Euch nicht langweilen...“

Doch, ja, wir wollten dabei sein, und machten ihm Mut, sein Vorhaben nun auch in die Tat umzusetzen.

Jan zerschnitt außen eine Schnur, mit der er, so sagte er, über Federn die einzelnen Spante befestigt hatte. Noch passierte nichts. Er machte es auch besonders spannend, offensichtlich genoss er die Aufmerksamkeit, die ihm hier zu Teil wurde. *Heraus brennen?*, wird er wohl gedacht haben, *diesem Marlene-Bummser werde ich es zeigen!*

Dann zog er vorsichtig an der Grundplatte oder Abschlussplatte, er hatte wohl zu diesem Zweck zwei größere Bohrungen vorgesehen, in die er hinein fassen konnte.

Vorsichtig zog er an der Platte, die Rippen verblieben im Gewölbe, vorerst, so lange, wie sie noch auf den Aussparungen auflagen, und dann, plötzlich, als die Platte genügend weit heraus gezogen war, hörte man im Innern ein Poltern. Wir erschrakten und schauten uns betroffen an.

Jan aber lachte. Erfolg. Die Platte hatte die Rippen freigegeben und diese fielen nun herunter auf den Backboden.

Jan holte den *Krempel* heraus und zeigte uns die Einzelteile. Ein echtes Kunstwerk, dieses *gabarit*, schon für sich. Und Jean-Paul, der die ganze Zeit hoch interessiert zugeschaut hatte, erstaunt ob dieses Vorgangs und dieser Komfortabilität; er wandte sich vertrauensvoll an mich: „Incroyable – ces boches! Hmm?“

„Sans doute“, bestätigte ich lachend.

Dann besichtigten wir noch mit Hilfe einer Taschenlampe das Innere: ein wunderschönes Gewölbe wurde sichtbar und Jean-Paul konnte sich kaum beruhigen vor Lob und Freude, bei dieser Geburt dabei gewesen zu sein. Aber er hatte eine ernste Frage. „Wo,“ fragte er, „ziehen denn die Rauchgase ab; es ist ja gar kein Abzug zu erkennen?“

Jan entspannte sich wohl etwas und relativierte den Giftgrad seines Besuchs sichtlich auf ein erträgliches Maß: „Ja, tatsächlich, habe ich vergessen.“

Aber er schaute nicht ernsthaft besorgt drein.

„Nein, jetzt fällt es mir ein,“ scherzte er, „dieser Ofentyp kommt ohne Abzug aus, den man oft im hinteren Bereich anordnet. Die heißen Gase verlassen das Gewölbe im oberen Bereich des Tores, so dass die kalte Luft im unteren Bereich des Tores eingesogen wird. Das funktioniert. Alle Öfen, die Sie hier in der Gegend bewundern könnten, sind nach dem gleichen Prinzip gebaut.“

Und dann bewunderte der Meister sein eigenes Werk: „Also, so sieht das Gewölbe von innen aus - gefällt mir.“

*

Wir gingen wieder in den Garten und Jan bediente uns am selbst gezimmerten Picknick-Tisch sitzend mit kühler selbst gemachter Limonade aus einer alten Karaffe, in der ein Einsatz mit Eis zum Kühlen hing. Sprachen über dies und das.

Marlene hielt es nicht lange aus, sie wollte das Haus sehen, ohne diese Besichtigung wolle sie nicht wieder abfahren. Ich hatte ihr schon einiges am Telefon erzählt. So staunten sie nicht schlecht über den wunderschönen Kamin und die rustikale Innenkonstruktion des Hauses.

Nach der Hausbesichtigung gingen wir wieder in den Garten. Das heißt, Jan und Jean-Paul holten Kaffee und Kuchen, während wir Frauen etwas Zeit für uns hatten und uns etwas austauschen konnten. Es gab nichts besonderes zu berichten, es ging uns beiden gut; wir bestätigten uns gegenseitig den Abreiseternin. Über meine etwas gespannte Gefühlswelt mochte ich nicht reden.

Wir plauderten über dieses und jenes, und es kam sogar ein bisschen Stimmung auf, so dass ich selber Mut fasste und die Geschichte mit dem kleinen Rotkehlchen erzählte. Die beiden Gäste nickten freundlich, sagten artig etwas dazu. Und ich musste einmal mehr die Erfahrung machen, dass die Spannung, die man bei einem Vorgang selber verspürt hat, sich nicht so einfach auf andere übertragen lässt. Man muss schon sehr viel Engagement hineinlegen, vertraut sein mit seiner Umgebung, um andere zu fesseln. Erzählkunst nennt man das wohl. Bei meinem Wuschelkopf hätte ich das wahrscheinlich auch besser gekonnt – aber hier fühlte ich mich einfach nicht sicher genug – zumal in einer fremden Sprache.

Dann erzählte uns Jan noch zwei kleine Geschichten:

„Nun wohnen wir hier schon fast zehn Jahre und wir genießen diese Idylle immer noch, dieses Gezwitscher, wenn man auf der Terrasse oder im Garten sitzt. Oder auch sonst ist man sehr stark mir der Natur hier verbunden.“ Ob es sich um einen Rehbock im Herbst handele, der unweit von hier steht und röhrt, dass es einem durch Mark und Bein gehen kann, oder die Ringelnatter, die man auf dem Komposthaufen schlafend antrifft, oder die Spuren eines Marders, der über den Kamin in das Backhaus eingedrungen ist, dessen schwarze Pfotenabdrücke und Angst-Hinterlassenschaften darauf schließen lassen, dass er wie wild im Raum umher gelaufen sein müsse, einen Besen umwerfend, was ihn vielleicht in Panik geraten ließ, um dann wieder durch den Kamin zu verschwinden.

Oder die Amsel. Jan hatte eine sich um eine Kirsche bemühende Amsel im Kirschbaum angetroffen und ein Gespräch mit ihr angefangen: Ob sie denn gar keinen Respekt vor dem Besitzer dieses Baumes habe, habe er sie gefragt, ob sie glaube, dass der Baum auch ihr gehöre, oder ob sie sich den Baum teilen sollten. Jedenfalls ließ die Amsel sich nicht stören, eine Kirsche in den Schnabel zu nehmen, was ihr sehr schwer fiel. Die Amsel, ein Weibchen, war fast zum Greifen nah. Schließlich sei die Amsel weg geflogen ohne Kirsche, aber eben nur, um sich hinter einem Baum zu verstecken. Sie habe um den Baum herum geschaut, um zu warten, bis der Herr Besitzer sich entferne. Da hab er er eine Kirsche gepflückt, sagt Jan, und sie in Richtung der Amsel geworfen, aber sehr vorsichtig, wie man halt früher als Junge die Knicker-Kugeln geworfen hat. Und – vollkommen unerwartet sei die Amsel aus ihrem Versteck hervor gesprungen und habe die Kirsche fangen wollen, so wie das z.B. auch eine junge Katze macht. Das habe ihn also schon sehr gerührt.

Ich kannte ihn nun gut genug, um in seinen Augen diese Rührung über seine eigene Geschichte wiederzufinden.

Und Marlene schien das auch so zu sehen, und mit einer Portion non-chalance fragte sie ihn: „Jan, sagen Sie, hatten Sie diesen Hang zur Einsiedelei schon immer, ich meine, auch als junger Mann, oder hat sich diese Sentimentalität erst im Laufe Ihres Lebens entwickelt?“

„Oh je. Einsiedelei? Ich bin seit sechs Wochen hier, seit vier Wochen ohne meine Frau, und seit ein

paar Tagen schon wieder zu zweit. Das kann man doch nicht als Einsiedelei bezeichnen. Aber ich gebe zu, ich liebe das. Ja, ich glaube, man bleibt im Grunde, was man ist. Ich glaube, ich war schon immer so. Nur, im Alltagsleben ist ja die Ereignisfolge so hoch, dass nur schwer etwas Muße aufkommt. Wenn ich mich hier aufhalten kann, vergesse ich schnell die normale Alltagswelt. Aber, zurück in München bin ich auch wieder zurück im Leben, und da geht es im Moment munter zu. Die heiße Realisierungsphase meines Projektes steht vor der Türe.“

Er berichtete kurz, was denn dort sein Job sei. Die beiden *youngster* kamen angewackelt und unterbrachen uns.

„Sie versorgen da zwei kleine Katzen, sehe ich?“

„Ja, die machen mir sehr viel Freude, gerade heute ...“

Dieser Heuchler. Ich schaute sehr verduzt, und die Marlene merkte das, und der Jan auch:

„...schau' nicht so, meine Liebe. Ich habe es Dir noch nicht erzählt: Ich denke heute morgen, ich fange den Katzen mal eine Maus. Man muss sie zum Jagen bringen, die Mutter hat sich ja verpisst. Also lege ich auf die Mausefalle ein paar Haferflocken, - und was denkt ihr, was passiert?“

„Die Katze frisst den Mäusen ihren Köder weg- oder?“, bemerkt wie aus der Pistole die Marlene.

„Richtig, mein Gott, ich dachte, ihr lasst mich das zu Ende erzählen. Soviel Gewitztheit.“

„Das war aber nicht freundlich Ihren Kätzchen gegenüber, sie hätten sich arg verletzen können?“

Der Ton der Marlene war etwas vorwurfsvoll, und Jan reagierte ein klein wenig pikiert. Man musste ihn etwas kennen, um dies wahrzunehmen: „Liebe Marlene, ich würde meinen geliebten Kätzchen nie einen Mause-Kadaver anbieten. Es handelt sich um eine Lebendfalle für Mäuse, - sie steht dort drüben. In meinem Alter denkt man fast an alles!“

Marlene schien beruhigt aber auch ein bisschen betreten ob ihrer Dummheit, vorschnell etwas zu unterstellen.

„Jan, Sie sprechen, als seien Sie schon siebzig,“ warf Jean-Paul ein, „aber ich schätze Sie auf höchstens Mitte vierzig?“

Jan kicherte: „Ja, aber Ende vierzig, das ist fast richtig.“ Das erste mal an diesem Nachmittag, dass ich ihn so sah, endlich, dachte ich, fühlt er sich einigermaßen wohl. Ich hatte schon ein arg schlechtes Gewissen, ihn über Gebühr belastet zu haben.

„Nein, kein Wort“, fuhr er fort, „ich habe Gerlinde versprochen, Sie nicht mit meinem Alter zu behelligen. Aber Sie haben recht Jean-Paul, ich sollte nicht so blasiert daher reden. Ich habe mich von Ihrer aller Jugend verführen lassen. Tut mir Leid. - Darf ich Euch abschließend noch eine kleine Geschichte erzählen? Ich sag dann aber auch nichts mehr...“

Doch, wir wollten. Ich weiß nicht, ob das bei meiner Niederschrift so gut herauskommt, aber er erzählte das sehr flüssig und konzentriert, und man hörte ihm gerne zu.

Er wollte das Haus durch die Küchentür zur Straße hin verlassen, so erzählte er, und so wie er die Türe aufgemacht habe, sei ein Vögelchen an seinem Kopf entlang gesaust – direkt in die Küche, - und, gleich hinterher ein Falke, der beinahe mit seinem Gesicht kollidiert sei. Während nun das Vögelchen dort in der Küche die Kurve bekommen hätte, um wieder nach draußen zu fliegen, habe der Falke sich am Fenster verfangen. Jan sei zurück in die Küche geeilt, habe schnell ein Handtuch gefasst und den Falken damit gefangen. Ganz vorsichtig habe er ihn nach draußen getragen und auf die Mauer gestellt. Das Tuch habe er vorsichtig weggenommen, und dann habe er sich rückwärts gehend entfernt.

Der Falke, es könne auch ein Sperber gewesen sein, sei ganz benommen gewesen, er habe sich geschüttelt und Jan groß angeschaut, als wolle er sagen, *mein Gott, bist du ein komischer Kauz*. Schließlich habe er die Flügel langsam aufgemacht, sie wohl auf Flugtauglichkeit überprüft und sei

dann in einer eleganten Steilkurve abgeflogen.

Zum Dank für die gute Behandlung komme er nun einmal die Woche, um Jan jeweils von einem seiner vermeintlichen Plagegeistern, den Spatzen im Dornbusch vor dem Haus, zu befreien. Elegant fliege er mit einem Spatz in den Fängen ganz knapp über die Mauer, um dann im Tiefflug die Straße (eigentlich ein landwirtschaftlicher Arbeitsweg) entlang in die Prairie zu fliegen.

Anmerken muss ich noch, dass deutlich zu erkennen war, Marlene und Jean-Paul schienen ein glücklich turtelndes Pärchen zu sein, das sich in der Abwesenheit von Alltagsorgen gut verstand.

Schließlich schickten die beiden sich zum Aufbruch an, bedankten sich für die freundliche Bewirtung und umarmten uns. Jan, etwas steif, verabschiedete die beiden freundlich aber nicht überschwänglich. Und als sie abfuhren und noch aus dem fahrenden Wagen heraus zurück winkten, da glaubte ich, in Jans Augen eine Träne zu sehen.

„Jan?“

„Ja?“, seine Stimme schien leicht belegt zu sein.

„Jan, Du wolltest diese Leute eigentlich gar nicht hier haben – ist das richtig?“

„Ja.“

„Und jetzt bist Du traurig, dass sie gehen – ist das auch richtig?“

„Ja.“

Und dann löste sich die Träne in seinem Auge, rollte hinunter – direkt in mein Herzchen. Mit einem kleinen Schauer zarter Küsse überspielte er seine Verlegenheit.

Ein ganz anderer Jan war da plötzlich für mich geboren.

Der Abend

Und dann heizte der Jan noch einmal sein Barbecue ein. Ich bereitete uns einen Salat, deckte den Terrassen Tisch, holte einen weißen Wein frisch aus dem Keller.

Und bald schon schmausten wir gegrillten Fisch mit etwas Brot nur und dem Salat.

Wir sprachen über Marlene und Jean-Paul, wie sie wohl Spaß mit einander haben mögen, und dass ihre Bekanntschaft doch eher von begrenzter Natur sein dürfte. Jan fragte sich, wie diese beiden doch recht verschiedenen Typen zu einander gefunden haben mögen.

„Jan?“

„Ja?“

„Sag mir, Dein Stiefsohn...“

„...ich habe keinen Stiefsohn; Franziska hat einen Sohn, bitte...“

„...also gut, Deine Skepsis diesem Jungen gegenüber muss doch einen tieferen Grund haben, ich bin da ganz sicher. Hast Du schon einmal nachgedacht, was das sein könnte? Ich meine, das war doch keine Sache, als er klein war und Du ihn kennen lerntest?“

„Nein, das stimmt. Franziska und ich haben einiges mit ihm unternommen. Wir waren Ski laufen mit ihm, am Meer und ähnliches. Nein, alles war einigermaßen okay. Ich weiß auch nicht, ob da irgendetwas passiert sein könnte. Vielleicht, dass ihm von außen jemand...Aber das ist blöd, wäre ja nur Spekulation...“

„Manchmal gibt es ein abruptes Erlebnis. Verwandte kommen, ihr streitet Euch, der Junge will auf der Seite der Verwandten stehen, sie sind ihm vielleicht näher. Oft auch umgekehrt, kommt darauf an, welche Seite ihnen im Moment näher ist. Ich kenne einen Fall, da wollte der Kleine Junge mit dem Stiefvater gehen, als die Eltern sich trennen wollten.“

„Aber ich habe Dir doch schon von diesen Problemen erzählt. Franziska stand einfach nicht hinter meinen sogenannten Erziehungsmaßnahmen. Sie wollte das nicht, dass ich ihren Sohn erziehe. Er sollte unbekümmert aufwachsen. Zack, fertig, aus...Nein, mehr, der Junge hat das gemerkt. Die Kinder sind nicht dumm.“

Nein, dazu bedarf es nicht des Bewusstseins...

„Und die Großmutter? Großmütter können schon perfide sein?“

„Großmütter. Ja klar. Wenn Du das so sagst. Eines Tages fragte sie mich, falls wir denn ausziehen würden, ob wir ihr denn den Jungen da lassen würden...“

„Ja, das hast Du mir schon erzählt, und dass Du abgelehnt habest.“

„Ja, und sonst weiß ich nichts. Kleinigkeit vielleicht: Ich hatte den Jungen angehalten, mit mir alle Schuhe zu putzen. Wir waren allein, hatten nichts zu tun, und ich dachte, es sei eine gute Idee, so ein bisschen Vater-Sohn-Schuhe putzen zu spielen...“

„Und? War doch eine gute Idee – oder?“

„Scheint nicht. Denn am anderen Tag kommt er aus der Schule, ich mache ihm auf, und er geht Schnur stracks zu seiner Großmutter hoch – -grußlos. Als sei ich für ihn nicht anwesend. Merkwürdig. Vielleicht – ja, vielleicht hatte ihm die Großmutter ja verklickert, dass er das nicht nötig habe. Ohnehin sagte sie einmal beim Essen, er sei doch der Hausherr...“

Aha.

„Jan, weißt Du, was Du da gerade gesagt hast? Etwas ganz Essentielles, Du bist ins Wespennest Deines Problems gestoßen. Weiß die Franziska davon?“

„Nein. Wir haben nie darüber gesprochen. Außerdem, sie hatte dafür keine Antenne – und heute ist es zu spät. Was ihren Sohn anbetrifft, da hatte sie nur Vorbehalte bei meinem Verhalten.“

Ich wollte Jan nicht aufhetzen, ich wollte ihm nicht alle meine Bedenken gestehen, aber ich merkte, dass wir es hier mit einer etwas perfiden Großmutter und einem kleinen Schlaumeier zu tun hatten, die dem Jan keine Chance ließen. Und Franziska war wohl mit sich und ihrer Karriere beschäftigt. Ein weiterer Grund für das Duo, sich auf den Jan zu konzentrieren.

Ich schloss das Thema ab, nicht ohne Jan zu sagen, dass er bei dieser Konstellation wirklich keine Chance gehabt hatte.

Wir sprachen noch etwas über die alte Dame, seine Nachbarin, die nicht wirklich eine Dame, eine Lady, war. Eine alte, abgehärmte Bäuerin, Mitte neunzig, die ein hartes Leben gehabt hatte. Drei Kinder hatte sie groß gezogen, und keiner war in ihre Fußstapfen getreten, sie hatten das Weite gesucht.

Nun lebte sie ganz alleine dort.

Ihr Mann war immerhin neunzig Jahre alt geworden; Jan hatte ihn noch kennen gelernt: ein äußerst sympathischer, würdiger alter Herr.

*

Wir sahen uns die Nachrichten im Fernsehen an. Jan hatte ja Satellitenempfang und so deutsches Fernsehen. Dann schalteten wir auf den französischen Rundfunk um und sahen Teile eines interessanten Filmes. Eine junge Orientalin hatte sich auf ein sexuelles Abenteuer eingelassen und, wie konnte sie anderes geglaubt haben?, war damit aufgefallen. Die Familie ist entsetzt; der jungen Frau droht der Tod.

Die Familie berät, was sie tun kann, um die Ehre der Familie zu retten, und um die Tochter vor bösen Folgen zu bewahren. Der Verführer ist Sohn aus gutem Hause, dessen Eltern hatten alles getan, um ihn auf Größeres vorzubereiten. Ihn an die schöne Kleinbürgertochter zu verlieren, stand

nicht auf dem Plan.

Die beiden jungen Leute brennen durch. Zu hastig, zu wenig vorbereitet. Sie kommen nicht weit. Zu wenig Unterstützung, zu wenig Geld. Verrat. Die Aktion scheitert.

Das Drama spitzt sich zu. Beleidigungen, Demütigungen. Die örtliche Geistlichkeit greift ein – zum Wohle der Ehre der Familie.

Die junge Frau wird überredet, die Familienehre wieder herzu stellen, in dem sie sich zu einem Selbstmordopfer bereit erklärt. Die junge Frau willigt schließlich ein, der Druck ist zu groß.

Die Ausführung eines Anschlages wird vorbereitet. Ein Abschiedsritual findet statt. Dann bekommt die junge Frau den Gürtel und wird über dunkle Wege an den Ort des Anschlages gebracht. Von ihr fremden Personen. Sie machen die Sprengladung scharf.

Einen Augenblick scheint sie zu überlegen, ob sie den Gürtel gerade hier zünden soll, die Hand aufmachen, und das war es dann wohl. Die Leute mit in den Tod nehmen, die selbiges von ihr verlangen. Man sieht an ihrem Gesicht, wie sie kämpft, es tun oder es lassen. Es sind aber nicht die Leute, die ihr das abverlangen, es sind Fremde. Ihr Fremde. Es hätte keinen Wert.

Dann scheint sie sich zu beruhigen. Sie geht. Sie geht zu der Stelle, an dem der Anschlag ausgeführt werden soll. Die Hand verkrampft, um den Zünder nicht zu betätigen.

Die Spannung der Handlung steigt, ist fast unerträglich.

Die junge Frau, offensichtlich im Zweifel, die Tat zu begehen, geht, verlässt den Ort, geht schneller, taucht in der Menge unter. Und der Zuschauer leidet. Er will leiden, sonst würde er kaum diesen Film bis zu Ende ansehen.

Schließlich betritt sei eine Polizeistation und eröffnet den wenigen Beamten, was Sache ist. Aufregung, Flucht einiger der Polizisten, nur einer bleibt beherzt stehen, redet mit ihr, ruft die zuständigen Feuerwerker. Man nimmt ihr den Gürtel ab. Und zwischen dem beherzten Polizisten und der jungen Frau kommt es zu einer Annäherung.

Jeder darf nun darüber nachdenken, was der Film uns eigentlich sagen will. Jedenfalls waren wir beide sehr gerührt. Wir liebten uns mit einer empathischen Tiefe, wie sie einem im Leben nur selten vergönnt ist.

Vor dem Einschlafen schlug ich Jan's Buch auf. Irgendein Kapitel: „Eine weiche Basis“

Die beliebten Biskuitböden beruhen auf einem einfachen Prinzip. Wie bei den Meringen ist auch beim Biskuit die Grundlage Eischnee, jedoch kommt noch ein weiterer Baustoff hinzu: Mehl.

Das Mehl darf erst zugegeben werden, wenn der Eischnee schnittfest geschlagen ist; die Mehlstärke würde sonst die Luft auslassen und der Schaum zusammenschrumpfen. Man vermengt Mehl und Eischnee vorsichtig miteinander, bis die Mischung eine einheitliche Farbe bekommen hat.

Um das Auskristallisieren der Stärke zu verhindern, und um die Masse seidig-weich zu machen, gibt man noch Fett hinzu, meist in Form von geschmolzener Butter. Auch sie muss ganz vorsichtig untergezogen werden, damit sich die Fettmoleküle der Butter nicht mit den wasserfeindlichen Gruppen der Proteine verbinden, so dass der Schaum zusammenfallen würde.. Beim Backen entstehen durch die Proteindenaturierung dauerhafte Bindungen zwischen den Proteinmolekülen, und die Masse verfestigt sich in einer schaumartigen Struktur.

Das heißt, dass im Ofen die Grenzflächen der Bläschen fest werden und so dem Druck standhalten, der durch die Ausdehnung der Luft und der durch die Dampfentwicklung auf sie ausgeübt wird. Normalerweise kühlt sich der Dampf jedoch etwas schneller ab, als die Proteine gerinnen, so dass sich die Bläschen beim Backen noch etwas vergrößern und das Gesamtvolumen der Masse um etwa 10 Prozent anwächst. Um zu sehen, ob der Teig gar ist, sticht man am besten mit einem Holzstäbchen hinein. Bleibt etwas Teigmasse daran kleben, dann ist er noch nicht genügend durchgebacken. Holt man den Kuchen aus dem Ofen, so kühlt er sich ab, die Luftbläschen ziehen

sich zusammen, der Dampf kondensiert. Dadurch lässt die innere Spannung nach, und der Kuchen fällt in der Mitte zusammen, wenn er nicht richtig durchgebacken ist.

Man kann eine solche Enttäuschung vermeiden, indem man absichtlich einige Blasen zum Platzen bringt. Dazu lässt man den Kuchen in der Kuchenform aus etwa 10 cm Höhe auf die Arbeitsfläche fallen. Zwar verliert der Kuchen dabei etwas an Höhe, aber das ist immer noch besser, als ein Biskuit, der später unter der süßen Last seiner Beläge zusammenbricht oder sich unregelmäßig verformt.....

Ich musste so laut lachen, dass der Jan erschreckt aus seinem Bett sprang und ins Zimmer gelaufen kam. Ich erzählte ihm in Kurzform die Geschichte. Franziskas wissenschaftliches Werk mit einiger an Märchen anmutenden Einlage.

Wir lachten gemeinsam und der Jan blieb noch „etwas länger“, was mir auch recht war.....

Das siebte Frühstück

Nach dem Frühstück und eine Stunde oder zwei Arbeit an seinem Projekt fuhren wir wieder nach Saintes, und ich lernte etwas mehr über diese schöne, alte Stadt. Sie war schon unter Augustus die Hauptstadt *Aquitaniens*, dieses *Mediolanum Santonum*. Ich wiederhole dies, um es nicht zu vergessen. Ich mochte diesen Begriff und er geht mir noch heute wie virtuelles Öl über die geistige Zunge.

Die Cäsaren waren schon hier und hatten neben dem Amphitheater auch den Triumphbogen des *Germanicus* hinterlassen, dieser stand einst mitten auf der Brücke über die Charente, war bei einer starken *inondation* samt Brücke in den Fluss gestürzt. Aber man hatte ihn in Teilen aus dem Fluss geborgen und gleich nebenan wieder aufgebaut – aber mehr als Wahrzeichen der Stadt denn als Zeichen eines Triumphes. Einst gegen die Römer kämpfend sind sie heute stolz auf ihre diesbezügliche Vergangenheit, und – manchem scheint man einigen Leuten dort ja anzusehen, dass noch römisches Blut in ihren Adern schwappt. So wie in Köln oder Mainz, denn – solch schöne Frauen hätten die Ureinwohner weder hüben noch drüben auf diese, ihre, schlanken Beine gestellt!

Wir aßen bei Meister Kanther Muscheln, weil wir es uns einmal gut gehen lassen wollten, und ich den Wunsch hatte, Jan einzuladen. Man fühlt sich gut nach solch einer Eiweiß-Infusion. Aber überhaupt, mitten im Sommer Muscheln. Nun fiel es mir ein. Das ist doch keine Jahreszeit für Muscheln? Doch, meinte Jan, das ist hier die Hauptjahreszeit. „Iss nur schön Deine Portion, wisch' Dir Dein süßes Mündchen ab und sei schön brav...“ Wir hatten einen weißen Wein dazu getrunken, waren etwas angeschwipst, am helllichten Tag.

Dann erzählte Jan, wie sie zu dem Haus gekommen waren. Sie hatten Anni und Louis besucht, einfach so für ein paar Tage auf der Durchreise nach Arcachon. Dabei hatten sie sich in Anni und Louis Haus, in den Keller, in die schönen Abende auf der Terrasse, aber auch in die Stadt verliebt; weshalb die Franziska den Jan in eine Agentur schleppte, um sich Häuser anzusehen, die in der Gegend zum Verkauf standen. <<Kommt überhaupt nicht in Frage,>> hatte der Jan dazu gesagt, <<tausend Kilometer von zu Hause kannst du kein Haus unterhalten. Das ist absolut aberwitzig. - Nein! Basta!>>

Aber dann waren sie doch gefahren, mit ein paar Adressen in der Tasche – einfach so, nur um ein bisschen herum zu fahren. Gott sei Dank, nichts habe ihnen beiden gefallen, alles viel zu unpersönlich, oder nicht schön gelegen, oder zu viel mit Reparaturen verbunden. Nein, Gott sei Dank.

Aber die Franziska hatte noch eine Adresse in petto, die sie auch noch anlaufen wollte – einfach nur so, weil man nicht dümmer wird, wenn man sich etwas ansieht – zumal es auf dem Rückweg lag. Und das war *dummerweise* das Anwesen, welches sie heute besitzen. Sie hatten einen Schlüssel für das Haus bekommen, es geöffnet, es besichtigt, im oberen Geschoss einen Laden, ein Fenster geöffnet, sich dort an Ort und Stelle geliebt, und hatten sich danach glücklich wie ein junges

Schwalbenpaar in den Garten gesetzt, unter die Weiden, am *Ufer* dieses kleinen Baches. Und Jan hatte die Franziska gefragt, und er hatte eine Träne in den Augen: <<Wollen wir uns das Haus nicht fertig machen?>>

Und die Franziska habe ganz gerührt geschaut und freudig genickt. Und sie hatten sich umarmt – danach.

Aber es war viel Arbeit an dem Haus. Viel Arbeit vor allem zu vergeben an Handwerker wie Maurer, Elektriker und Zimmermann – obwohl, eine Haushälfte war fertig renoviert, dazu alle Fenster und Türen, wie ich schon angedeutet hatte.

<<In einem Jahr wird das alles fertig sein,>> hatte Jan etwas großmündig gesagt. Aber es hatte fast zwei Jahre gedauert, bis es den heutigen Stand erreichte.

„Und heute, bist Du / seid Ihr immer noch so verliebt in die Stadt, in die Gegend wie damals?“, fragte ich.

„Nun ja,“ antwortete Jan mit einem Zögern, „Liebe ist der Zeit unterworfen, wie bei allen Dingen: Sie altert ein wenig, bekommt Patina, aber darunter, doch, ist das Material vorhanden wie zu vor. - Aber wenn ich mir vor Augen führe, dass ich das ja mal aufgeben muss, Krankheit, Alter, kein Geld oder sonst was, dann wird mir ganz anders. Nein, dann weiß ich, dass ich das alles Liebe. Ja.“

Eine echte Liebesbeziehung, die er da schilderte. Anders kann man die Zuneigung zu seinen Kindern, zu seinem Partner auch nicht beschreiben.

„Und die Menschen hier, sind sie Dir lieb geworden oder eher fremd geblieben?“

„Gute Frage. Kann ich Dir so nicht beantworten. Es ist wohl so, dass man mit einigen ein gutes Verhältnis entwickelt hat, mit anderen weniger. Das ist aber überall so. Franziska hat eine glückliche Natur im Umgang mit den Leuten hier, außerdem spricht sie die Sprache fast perfekt. Das erleichtert natürlich viel. Und über diese Kontakte lerne ich dann auch hinzu – und so geht alles miteinander.“

Ja, das konnte gut sein. Jan hatte sich doch als eher zurück haltend herausgestellt, jemand, der nur schwer Kontakt aufnahm, ohne irgendwie böse oder abweisend zu sein. Auf der anderen Seite war es wohl so, dass er mehr Zeit brauchte, um Freunde zu gewinnen.

<<Freunde?>>, hatte er einmal gesagt, <<Freunde gibt es nur bei Kindern oder in einer Glaubensgemeinschaft. Man kann sich glücklich schätzen, wenn man mit seinen Nachbarn halbwegs gut auskommt. Das ist das schon das *non plus ultra*. Wer glaubt, Freunde zu haben, der ist nicht Erwachsen geworden oder dumm. Glaub' es mir.>>

Er habe vor nicht allzu langer Zeit allen sogenannten Freunden gekündigt. Nun fühle er sich zwar etwas einsam aber frei. Und warum das, wollte ich wissen. Freunde gebe man doch nicht so einfach auf. Das sei ein Gut, das man über lange Zeit sich erworben habe wie ein Anwesen.

„Ja, nein,“ stotterte der Jan. „Wir haben zusammen gesessen, mit den so genannten Freunden, und uns über den Irak-Krieg unterhalten, und irgendwann während dieser Diskussion habe ich festgestellt, dass ich der einzige bin mit meiner Meinung. Alle haben sie den Krieg befürwortet und dann auch noch Sadam Hussein einen Kopf kürzer machen wollen...“

„...und war das nicht recht so? Dieser fürchterliche Mensch...?“

„Oh Gott, hilf mir,“ stöhnte Jan.

Dann unterhielten wir uns ein wenig über die allgemeinen Zusammenhänge und ich weiß nur noch, dass wir wirklich nicht auf dem gleichen Dampfer waren. Es ging um den ersten Irak-Krieg, den zweiten konnte man sich ja noch gar nicht vorstellen.

„Gerlinde, es geht nicht nur um Öl, nicht nur um Bigotterie, es geht darum, dass hier der einzige laizistische Staat im gesamten Islam kaputt gemacht wird. Das einzige Land, in dem die Frauen keine Kopftücher tragen müssen, in dem sie studieren können und den Männern gleichwertig sind.“

Aber die Amerikaner haben keine Ahnung, und dann stören sie sich an dem Begriff Sozialismus, das ist für sie Teufels Werk. Sie laufen nur ihren Eigeninteressen hinterher und machen alles falsch. Denk an den Iran. Da haben sie die Regierung Mossadheg ausgehebelt, weil die ihre Ölquellen in ihrem eigenen Sinne nutzen wollten, wie Saddam auch. Was haben sie erreicht? Die Amerikaner sind in ihrer Gier so kurzsichtig wie Katzen, die sich beim Füttern fangen lassen. Dabei fördern sie lustig diese Terror-Prinzen. Eine kranke Nation, das.“

„Jan, bitte. Und – was hat sich geändert nach diesem Krieg? “

„Wenn Saddam fällt, dann fällt die laizistische Komponente; denn die Schiiten, die ja einen hohen Anteil an der Bevölkerung ausmachen, werden diesen Staat wieder islamisieren.“

Der geneigte Leser wird mir das nur schwerlich abnehmen; denn schon bald nach diesem Gespräch begann der zweite Irak-Krieg mit all den Folgen, wie von Jan vorausgesagt – und mit noch weit schlimmeren, als dieser es zu denken vermocht hätte. Aber irgendwann erfuhr ich, dass er sich hinsichtlich der Verhältnisse im Nahen Osten gebildet hatte, was die Sache um sein Wissen doch plausibler erscheinen ließ.

„Ja, schau Dir an, was sie tun. Sie haben den alten englischen Anspruch übernommen, dass in keiner Region der Welt eine Nation eine Vormachtstellung übernehmen darf. Sie machen die ganze Welt kaputt – diese“, er brach ab, aber ich wusste, was er sagen wollte.

„Man kann das auch anders sehen,“ warf ich ein, „Sie sind wie Schäferhunde, die eine Herde davon abhalten, über die Klippen zu springen. Auf jeden Fall bauen Sie hernach wieder auf...“

„Ja, ja. Sie bauen auf. Mit Care-Paketen und der freundlichen Übernahme von Firmen und Patenten und willigen Helfern mit Dreck an den Schuhen. Was waren sie denn technisch vor dem zweiten Weltkrieg? Eine Drittwelt-Nation. Siedler-Pack. Und wenn du mal 'rüber fährst und über Land fährst, dann schauen da nicht etwas Doris Day und Clark Gable aus Einfamilienhäusern heraus....Die Leute wohnen in Papierhäusern, Holz sagen sie dazu; aus Gipswänden bestehen diese Hütten. Na ja, gegen Erdbeben sind sie besser geeignet als Steinhäuser, da krabbelt man halt ein bisschen blessiert heraus“, Jan lachte bitter: „Eine große Nation, fürwahr. Aber das waren die Römer auch einmal.“

„Aber der Anlass für den Krieg, haben den die Amerikaner etwa erfunden?“; provozierte ich etwas.

„Ja, haben sie. Sie haben Sadam in eine Falle laufen lassen. Alle Medien haben darüber berichtet, wieso weißt Du das nicht?“

Ja, da war etwas mit einer Diplomatin, ich weiß den Namen nicht mehr. Sie soll Sadam grünes Licht für den Einmarsch in Kuwait signalisiert haben. Man hat sie abgelöst. Na und? Dass sie auf Anweisung des weißen Hauses gehandelt haben soll, hielt ich für eine Verschwörungstheorie.

„Verschwörungstheorie? Ja, gut, hast gewonnen, dieses Argument ist ein Totschlag-Argument. Ich gebe auf. Aber einen Trumpf habe ich noch in petto: Es ist nicht so wichtig, ob *ich* recht habe oder *Du* – wichtig ist, dass die Leute das für möglich erachten, - dass sie die Amerikaner für fähig halten, solche durchtriebenen Taten zu begehen!“

Heute sehe ich die Welt auch etwas anders, denn diese Diskussion hat mich angeregt, mich stärker damit zu befassen, skeptischer zu sein. Die Zeitung nicht mehr so oberflächlich zu lesen. Und eines nehme ich noch aus dieser Unterhaltung mit, nämlich, dass ich meinen kleinen Sohn stärker in Unterhaltungen über die Dinge dieser Welt einbeziehe, und versuche, seine Sinne schon frühzeitig und spielerisch zu schärfen.

Eine tiefe Skepsis begleitete diesen Mann durch sein Leben. Aus seiner Sicht war das wohl berechtigt, und heute denke ich auch ein bisschen in diese Richtung, wengleich ich die Hoffnung nicht aufgebe, in einigen meiner Bekannten auch Freunde sehen zu dürfen, die mir im Ernstfall auch helfen werden.

„Freunde, die helfen?“; hatte Jan rhetorisch gefragt, „im Ernstfall helfen auch Bekannte –

vorausgesetzt, sie können sich vorstellen, dass sie auch mal in diese Lage kommen könnten. Falls nicht – dann helfen auch Bekannte nicht, Brüder nicht. Verlass Dich d'rauf. Vater und Mutter helfen Dir, ja, aber die kannst du ja nicht bis ans Ende Deiner Tage mit Dir herumschleppen.“

„Aber die Leute aus Deinem Gesangverein schon....?“, versuchte ich es mit einem Scherz.

„Doch, doch,“ hatte der Jan gelacht, „die schon, ja. Die kommen und singen aus vollem Halse. Aber erst dann, wenn sie eine gute Erbsensuppe riechen.“ Und dann lachte er über seinen eigenen Scherz.

Wir kauften schließlich im Supermarkt ein und fuhren heim.

Der Mittag

Gut gegessen, ein bisschen müde, legten wir uns in die Liegestühle. Ach, ja, einen Kaffee machte uns der Jan, einen richtigen. Mir war aufgefallen, dass er keinen Kaffee hatte bestellen wollen, als Abschluss. Der Kaffee sei ihm hier einfach zu dünn, zu wenig schmackhaft. Nein, das könnten sie nicht, diese geizigen Franzosen. Und seine Augen leuchteten, als er von seinem Cafezinho erzählte, den man überall und immer für ein paar *Centavos* hatte bekommen konnte – in Brasilien. Aber hier....?

„Jan?“

„Ja, Gerlinde?“

„Jan, wenn Du an Deine Zeit in Brasilien oder in Kanada zurück denkst, siehst Du da bei aller Unterschiedlichkeit in der Staatsstruktur auch wesentliche Unterschiede im Verhalten von Menschen?“

„Bezüglich was?“

„Ich meine: allgemein. Vielleicht Freundlichkeit im allgemeinen, mit Fremden, mit Kollegen. Aufrichtigkeit, Aufgeschlossenheit, u.ä.“

„Im Charakter?...“

Ich hatte mich bewusst nicht klarer ausdrücken wollen. Eigentlich war ja die ganze Formulierung eine einzige Heuchelei.

„...Du willst wissen, ob sie freundlicher sind oder diebischer, oder umgekehrt? Disziplinierter sind als wir oder andere – und so, ja?“

„Ja, ich glaube. Aber so direkt wollte ich nicht sein. Also?“

„Denkst Du dabei an die Deutschen oder die Bayern?“

„Machst Du Unterschiede?“

„Ja, ganz gewaltige. Eigentlich ist Deine Frage schon beantwortet. Nein – bitte, Gerlinde, frag' mich etwas, was ich auch beantworten kann.“

„Na, gut. Ist ja nicht so wichtig. Ich wollte vielleicht etwas von dem Stimmungsbild erhaschen, dass sich Dir bei Deinen Unternehmungen geboten hat. Vergiss es.“

Jan war ja nicht wie ein Geschäftsreisender in die Welt gefahren, sondern als Auswanderer, der sich mitten in die Gesellschaft begeben hatte, mit den Menschen um den Arbeitsplatz konkurriert hatte, um dann wieder etwas von seinem Lohn der Gesellschaft hatte zukommen lassen. Sehen die Leute das in aller Welt gleich, oder reagieren die Gesellschaften in diesem Punkt verschieden? Zwei Auswanderungen sind nicht *die Welt* – aber fast, würde Jan wohl sagen.

Jan wird mir nur einen Satz dazu sagen wollen, dass man überall erst einmal ein Fremder ist und einem die Leute freundlich begegnen im Glauben, du wirst bald wieder abreisen. Ich sollte den Captain Cook nach seinen Erfahrungen auf Hawaii fragen. Ich werde das mal angelegentlich meinem Sohn anraten und gebe das hiermit mal so ungeprüft weiter.

Natürlich hätte er schon wesentliche Unterschiede festgestellt, Brasilien, Kanada und jetzt Frankreich. Oder in England, wo er als Soldat während der Werftliegezeit seines Schiffes *den Postbuddle*, machte – und er machte es gut.

Sie lagen in der Werft von Liverpool, also außerhalb der Stadt, wo das alte englische Schiff, ein alter Minenräumer und U-Boot Jäger, das den Krieg überlebt hatte, überholt wurde. Englische Werftarbeiter zu zwei Drittel fleißig bei der Arbeit, und zu einem Drittel faul in den Räumen sitzend, liegend, rauchend, trinkend. Es war die Zeit der starken Gewerkschaften, die Zeit, während der der starke Arm der Arbeiter das Land lahmlegte, wann immer er wollte. Und so musste die Werft Arbeitnehmer beschäftigen und bezahlen, für die es keine Arbeit gab. Die Frage, warum die Leute nicht einfach zu Hause blieben, konnte der Jan nicht beantworten. Jedenfalls war festzustellen, dass es sich nicht um Arbeitslose handelte, die über ihre eigene Versicherung bezahlt wurden, sondern um festangestellte, unkündbare Arbeitnehmer, für die explizit die Werft aufkommen musste.

Es war die Zeit, in der sein späterer Chef, Mister Squib, England für wirtschaftlich tot erklärt, seinem Heimatland zu Gunsten der Stadt Montreal den Rücken gekehrt hatte, um hier als erfolgreicher Manager etwas bewirken zu können.

Jan machte seinen Job in der Stadt als Beauftragter für alle Angelegenheiten, die für den täglichen Bedarf notwendig waren. So hatte er täglich die britische Admiralität zu besuchen, um dort vertrauliche Mitteilungen vom Stützpunkt abzuholen, oder zum Versenden dort abzugeben. Die beiden Damen im Vorzimmer, eher blonde Schönheiten, seien ihm zu erst äußerst frostig entgegen gekommen, um ihn dann bald aufzuklären – wir sprechen vom Jahr 1963 – dass man einen deutschen Unmenschen erwartet habe, dass man sich schwer tue, in einem Deutschen einen Menschen zu sehen, nach all' dem, was passiert war. Aber schließlich lernten sie ihn mögen und bereiteten ihm jedesmal einen echten englischen Tee zu: zu viel Milch, zu dünn, zu süß, aber heiß.

Und dann war da dieses besondere Erlebnis an einem späten Nachmittag in der Stadt. Es war kalt und regnerisch an diesem Tag, und er war in eine Kneipe geflüchtet, um dort auf den Buss zu warten, der ihn zurück zum Hafen bringen sollte.

Jan setzte sich an den Tresen, bestellte ein Bier, er bekam ein Bier. Der Wirt sprach in an, fragte ihn, ob ..Ja, sagte der Jan, richtig, er sei deutscher Soldat. Ja, sagte der Wirt, er habe in der Zeitung gelesen, dass ein deutsches Kriegsschiff im Hafen läge.... Sie machten etwas small talk, bis ein ältere Dame, klein, zierlich, etwas verhärtet, von ihrem Platz, einem kleinen Tisch am Fenster aufstand, ihn aufforderte, sich ans Klavier zu setzen mit den Worten, er möge etwas spielen, sie sehe, er sei Deutscher, und alle Deutschen könnten Klavier spielen. Aber Jan konnte nur *Hänschen klein* spielen.

In dem Augenblick, in dem er aufstand, um sich zu entschuldigen, kam eine sehr schöne, große, dunkle, schlanke junge Frau in die Kneipe, etwas hektisch. Sie brauchte nicht viel Zeit, um den Weg in die mit *privat* gekennzeichnete Türe zu finden. Jan staunte, ganz einfach. Und staunte noch einmal, als ein Mann, groß, dunkel, kräftig, schon älter, von seinem Tisch aufstand, zum Tresen kam, in seine Jackentasche griff, Geldscheine hervor zauberte, einige davon auf den Thesen legte, und der Frau folgte. Der Wirt steckte das Geld ohne jegliches Anzeichen von Ungeduld ein, so als würde er eine lästige Zigarettenkippe fort wischen.

Nun wusste Jan, wo er hinein geraten war. Seine Sinne schärften sich ein wenig. Es dauerte nicht allzu lange, bis die beiden – zeitlich verzögert – wieder erschienen. Der Mann kehrte zu seinem Bier zurück, die junge Frau wieder zu ihrer Straße.

Und dann kam die ältere Frau, die den Jan zum Klavierspielen aufgefordert hatte an den Tresen, stellte sich neben. Als sie ihn ansprach, wusste Jan, dass sie ihn wohl einladen wollte, mit ihm ins *separé* zu gehen. Diese kleine Vertreterin dieses kleinen giftigen Volkes?, eine Oma auf dem Strich?

Nein, es kam anders. Die ältere Dame bat ihn, sich zum ihm an den Tisch zu setzen. Später glaubte

er, ein gewisses Flehen in der Stimme erahnt zu haben. Jan hatte sein Bier genommen, und war ihr gefolgt. Bis zum Eintreffen des Busses hatte es noch etwas Zeit.

Und diese ältere Frau, zierlich, verhärtet, erzählte ihm vom Krieg, ihm, dem Jan, der den Krieg als Kleinkind im Bombenhagel erlebt hatte. Sie erzählte von ihrem Sohn, der im zweiten Weltkrieg als Seemann zur Marine eingezogen worden war, und als See-Soldat gefallen sei. Und davon, dass sie alle Deutschen verflucht und bis heute gehasst habe.

Aber nun wolle sie ihren Frieden mit den Deutschen machen, es sei nicht gut, mit diesem Hass sein Leben zu beenden, und – sie sei ja nicht mehr so weit entfernt vom Ende ihres Lebens.... Jan hörte ihr interessiert zu, nickte, bestätigte ihre Gefühle, sprach davon, dass er als kleiner Junge unter den Bomben der Alliierten gelitten hatte, unendliche Angst gehabt hatte.

Seine Zeit in der Kneipe war um, er musste seinen Bus bekommen. Er holte aus der Tasche einen Geldschein hervor, hob sein Bierglas hoch, hob den Bierdeckel hoch, legte den Geldschein darunter, stellte das fast leere Bierglas darauf, entschuldigte sich, dass er gehen müsse, stand auf, wünsche der alten Dame alles Gute, küsste ihre Stirn – und ging.

Und dann nach dem er seine Geschichte erzählt hatte, liefen ihm ein paar dicke Tränen über die Wangen. Ich wusste nicht, sollte ich lachen oder mich beherrschen? Ich stand auf, strich ihm über seinen Kopf, gab ihm einen Kuss, so wie ich es auch bei meinem Leo machte, wenn der die Tränen einfach laufen ließ – um sich psychisch zu erleichtern. Ist das Schwäche? Oder Stärke? Oder gar beides in einem?

„Jan, meinst Du nicht, dass die alte Frau, trotz aller Rührseligkeiten, versuchte Dich anzubaggern? Vielleicht so gar zu einer Intimität zu verführen?“

Der Jan lachte etwas gezwungen und entschuldigte sich für seine Nervenschwäche. Er könne diese Geschichte normalerweise gar keinem erzählen, weil ihm eben genau das zu passieren drohe. Aber ja, der Gedanke sei ihm auch gekommen, aber, er gestehe, erst im Nachhinein. Er sei von Hause aus auf so viel *Abstrusität* nicht vorbereitet gewesen. Nein, er glaube, vielleicht, doch nicht. Nein, an so viel Verkommenheit wollte er einfach nicht glauben.

Wir machten noch einen Spaziergang in der unmittelbaren Umgebung, dann arbeitete der Jan noch *n'importe quois* im Garten, am Haus, ich weiß es nicht mehr. Duschte sich und kam zum Tee.

Der Abend

Wir aßen zu Abend und Jan bot mir *hareng fumé* zum Probieren an. Aber dass war mir doch zu fremd und ich wollte nicht. Mit Zwiebeln belegt? Nein? Auch nicht.

Schade, sagte der Jan, er sei damit aufgewachsen, das heißt Hering in allen Variationen.

Ob ich denn etwas probieren würde, wenn er die Flasche Champagner aufmache, wollte er wissen. Aber nein, die Flasche sollte wir aufheben bis zu unserem letzten Abend in seinem Haus. Gut, meinte er, ob wir dann Austern essen wollten – eben – an diesem letzten Abend.

„Nein, bitte, Jan, Austern, nein, die möchte ich doch nicht probieren.“

„Gerlinde, das kann ich Dir auch gar nicht näher bringen. Rohe Austern kann ich auch nicht essen. Ich habe das einmal versucht, so wie Schnecken. Ich habe mich erst einmal halb betrunken, bis ich es überhaupt gewagt habe, etwas davon in den Mund zu nehmen. Aber es hat nicht funktioniert, sie wollten nicht hinunter. Man kann das nicht zwingen. ABER: Austern gebacken, das ist eine Delikatesse, zu der ich Dich gerne überreden würde – nun? - Schmeckt wie die Miesmuscheln, nur etwas anders halt.“

Ich zögerte, wollte nicht, wollte ihm einen Gefallen tun. Nein, ein Gefallen sei das nicht, das sei viel Arbeit; aber er würde uns beiden gerne diese Arbeit machen – wenn ich ihm ein wenig helfen würde. - Nun?

Was würde Marlene sagen, wenn ich ihr davon erzählte? Sie würde mich auslachen, im günstigsten

Falle, dass ich diese Gelegenheit nicht wahr genommen habe. *Ich stimmt vorsichtig zu – sous reserve!* Jan lachte.

*

Das Thema Auswanderung interessierte mich aber immer noch, es war nicht beantwortet worden

„Jan?“

„Ja?“

„Erzähl mir noch ein bisschen über Deine beruflichen und allgemeinen Erfahrungen als Auswanderer.“

„Oh Herr, Du stellst Fragen. Ich erinnere mich kaum an etwas. Man kommt da ja mit einer ungeheuren *Verve* in das neue Heimatland, überfällt die Leute mit seiner Euphorie und nimmt die eigentlich Realität gar nicht richtig wahr. Die erschließt sich einem wohl erst nach ca. einem halben Jahr, frühestens....“

„Du willst sagen, dass Du die Leute erst nach und nach wirklich kennen lernst, ihre Eigenheiten und Vorbehalte usw.? Und, wie war das mit den Job-Angeboten? Nachfrage? Ablehnung? Desinteresse?“

„Oh. Die Brasilianer als solche, für die war ich einfach Luft, die hätten mir keinen Job gegeben. Ich hätte dort verrecken können, sie hätten mich verhungern lassen. Du spürst das einfach. Und das ist ein Teil des Wohlbefindens oder eben nicht. So lange du mit den Taschen voller Geld daher kommst, will jedes Mädchen Dir ihre Liebe schenken, aber wehe, du bist Mittelmaß. Nein, Arbeit angeboten haben uns die eigenen Leute. Die Deutschen den Deutschen, die Belgier den Belgiern, usw..“

Das waren wohl die Firmen, die für die Anforderungen den Zuwanderer verantwortlich waren. Eigentlich verständlich. Kaum anzunehmen, dass man sich in Südafrika auf dem Arbeitsmarkt anbietet und von einem Schwarzen einen Job angeboten bekommt. Das ist sicher sozial zu begründen. Aber – ist das nicht doch Rassismus? Was anderes soll es sein. Nein, es findet innerhalb einer Rasse statt, diese Nichtbeachtung, Nichtwürdigung. Es ist wohl einfach Fremden-Unsicherheit oder auch eine gewissen Empathie-Losigkeit gegenüber ihnen.

„Und in Kanada war das anders?“

„Ja, ich hatte das Gefühl, ich bin unter meines gleichen, zu Hause. Da ist schon ein Unterschied. Aber Du hast es dort mit Anglo- oder Franco-Kanadier zu tun, und – Arbeit geben die Dir auch keine. Dennoch, meine Wirtin war'n Schatz. Aber wie es im Ernstfall gewesen wäre, weiß ich auch nicht. Doch, da fällt mir eine Geschichte ein. Soll ich? Eine ganz kleine nur: Also.

Ich hatte mir den Rücken so verbogen durch Ski-Hinfallen und durch die beschissenen Sitze meines Riesenautos, dass ich keinen Pubs mehr machen konnte, ohne fürchterliche Schmerzen zu haben. Mein kleiner schwarzer Kollege schickte mich zu einem Heilpraktiker, dieser: ein Nordmensch, der schon eine National-Mannschaft fit gemacht haben soll. Und der brachte mir bei, welche Übungen ich machen sollte, um wieder fit zu werden. Es half nichts, es wurde schlimmer...“

„Lag das an den Übungen?“

„Nein, die Übungen waren super, nur, wenn der Rücken erst einmal entzündet ist, dann....Egal, hör' zu.“

Dann ging ich zu einem Arzt, so wie es vorgeschrieben ist von der gesetzlichen Krankenkasse. Der schickte mich ins Krankenhaus. Dort nahm sich mir ein nordischer Typ von Arzt an, ganz rührend. An den denke ich heute noch - positiv. Aber stellvertretend wurde ich von einem Kollegen behandelt, und das war so ein kleiner giftiger Franzose. Pass auf: Wie ich also versuche, am Spülbecken den Wasserhahn aufzudrehen, schaut er mir zu, und sieht mein Problem. Diese Einhand-Wasserhähne gab es damals bei uns noch nicht, oder ich kannte sie einfach noch nicht. So

drehte ich den Hebel nach links – nichts, dann nach rechts – nichts. Und bevor ich noch begriff, dass man den Hebel nach oben drehen muss, fragt mich dieser Arsch: <<Und Sie wollen ein Ingenieur sein?>>.

Weißt Du, wie tief das geht, diese Häme? Ich hatte diesem Bonsai-Franzosen doch gar nichts getan. Er war im Prinzip *mein* Arzt! Er konnte sich nicht beherrschen, seine Vorrangstellung zu dokumentieren oder seine mangelnde Körpergröße durch angeblichen Vorsprung an Intelligenz wett zu machen.

Ermordet hätte ich ihn schon ganz gerne. Heute noch.“

Ja, das ist für Außenstehende nur schwer zu erahnen, wie tief solche Bemerkungen in tödliche Demütigungen übergehen können. Und dann wundert man sich, wie Kinder oder besser Jugendliche zu Amokläufern werden können. Ein Thema, das uns Lehrer immer beschäftigt, und für das wir keine wirkliche Erklärung finden, zumal wir ja nicht immer dabei sind, wenn Kinder sich gegenseitig mobben. Aber der Jan hatte ein Antwort, wie sollte er auch nicht, dieser Denker:

„Ist doch ganz einfach: Wir sind mit allem ausgerüstet, was das Überleben in Notsituationen sichert oder hoch wahrscheinlich macht. Dazu gehört die Panik wie auch der Amok. Wir müssen uns um die Gründe kümmern, nicht um die ...“

„Ja, mein Jan. Sag', was hast du ihm geantwortet?“

„Nichts besonderes. Ich sei halt nur ein deutscher Techniker und keine kanadischer Arzt, habe ich wohl geantwortet, oder so ähnlich.“

„Ein Techniker?“

„Ja. Jeder im technischen Beruf ist ein Techniker. Im Nebenberuf bin ich Semmel-Techniker.“

„Schön. Aber warum hast Du denn Deine Berufsbezeichnung so unter den Scheffel gestellt?“

„Unter welchen Scheffel denn? Es war verboten, sich Ingenieur zu nennen. Ingenieure, das waren nur die in Kanada approbierten Ingenieure, egal ob Master oder Bachelor. Die deutschen durften sich diesen Titel nicht anmaßen. Es sei denn,..“

„Aber Eure Arbeitskraft wollten sie schon, oder? Es sei denn....? Hast Du Dich nicht anpassen können, irgendwie?“

„Aber ja, da gibt es eine Institution, eine Art Innung, die sich der Bewahrung dieser Titel annimmt. Und bei der hätte ich den kanadischen Titel erwerben können. Ich habe mit den Leuten gesprochen und mir sogar die Prüfungsunterlagen geben lassen. Darin waren Beispiele über Prüfungsfragen abgedruckt. Aber...“

„Aber was? Zu schwierig? Oder reichten die Sprachkenntnisse nicht aus?“

„Sowohl als auch. Ich habe kaum die Fragen verstanden. Aber das Ausschlaggebende war, obwohl in Kanada das metrische System eingeführt war - waren bei diesen Beispielen alle Dimensionen in englisch gehalten. Da rechne mal auf Anhieb mit Inches, Square Inches, Cubic Inches, Pounds, Gallons und Pints und all diesem *fucken-shit*....pardon. Und nicht nur, ist ja klar, alle technischen Beiwerte. Da hast du überhaupt keine Chance. Das heißt, ich habe Deutsche Ingenieure getroffen, die das geschafft hatten. Aber, ich hab's halt sofort aufgegeben.“

„Das heißt eigentlich, Du wolltest nicht in Kanada bleiben. Sollte es ebenso wie Brasilien nur ein Intermezzo für Dich werden?“

„Das wusste ich damals nicht so genau. Hätte ich einen tollen Job gefunden, wäre die Franziska mit Sohn nachgekommen, oder hätte ich sie und sie mich vergessen können – wer weiß. In Kanada jedenfalls hätte ich leben können.“

Ja, das war zwar ganz interessant. Für meinen Leo wird ja vielleicht auch irgendwann die Frage anstehen, ob er mal ins Ausland geht, für kurz oder lang, zum Studieren oder gar zum Arbeiten. Dennoch, ich wollte noch einmal zurück zu diesem kleinen schwarzen *Bonsai-Doktor*.

„...meinst Du, Du findest diese Art von Aggression nicht auch in Deutschland?“

„Doch, schon, besonders in Bayern, da hat es auch die kleinen Hutzelmännchen.“ Er schmunzelte etwas verlegen. „Ich bin dort als 'verdammter Preuße' titulierte worden, von einem Haxen-Brater, allerdings einem Kerl von einem Baum, der trotz aller Gerüche um ihn herum einen Preußen auf 30 m riechen konnte.“

„Was war der Anlass?“

„Eigentlich keiner. Er machte wohl eine Pause, saß an seinem Tisch, und ich hatte die Frechheit, mich seinem Stand zu nähern, um etwas zu bestellen...“

Ja, das findet man heute noch in unserem schönen Land, dass sich bei Leuten mit einer ausgeprägten ethnischer Zugehörigkeit eine Aversion gegen eine andere Gruppe oder andere Typen bewahrt hat. Rassismus? Bestimmt nicht. Überkommenes Clan-Denken, vielleicht.

*

„Jan?“

„Ja!“

„Jan, sag', Du hast angedeutet, dass Du mit der hiesigen Gendarmerie zu tun hattest, was war da los?“

„Hatte ich Dir doch gesagt – oder? Nicht so ganz? Also, jemand ist ins Haus eingebrochen, hat sich für meinen Computer interessiert, alles durchwühlt, aber offensichtlich nichts gestohlen. Ein anderes Mal ist jemand über die Mauer gesprungen und hat alles mitgenommen, was nicht angebunden war: Eine Beton-Mischmaschine, eine antike Petroleumleuchte mit einem wunderschönen Glassockel, einen kostbaren Blumentopf, solch einen großen, dabei hat er die Pflanze kaputt gemacht, eine antike Gießkanne, blau emailliert, den Mülleimer aus Deutschland, mehr weiß ich jetzt nicht.“

Ja, und dann haben sie in Saintes meinen Wagen aufgebrochen...Habe ich Dir aber erzählt – oder?“

„Hast Du, Jan. Hast Du. Unglaublich. Oder doch nicht?“

„Wir haben hier offensichtlich eine höhere Klein-Kriminalitätenrate als in Deutschland. Aber ich weiß das nicht, ich kenne keine Statistik.“

„Ich dachte. Ich habe das in einer Zeitung gelesen: Frankreich soll nicht nur Europameister im Autounfall sein, sondern auch im privaten Diebstahl – neben Griechenland.“

„Neben was? Griechenland, kaum zu glauben?“

„Ja, und zwar nach der Öffnung der Grenzen zu Albanien.“

„Aha. Alles, was mir bekannt ist, ist, dass selbst die Franzosen in Paris die Welthauptstadt des Betruges an Ausländern sehen.¹⁾ Da steigen in den Restaurants und Bistros die Preise vom Nachmittag zu Abend um 50 %, auf der Terrasse sind es allemal 50 % mehr, für einen kleinen Kaffee rechnen sie dir umgerechnet DM 22!. usw; und wenn sie glauben, du seist ein dummer Ausländer, dann vergessen sie einfach, dir das Rückgeld zu bringen. Alles selbst erlebt, auch in der Provinz.“

Aber Du hast es selber gesagt, Anonymität führt zu Fehlverhalten. Da gibt es sicher noch etwas anderes: mangelnde Identifikation möchte ich das nennen, wenn z.B. zwei Volksstämme auf einander treffen, die sich nicht schätzen und auch kein Gefühl für einander entwickeln können.“

Ja, aber das hatten wir schon, das Clan-Denken und die Indolenz gegenüber Fremden.

„Ja gut, aber das rechtfertigt doch nicht, sich kriminell zu verhalten.“

„Nein, das nicht. Aber es sagt etwas aus über unseren Charakter als Mensch. Nicht als Deutscher, Bayer, Franzose, Schwede usw., als Mensch als solcher.“

„Man kennt aber seinen eigenen Charakter am besten. Schließt Du auf andere?“

Eigentlich wollte ich nur einen Scherz machen, aber ich stach in ein Wespennest.

„Ja, ja, schon recht. Ich kenne mich aus. Ich habe einmal einen Engländer um eine Mark - systematisch – betrogen. Ich hatte als Tankwart gearbeitet und bei Kassieren behauptet, er habe mir nur 29 Mark gegeben anstelle von 30 Mark...(alles in DM Münzen)“

„Einfach so, ohne Grund?“

„Grund? Man hat immer einen Grund. Ich hasste diese Engländer. Sie waren Besatzungsmacht in Westfalen, obwohl sie sich dort äußerst neutral verhielten. Sie waren verhasst, weil ihre Bomber das ganze Land zerstört hatten, darunter auch meine Heimatstadt...“

„Euer Haus auch?“

„Beinahe! Eine 250 kg Bombe ist in den Garten gefallen, nicht explodiert – sonst...ich weiß nicht, was mit mir wäre. Das Haus hatte einen Riss von oben bis unten. Und dann, zu allem Überfluss hatten englische Soldaten mein Paddelboot geklaut. Wir hatten als junge Leute einen Bootsurlaub auf der Weser gemacht. Zelteten in der Nähe von Minden, glaube ich, und waren tagsüber in der Stadt. Als wir nach Hause...also zum Zelt kamen, da war das Boot weg, geklaut.“

„Und wie kommst Du da auf Engländer?“

„Ja, gut, wir haben das Boot wiederbekommen. Leute hatten es entdeckt und der Polizei gemeldet. Es war in einem Gebüsch versteckt. Gefunden darin hat man Hinterlassenschaften von englischen Soldaten. Dazu erfuhren wir später, dass zwei Soldaten desertiert waren...etc.“

„Schön, aber das rechtfertigt immer noch nicht, dass Du Zivilisten betrügst, die ins Land kommen, weil sie vielleicht Deutschland kennen lernen wollen.“, ich war *upset*, schlimmer noch, ich war einfach enttäuscht.

„Ja, nein. Das rechtfertigt gar nichts. Sage ich doch. Ich habe das bisher keinem Menschen erzählt, nicht einmal meiner Mutter. Hätte ich Kontakt zu einem Pfarrer gehabt, hätte ich es ihm beichten wollen. Ich schäme mich bis heute. Nein, es war so, dass ich betrügen wollte. Ganz einfach. Ich hatte bis dahin noch niemanden betrogen, und ich habe bis heute auch nie wieder jemanden betrogen. Und es fällt, mir unendlich schwer, Dir dies zu beichten...Aber es war mein mieser Charakter, nicht die Beziehung zu diesen Leuten! Das wollte ich damit sagen...“

Hätte er, fragte ich mich automatisch, es doch besser gelassen, mir diese Geschichte zu erzählen? Zu seinem und meinem Besten? Nein, nur zu meinem. Ich wollte das gar nicht wissen. Ich wollte mit dieser Einschränkung nicht behelligt werden. Ich wollte nicht wissen, dass Pflanzen auf dieser Erde auf Dreck wachsen, den wir ihnen bieten.

„...und wenn meine Beichte einen Sinn machen soll, dann den, dass Du es – unserem – Leo erzählst, es Deinen Kindern in der Schule erzählst...“

„was...?“

„... dass eben Kriminalität das bleibt, was es ist, auch wenn man meint, einen Grund dafür gefunden zu haben.“

Diese Ehrlichkeit wiederum löste meinen Schock etwas, relativierte. Er schien richtig tief zu leiden; er entleerte sein Gewissen und kippte mir diesen Kübel vor die Füße. Okay – erst einmal.

„Und Du meinst, dass mangelndes Miteinander in Frankreich diese hohe Rate begründet?“

„Um Gotteswillen, ich weiß es nicht. Wahrscheinlich ist die Aufklärungsrate zu gering, so dass die Leute eine geringere Hemmschwelle haben. Die Leute, die mir das Auto aufgebrochen haben, wollten sehr wahrscheinlich einen GTI fahren. Man hat uns einen funkelnagelneuen Rasenmäher geklaut, und ich glaube zu wissen, wer das war; nämlich unser Dachdecker, der wusste, wie man in die Garage kam. Ein notorischer Dieb, wie jemand ihn im Nachhinein beschrieb.“

Der Mann, der ins Haus eingebrochen ist, war wahrscheinlich ein anderer Arbeiter, der am Haus gearbeitet hatte; er hat mit untrüglicher Sicherheit – ohne lange zu suchen – die Schwachstelle gefunden, die er von seinen Arbeiten am Haus kannte.
Und das alles kann Dir in Deutschland auch passieren.“

„Ja, das ist aber doch schon erheblich. Hast du den Golf denn wiederbekommen?“

„Nein, ja. Sie haben ihn erst gar nicht klauen können. Sie haben nicht gewusst, dass man einen VW nicht klauen kann. Die hintere linke Scheibe war entfernt, fein säuberlich herausgeschnitten. Das Lenkrad war verbogen, die Kabel herausgerissen. Aber sie konnten das Lenkrad nicht mehr bewegen. Das ist so konstruiert – von solchen Erfindern wie mir.“, er lachte, sich selbst verulkend. Scheinbar nahm er es nicht so schwer.

„Bist Du also nicht sauer auf die Leute, die das gemacht haben?“

„Sauer? Ich würde sie getötet haben, wenn ich gekonnt und gedurft hätte.“

„Jan!“

„Ja, das ist so. Diese Demütigung, die du im Augenblick des Geschehens empfindest, ist enorm, ist einfach unbeschreiblich. Die Franziska war fix und fertig – und ich auch.
Anni hat uns ihr kleines Auto geliehen. Am anderen Tag musste VW den Wagen abschleppen.“

Jan hatte mir seinen dunklen Punkt in seinem Charakter offenbart. Das war sicher nicht leicht gewesen. Es war eine Beichte und wie schwer Beichten ist, das weiß ich noch besser als der Jan.

„Jan? Das ist alles harter Tobak für mich, was Du mir da alles gebeichtet hast. War das nun Dein schwacher, Dein schwarzer Punkt?“

„Oh, nein, meine Liebe – immer noch nicht. Aber es ist schon hart an der Grenze dessen, was ich zu beichten bereit bin. Das ist wahr. Aber ich habe mir wohl überlegt, ob ich es Dir so erzählen soll oder nicht...“

„...vorher schon oder beim Erzählen?“

„Natürlich nicht vorher. Woher sollte ich das vorher wissen, was Du mich alles fragst. Nein, aber ich habe beschlossen, Dir Deine Fragen ungeschminkt zu beantworten. Wenn Du die Antwort akzeptierst, gut, wenn nicht, dann nicht. Man kann nicht mit einander leben, wenn man ständig darauf achten muss, was man dem anderen zumuten kann oder nicht. Du wirst abfahren, den Kopf schütteln darüber, wie Du solch einem Doofkopp hast in die Wildnis nachfolgen können, und mich für alle Zeiten vergessen. Und so ist es gut.“

Irgendwie war ich gerührt, gleichsam ein wenig zerknittert, auseinander gefaltet und fein säuberlich wieder zurecht gelegt.

„Nein, Jan.“

Wenn ich eben noch indifferent war oder empfand, dann regte sich jetzt etwas anderes in mir. Ich kann es nicht erklären. Es war wohl so, wie die Ohrfeige, die der Jan von der Franziska bekommen hatte. Es hatte sich etwas verändert. Seine gnadenlose Offenheit, seine harschen Worte, hatten etwas in mir ausgelöst, etwas bewirkt. Vielleicht spürte ich, ich musste für ihn etwas Besonderes sein.

„Jan? Sag! Könntest Du Dir vorstellen, mit mir zusammen zu leben?“

Er stutzte; er wusste nicht, was er von meiner Bemerkung halten sollte. War es ein Scherz? War es eine spontane Regung? Nein, nichts von allem. Er war einfach verlegen. Nicht vorbereitet auf einen solchen Überfall.

Er überlegte sich offensichtlich eine halbwegs akzeptable Antwort. Aber nach Scherzen war ihm nicht zu Mute.

„Unbedingt, ja! - Im nächsten Leben – ja – unbedingt! Wenn ich wieder auf die Welt komme, ich

werde nicht rasten, bis ich Dich gefunden habe.“

Er sagte das, ich weiß, ich wiederhole mich, nicht im Scherz. Er war sehr ernst, und doch waren seine Worte unernst. Und dann merkte ich, dass meine Frage irgendetwas Dümmlisches für ihn haben musste, dass der Situation nicht angemessen war.

„Es tut mir Leid, Jan, wenn Du meinst, ich nehme Dich nicht ernst, dann ist das falsch. Es war so eine momentane Regung von mir – vergiss es bitte. Aber warum sagst Du so etwas? Warum nicht jetzt – in diesem Leben? Bin ich zu hässlich, zu dumm?“

„Gerlinde, bitte, wir haben uns unseren Empfindlichkeiten hingegeben. Wir sollten das nicht tun. Bitte. Nein! Niemals. Ich meine, ja, wenn wir etwa gleich alt und frei wären. Ja. Dreimal ja. Aber überlege doch: Wenn Du Dich in Deinen besten Jahren befinden wirst, werde ich vermutlich an der Prostata operiert worden sein. Ich werde *tröpfeln* und nach Windeln rufen, während Du mit Deinem Liebhaber telefonierst? Nein, bitte, mach' nicht solche Scherze mit mir. Außerdem.....“. Er zögerte.

„...außerdem? was ist außerdem?“, er hatte seine Rede nicht abgeschlossen, das stört einen Zuhörer.

„Ach nichts. War nur so daher gesagt. Vergiss es bitte.“

„Jan, ich kenne Dich nun gut genug. Du sagst nichts so daher, Du hast entschieden, dass es nicht hierher gehört. Warum?“

„Drängele nicht so. Man muss doch das Recht haben, etwas nicht sagen zu wollen, vergiss es - Bitte. Vielleicht einmal später.“

Sein Ton war etwas gereizt. Er hatte recht, ich sollte nicht auf mein vermeintliches Recht beharren, etwas wissen zu wollen, das jemand im Moment nicht bereit war preis zugeben. Trotzdem.

„Aber es ist unbefriedigend für mich. Jan, das wird mir ewig im Kopf herum spuken, das ist unfair.“

Er sah mein trauriges Gesicht, und das schien er kaum aushalten zu können: „Gerlinde, es hat nichts und gar nichts mit Dir zu tun. Eher mit der Franziska. Ich werde es Dir erzählen - versprochen. Aber im Moment verschone mich – bitte.“ Und so wie er ausschaute, schien er noch trauriger zu sein als ich.

*

Wir sahen zum Abschluss des Abends noch ein bisschen fern, einen Beitrag im französischen Fernsehen, irgendein Klamauk über die Nazi-Herrschaft. Eine Szene ist mir in Erinnerung geblieben:

Da steht der sogenannte Führer in strammer Haltung in Erwartung des Besuchs eines Industriellen, den er für seine Vorhaben glaubt nötig zu haben. Der erscheint, klein, bieder, aber forsch auftretend, nähert sich dem sogenannten Führer, reicht ihm die Hand und sagt mit fester Stimme: „Guten Abend, Herr Hitler.“

Der sogenannte Führer ist entsetzt. Nicht *Führer*? Nein? Er wartet einen kleinen Augenblick, überprüfend, ob er sich verhört oder sein Gegenüber sich versprochen hat. Nein! Da dreht der sogenannte Führer sich um, schaut in die virtuelle Kamera und sagt leise, mehr zu sich selber, Zweifel in der Stimme: „ja, bin ich denn nicht der Führer?“

Dann wendet sich der sogenannte Führer wieder seinem Gast zu. Nach einem kurzen Plausch, als wäre nichts gewesen, entlässt er den kleinen Herrn. Im Verlaufe des Streifens erfährt man, dass der kleine Herr in Ungnade gefallen ist, sein Werk unter fadenscheinigen Vorwänden beschlagnahmt, der kleine Herr samt Familie ins Ausland abgeschoben wird....

*

Wir liebten uns in dieser Nacht so innig und so zärtlich, dass ich alle Beichten und Unstimmigkeiten vergaß, ihm im Herzen Vergebung erteilte, und seine Ehrlichkeit weit über seine schwarze Seele stellte.

Das achte Frühstück

Ich war noch in einem schönen Traum verhaftet, als mich jemand in den Po zwickte und ins Ohr flüsterte, es sei achte Uhr und man wolle doch nach dem Frühstück hinaus fahren – nach Brouage, einem alten Kriegshafen. Wir fahren.

Viele kleine Straßen über Land – einfach malerisch. Riesige Weiden bis zum Horizont, Entwässerungskanäle, Marschlandschaft. Kühe, Reiher, Schwäne, Störche, Esel und was noch alles.

Bei der Fahrt fiel mir etwas auf, worüber ich mir aber keine besonderen Gedanken machte. Der Jan hatte einen eigenartigen Fahrstil. Er fuhr nicht schnell, ja fast gemächlich, gemessen an der Hektik dieser kleinen giftigen Franzosen, nur – er nahm vor einer Kurve das Gas nicht weg, geschweige, dass er abbremste. Man musste keine Angst haben oder sich gar gefährdet fühlen, nur die Beschleunigungen in den Kurven waren etwas gewöhnungsbedürftig. Ich sprach ihn darauf an, und er meinte, er wollte ja nicht schnell aber doch ohne unnötigen Energiemehraufwand fahren. Wenn er vorher abbremse, dann sei das dem Wohlbefinden auch nicht zuträglich.

Ich gab mich mit der Erklärung zufrieden, obwohl ich dann doch Angst hatte, es könne mir übel werden. Schließlich fuhr er doch noch etwas rücksichtsvoller, sobald es ging. Schließlich wollte er für diese kleinen giftigen Franzosen auch kein Hindernis darstellen. Immer diese kleinen giftigen Franzosen. Ich reklamierte diese Art von Rassismus, und Jan bedeutete mir, dass er es lassen wolle. Ja, meinte er, ich habe ja recht.

Aber irgendwann fiel mir auf: ich selber war schon infiziert. In den Autos, die mir hektisch gefahren zu sein schienen, entdeckte ich regelmäßig diese *kleinen giftigen Menschen*. Ich fürchte, ich werde für den Rest meines Lebens diese Voreingenommenheit nicht mehr los.

Wir erreichten diesen kleinen Ort und ich suchte den Hafen. Von einer alten Hafenstadt hatte der Jan gesprochen. Doch Brouage liegt mitten in der *Pampa*, trotzdem eine wirkliche Sehenswürdigkeit. Ja, vor zwei- oder dreihundert Jahren, nein, hätte es auch nicht am Meer gelegen, aber es habe einen Kanal gegeben, der dort hin führte – bei Flut vermutlich. Vermutlich erbaut vom alten Vauban. *Sous reserve – naturellement!*

Ein winziger Ort von hohen Festungsmauern umgeben, die früher einmal eine Marine-Garnison schützten, versehen mit allem, was eine Marine-Einheit benötigte: Bauwerke zur Unterbringung der Lebensmittel, der Waffen, der Kleider, der Munition, der Soldaten, getrennt gelagert das Pulver, Unterkünfte für die Mannschaften und so weiter.

Einfache Häuser für die Handwerker-Familien, und natürlich einer Kirche, die wir gleich besichtigten. Einfach, einfachst, aber wie alle Kirchen dort mit einem Schiff ausgerüstet, das an der Decke hängt, einer Maria mit Kind und der legendären Nationalheldin Jeanne d'Arc.

Eine Reihe von Tafeln waren dort aufgestellt, die die Geschichte der aktiven Zeit des Hafens beschrieb. So auch die Geschichte Champlains, Geograph und Planer von Brouage, der auszog auf Geheiß König Henry IV, in der Neuen Welt ein *Neu Frankreich* zu gründen: So 1608, die Province Quebec mit der Hauptstadt Quebec. Champlain war von Brouage aufgebrochen und ist auch dort an jeder dritten Ecke verewigt. Seinen getreuen Offizier, Pierre Dugua, Sieurre de Mons, treffen wir dann später in dem hübschen Örtchen Pons (*Pon*) an, das ca. 20km südlich von Saintes liegt.

Und dann führte er mich so ganz nebenbei zu einer Tafel, die er mir wohl zeigen wollte – so ganz zufällig. Darauf dargestellt war die Geschichte des Indianers mit Namen *Ahuntsic*, der zum christlichen Glauben bekehrt, nun seinerseits andere Indianer bekehren sollte, aber von den eigenen Leuten umgebracht wurde. Sie hatten ihn den Hudson-River hinunter fahren sollen, ihn aber im Boot erschlagen und in die Schnellen nördlich von Montreal in den Fluss geworfen.

„Erinnerst Du Dich, dass ich Dir von der Clarkstraße in Montreal erzählt habe?“

„Ja, etwas vage. Du wohntest dort in einer hohen Hausnummer bei Gertrude?“

„Ja, dieser Stadtteil heißt *Ahuntsic*. Die Rue Clark verläuft von der Stadtmitte geradewegs nach

Norden bis hinein in den Park gleichen Namens . Ich bin dort oft spazieren gegangen oder auch geradelt. Und dort hatte ich diese Geschichte bereits gelesen – auf einem Gedenkstein am Ufer des Hudson-Flusses, d.h. des nördlichen Teils, der um die Insel herum fließt.“

Er hatte diese Geschichte hier wieder entdeckt und mehr noch dazu: Seine dritte Heimat hatte er wohl zufällig in der Ur-Heimat der Auswanderer der *Quebecois* gefunden. Dieser Zusammenhang hatte ihn schon sehr berührt und auch geholfen, sich hier in Frankreich etwas heimisch zu fühlen.

„Und Deine Wirtin, bist Du mit ihr gut ausgekommen?“

„Oh, ja, bin ich, sie war ein richtiger Schatz.... eine kleine schwarze Französin.“ Der Jan lachte über seinen Scherz, und in den Augen boten sich für Bruchteile einer Sekunde für den aufmerksamen Betrachter Bilder einer doch vielleicht nicht ganz so distanzierten Beziehung, wie er im Moment Glauben machen wollte. Ich bestand ausnahmsweise nicht auf eine Erklärung. Vielleicht später mal?

Zurück zum Thema Brouage. Ansonsten war aber vom Kriegshafen keine Spur zu erkennen. Man musste sich schon in einer generösen Ausstellung in der *halle de vivre* einen eindrucksvollen Stadtplan aus der aktiven Zeit ansehen, um halbwegs zu begreifen, wie der Hafen funktionieren konnte. Der Wasserlauf und das Hafenbecken sind total versandet, aber auch die alten Anlegestellen für Versorgungsboote für das Örtchen liegen weit oberhalb des Meeresspiegels. Das Land drumherum muss – wenigstens zu Flutzeit – Wasser umspült gewesen sein. Ist nun der Meeresspiegel gesunken oder wurde das Land durch geotektonische Veränderungen angehoben?

Wahrscheinlich ist wohl Letzteres, aber wir konnten das nicht klären.

Aber auch die Geschichte um die verschiedenen Indianerstämme war dort festgehalten. Die einen den Franzosen wohl gewogen, die anderen ihnen feindlich gesinnt und auch den Engländern verpflichtet, wie dort eindrucksvoll geschildert wurde. Man lese einfach mal die Geschichte *Lederstrumpf*. Auch wenn es eine andere Zeit ist, so sind die Gründe für die Auseinandersetzungen wohl in etwa die gleichen gewesen.

Wir aßen zu Mittag in einer *Moulière*, einem Muschel-Restaurant: Als Vorspeise gab es sardines à l'escabèche, also gegrillte Sardinen sauer eingelegt, mit etwas Weißbrot. Und dann – Muscheln in Weißweinsauce, sehr gesalzen aber köstlich, mit etwas Weißbrot, begleitet von einem trockenen Weißwein.

Nachtisch? Crème brûlée – eine Kalorienbombe.

Und wieder war ich in meinem kleinen *Wohlbefindhimmel* und mochte hernach den Jan an einer etwas ruhigen Stelle auf unserem Spaziergang über die alte Mauer gar nicht mehr loslassen.

„Ich hoffe, Jan, wir werden uns dieses Leben nicht angewöhnen – oder?“

Es folgte ein lang gezogenes *Neeiinn – Näävväärr - Tjjjammääh!* „Gerlinde, wir sind im Urlaub, alle beide. Das überträgt sich nicht auf den Lebensalltag. Keine Angst. Sobald Du abgefahren sein wirst, werde ich wieder ein Asket sein – kein Thema.“

Und ich? Hatte ich überhaupt eine Chance anders zu leben als bisher?

Auf der Rückfahrt kehrten wir noch in einen Supermarkt ein, kauften unter anderem die Austern für den nächsten Tag. Und der Jan bezahlte mit einem Scheck. Ob die das akzeptieren, fragte ich mich, - bei dem Akzent? Nein, den Ausweis wollte die Dame an der Kasse gar nicht sehen, das sei schon gut so. Nun, ja, bei dem Akzent?

Der Abend

Wir aßen einfachst zu Abend: besser als Achtel-Götter, aber höchsten wie Viertel-Götter. Der Rotwein aus seinem Keller fehlte schon nicht.

„Jan?“

„Ja?“

„Bald sind in Deutschland Wahlen. Wirst Du dann dort sein?“

„Ich wähle nicht.“

„Hmm?“ Nein, das war sicher nicht wahr. Ich wäre sehr enttäuscht gewesen.

„Das glaube ich nicht. Warum sollte ein so kluger Mann wie Du die Wahl verweigern. Das tun Penner – vielleicht!“

„Ich bin ein typischer Nichtwähler. Irgendwie muss ich ja meiner anarchischen Veranlagung Rechnung tragen. Oder?“

Nun hatte er auch dieses *Oder?* entdeckt, oder er öffnete mir nach?

„Komm', sag' mir die Wahrheit.“

„Gut, hast gewonnen. Bei so viel Beharrlichkeit. Ich mache Briefwahl. Willst Du wissen, wen ich wähle?“

„Nein. Will ich nicht. Weiß ich auch so. Ich weiß nur nicht warum?“

„Ehrlich? Bin ich ein solcher Simpel? Mein lieber“

„War nicht so schwer. Aber warum, bitte? Sie haben kein Programm, sie haben kein Personal, lassen sich von ihrem Klientel versorgen, sind ihm verpflichtet, so dass eigentlich gar kein Raum mehr für die Belange der eigenen Wähler bleibt...“

„Alles richtig. Die Grünen lassen wirklich nichts aus.“

Und auf mein verduztetes Gesicht starrend fing der Jan an zu lachen.

„Ist schon gut, Gerlinde. War nicht so gemeint. Aber bitte, irgend jemand muss sie ja wählen, sie würden fehlen. Wir wären ärmer, wenn es diese Partei nicht mehr gäbe. Gut, sie müssten sich langsam mal regenerieren, aber dazu genügt, dass sie kurz vor der Pleite stehen.“

„Deine Stimme aber kannst Du als verloren abschreiben...“

„...eben nicht. Wie ich Dir gesagt habe. Meine Meinung. Mitdenken ist Demokratie, nicht wählen, wie es der Papa einem beigebracht hat, oder die Mama es erwartet...“

„Jan, das stimmt doch gar nicht. Du wählst doch aus nach dem Motto, welche Partei hilft mir am meisten? Sonst würdest Du vielleicht doch die Grünen wählen?“

„Ja, das sieht so aus, aber es stimmt nicht. Ich habe einmal die Grünen gewählt, weil mir die Liberalen zu *Neo-Liberal* erschienen. Es stimmt, ich bin ein liberal denkender Mensch, aber das hat Grenzen. Der Kapitalismus – für sich – funktioniert nicht, ebenso wenig der Sozialismus. Wir brauchen irgendetwas dazwischen. Ein bisschen von allem – bitte.“

„Also, am besten, Du machst die Augen zu, wenn Du Dein Kreuzchen machst – Beliebigkeit ist die Folge. Dann bekommst Du *Weimar* zurück mit all den bekannten Folgen.“

„Weimar? *Weimar!* Ich könnte mich echauffieren, wenn ich dieses Wort höre. Dann fällt mir dieser bekloppte Hindenburg und seine Entourage ein, der ganze verdammte Nationalismus, wahrscheinlich geduldet von diesem Pack – oder gar mehr. Weimar konnte wohl nicht funktionieren; erst einmal musste dieses Pack ausgerottet werden. Mir schwebt...“

„Jan, ich bin entsetzt! Ich bin ja kein Freund dieser Leute, die Du da aufgezählt hast, aber Du redest ja wie diese Leute, die Du da gerade ausrotten möchtest. Das geht nicht. Die Gründe können nicht mit ein paar Jakobel begründet werden.“

„Ja, entschuldige. Du hast ja recht. Die Gründe für das Scheitern von Weimar müssen wir ja nicht

erörtern, ist ja wohl bekannt. Ich wollte mich einmal politisch so richtig erbrechen. Ich würde das auch nie so ausdrücken, wenn jemand anderes dabei wäre. Die Franziska vielleicht. Die stammt aus einem guten Hause: fünf von sieben Onkel starben in den ersten Kriegstagen in Frankreich im ersten Krieg. Sie konnten gar nicht schnell genug dahin kommen. Ihre, Franziskas, Mutter dann wurde nach dem zweiten Krieg eine überzeugte Sozi – Kriegerwitwe. Das war wohl opportun in der Nachkriegszeit...“

„Es lag nicht nur an Weimar, mein Lieber. Es begann schon mit der Überheblichkeit des deutschen Kaisers...“

„Du meinst, mit dem Mann, der sich in der fraglichen Zeit in Frankreich, nach deren Niederlage, in deren Palast, zum Kaiser hat küren lassen, oder wie man das nennt?“

„Ja, dieser Demütigung. Also, wenn ich von Dir überhaupt etwas gelernt haben sollte, dann dies: Eine Demütigung ist so der dümmste Fehler, den man begehen kann!“

„Da bin ich aber froh und glücklich. Gerlinde, was mir für die Zukunft vorschwebt ist etwas ganz anderes: Noch mehr Beliebigkeit in die Politik hineinbringen.“

„Jetzt bin ich aber gespannt! Willst Du die Regierung mit dem Los aus der Bevölkerung ziehen. Es gibt da ein paar Spinner, die das proklamieren?“

„Jein. Ich würde gerne, dass der Anteil an Nichtwähler durch Parlamentarier ersetzt wird, wie Du richtig sagst, mit dem Los gezogen werden. Aber dabei muss es sich um Leute handeln, die dazu geeignet sind. Und die sitzen dann im Parlament und mischen die dortige Gesellschaft auf.“

Oh, je. Da hatte ich eine Diskussion angefangen. Ich wollte schon aufhören und suchte im Hintergrund ein anderes Thema – zumal der Jan so versessen auf dieses Thema nicht zu sein schien. Aber mein Widerspruchsgeist startete durch.

„Jan, bitte, das ist doch blöd. Diese Leute hätten keine Legitimation. Also folglich auch keine wirkliche Stimme.“

„Sagst Du so – meine Liebe. Das stimmt nicht. Sie sind durch ihre Vorauswahl qualifiziert. Nicht ideologisch aber politisch. Pass auf. Ich habe diesen Gedanken mal abgefasst und dem BuPrä Weizsäcker geschrieben, nur so, um meine Gedanken mal in einen Rahmen zu fassen.“

Gibt es das? Diese Leute scheinen nicht auszusterben, die den Politikern auf den Geist gehen mit ihren kleinen Anliegen. Und außerdem, welcher Politiker liebt schon deren Briefe?.

„Und?“, fragte ich in einem etwas abschätzigen Ton, „hast Du eine Antwort erhalten?“

„Nein, klar, habe ich nicht. Habe ich nicht. Ich habe etwas viel Größeres bekommen.“

Und dann schaute er mich an, als habe er für seine Idee einen goldenen Kugelschreiber erhalten, wie er ihn sich für seine Patentanmeldung so gerne gewünscht hätte.

„Und?“

„Ah, vierzehn Tage nach meinem Schreiben stand ein Artikel vom Weizsäcker in der SZ über die verschiedensten Formen des Wählens und des Regierens, der Findung der Zusammensetzung des Parlaments in verschiedenen europäischen Kulturen. Sehr interessant!“

Ich dachte nach, schließlich hatte mein lieber Horst die Zeitung abonniert. Erinnerste ich mich? War das etwas in meinen grauen Zellen? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich werde den Horst fragen. Wenn ja, wird er es wissen.

„Und, Du meinst, das sei eine Antwort auf Dein Schreiben gewesen. Man kann sich schon etwas einbilden.“

„Das ist ungerecht. Die Wahrscheinlichkeit ist vielleicht gering aber nicht Null. Schließlich lag die Zeit des Erscheinens dieses Artikels plausibel nahe an der Abfassung meines Schreibens. Aber, das

ist ja nicht das Thema, ob ich oder nicht ich. Die Frage wurde beantwortet, und Du kannst sie nachlesen.“

„Und, was hast du daraus gelernt? Es geht nicht – oder?“

„Oder? Kein Oder. Das gab es schon, vielleicht nicht genau so, aber ähnlich, wenigstens im Ansatz.“

„Gibst Du mir den Artikel?“

„Ich könnte mir in den Hintern beißen, ich habe den Artikel nicht aufgehoben, und weiß auch nicht, wie ich daran kommen sollte. Ein Buch von ihm darüber habe ich auch nicht gefunden. Aber wie sollte ich wissen, dass Du mich darauf ansprichst?“

„Jan, das habe ich nicht. Du bist darauf gekommen. Du verstrickst uns hier in dieses Thema, das vielleicht, wenn überhaupt, den Polit-Wissenschaftlern würdig wäre.“

„Shit, Du hast Recht. Ich bin 'n Simpel. Lass uns damit aufhören. Ist ja zu blöde.“

Wenn es spannend wurde, wollte der Jan aufhören. Er hatte genug provoziert, und das genügte ihm. Er wollte sich wohl vor den Ungereimtheiten drücken, die in seinem Konzept schlummerten. Auf der anderen Seite machen solche Diskussionen müde, und man läuft Gefahr sich zu streiten, die Freundschaft zu überfordern. Schrotten? Dennoch!

„Komm', bringen wir es zu Ende. Du willst Abgeordnete aus dem Volke ziehen. Welche?“

„Weiß nicht. Bürgermeister? Handwerksmeister? Ingenieure? Manager? Und so weiter. Nein, nein, diese Leute müssten sich schon qualifizieren, sich auch auf ein Fachgebiet einlassen. Sie müssten – vielleicht in einem Verein sich Kenntnisse in Wirtschaft, Geschichte, Partei-Politik... und was weiß ich?, erwerben und sich prüfen lassen.“

„Aha, vielleicht ein bisschen über das Recht Bescheid wissen, vielleicht ein paar ethische Begriffe lernen – ja? Gut, und dürften keiner Partei angehören!“

„Nein, nicht zum Zeitpunkt einer Nominierung und auch nicht Jahre nach dem Ausscheiden aus dem Parlament. Ja. Das schon. Unbedingt. - Was ich mir für den Kanzler übrigens auch wünschen würde. Man muss ja mal den Kurzschluss zwischen Exekutive und Legislative feststellen dürfen – in diesem unseren Lande.“

„Aha. Und wie willst Du erreichen, dass diese Deine Leute wissen, was vor sich geht. Wie sollen sie sich mit den Beweggründen für eine Entscheidungsfindung auseinander setzen können, wenn sie nicht in irgendeiner Partei-Arbeit eingebunden sind?“

„Lieber Himmel. Weiß ich auch nicht. Die Nichtwähler-Partei bildet eine eigene Fraktion, die von einem altgedienten geführt wird. Außerdem können die Parteien dort für ihre Projekte werben.

„Sie werden sie in Bordelle einladen und verführen!“

„Nein, Nicht doch. Viel zu heterogen das Ganze, viel zu viele Individualisten, die sich da tummeln. Im Gegenteil, sie werden die anderen Abgeordneten kontrollieren.“

„Jan, du lieber Himmel! Ist ja interessant, was Du da so berichtest, aber ist ja wohl kaum realisierbar – oder?“

„Nein, ist es wohl nicht. Vielleicht nach dem nächsten Weltkrieg, Nur solche Zusammenbrüche lassen wirklich Neues entstehen. Die Menschen sind zu träge für solche Experimente.“

„Vielleicht hilft ja das Internet?“

„Hm?“

Hm? Hatte der Jan keine Ahnung? Wir sind in der Zeit, als es in der entwickelten Welt nur 10 Prozent der Bevölkerung am Internet System angeschlossen waren. Jan hatte einen Computer, schon die zweite Generation, schrieb seine Betriebsanleitungen damit, wie er sagte, erledigte seine

Post, schrieb auf der Basis von *Basic* kleine technische Programme. Aber im *World Wide Web* war er noch nicht angekommen.

„Also Jan. Hörst jetzt Du mir mal einen Augenblick zu? Pass auf...“, und dann klärte ich ihn etwas über das Internet auf und etwas über die Funktion von sogenannten *Plattformen*.

„...stell Dir vor, da gäbe es ein Forum, das das aktuelle Parlament widerspiegelt, nur verringert um den Anteil der Nichtwähler. Und dieser Anteil wird aufgefüllt mit Leuten wie Du und ich. Nur, wie Du schon sagtest, sie müssen vorher eine Reifeprüfung bestehen...“, ich dachte da an ein etwas schlüpfriges Programm, das der Horst hatte, und in das man nur herein finden konnte, nach dem man eine Reihe kniffliger Fragen richtig beantwortete, um Kindern den Zugang zu verwehren. Selbst der Horst schaffte es nicht immer.

„Und dann?“

„Und dann lass uns regieren – mit den bekannten Stimmen der bekannten Abgeordneten und den Stimmen der Random-Teilnehmer. Mich würde interessieren, wie die Entscheidungen in diesem fiktiven Bundestag ausgehen würden! Nun, wäre das nach Deinem Geschmack?“

Der Jan war erst einmal vollkommen überfordert, so wie der berühmte Student, der sich auf die Würmer vorbereitet hatte und nach dem Elefanten gefragt wird.

„Und wo kommen die anderen Random-Teilnehmer her, wie Du sie nennst?“

„Oh, die sind Teil des Forums, sie machen von außen mit, sie werden zufällig zugespielt, bei einer Session. Wenn man das Programm einen Tag oder so später aufruft, dann ist die Zusammensetzung eine andere und das Ergebnis ziemlich sicher auch...Oder sie schreiben sich für eine feste Zeit ein. Wie Du willst.“

„Und damit willst Du nun meine Theorie überprüfen? Ist ja toll – würde mir gefallen. Wann fangen wir damit an? Aber Du bringst mich auf eine Idee.“

„Noch etwas Besseres? Ich denke, Du willst die Verbesserung der Parlaments-Beschlüsse, das Verhindern von zu viel Parteien-Staat?“

„Ja, ganz genau. Pass auf: Leute machen, wie Du schon andeutetest einen Politführerschein, also sie qualifizieren sich für ein höheres Wahlniveau. Während also das gemeine Volk à la one man one vote die Parteien wählt, dürfen diese Durchblicker nun eine kontingentierte Anzahl von freien Kandidaten wählen. Ja, und vielleicht auch den Präsidenten. Oder eben sonst wie direkt am Geschehen des Bundestages teilnehmen. - Na?“

„Oh, je, Jan. Ist bestimmt 'ne gute Idee. Aber jetzt kann ich nicht mehr. Komm, lass uns ins Bett gehen...“

Das neunte Frühstück

Neun Uhr Frühstück. Wir hatten Glück gehabt mit dem Wetter. Weil sich das Tief über Deutschland nicht bewegte, musste unser Riesenhoch am Ort verbleiben, so dass wir jeden Tag auf der Terrasse verbringen konnten. Im Haus bei schlechtem Wetter wäre das gar nicht gemütlich gewesen. Die relativ kleinen Fenster machten im Zusammenspiel mit den dicken Mauern den Wohnraum dunkel. Wir hätten uns wohl fürchterlich gelangweilt.

„Was macht ihr, wenn es hier regnet?“, wollte ich wissen.

„Oh, wenn es regnet? Dann machen wir es uns gemütlich. Erst wird geputzt, dann gekocht, nach dem Essen legen wir uns hin. Dann ziehen wir um in Dein gemütliches Zimmer, trinken Tee und Franziska liest mir ein Märchen vor.“

„Und Dir gefallen Märchen?“

„Oh ja, wenn sie mir einen großen Gefallen tun will, dann liest sie mir eins vor. Ich bin dann ganz

versunken in dieser unheiligen Welt – und meisten heule ich wie ein Schlosshund. Manchmal ist das richtig anstrengend.“

Jan und heulen wie ein Schlosshund, konnte ich mir das vorstellen? Dass ihm Tränen kamen, das schon. Wenn mein Leo vor dem Fernseher sitzt und Rotz und Wasser heult, weil dort ein junger Affe von einem Krokodil ins Maul genommen wird, dann kann ich mir das vorstellen, dann bin ich manchmal besorgt, er könne nicht gut gerüstet sein für's Leben. Aber solch ein erwachsener Mann wie Jan? Mein Horst würde keine Mine verziehen.

„Meinst Du das etwa ernst?“

„Ganz ernst. Das heißt nicht, dass ich schluchze, das schon nicht.“

„Gibt es auch Filme, die Dich so anmachen?“

„Oh je, ja klar, wenn ich Charlies *The Tramp* sehe oder *das sowieso Puzzle* mit Bruce Willis und diesem kleinen Autisten dort, dann gerate ich an den Rande des Erträglichen.“

Interessant. Ich erinnerte mich, sein trauriges Gesicht, das er manchmal machte, sein Tränchen im Auge. Manchmal dachte ich, er reißt da eine Schau ab. Aber mein Gott, welch eine verzwickte Welt sich da auftut, wenn man nur in einen anderen Menschen so tief hineinschauen darf. Aber welcher Erwachsene lässt das schon zu? Kaum ein Ehemann gibt sich diese Blöße; muss man dazu einen Geliebten haben?

„Spielt ihr auch manchmal?“

„Nie.“

„Warum nicht. Wir spielen oft miteinander.“

„Ja, ihr spielt mit dem Leo. Den lasst ihr dann mal gewinnen, und dann ist die Welt wieder in Ordnung. Aber Mann und Frau können nicht mit einander spielen – nicht Ski fahren und nicht Tennis spielen. Zwischen Mann und Frau kann es nur Ergänzungen geben, wie in der Liebe. Eine Ehe akzeptiert keine Konkurrenz.“

„Mein Leo kann verlieren, und der Horst sieht es eher als seine Pflicht an, als dass er sich innerlich engagiert. Entschuldige, aber das ist Blödsinn.“

„Ist es eben nicht. Spielt ihr denn auch zu zweit? Aber ich möchte hier keine Diskussion über Verträglichkeitsbedingungen zwischen den Geschlechtern anzetteln. Lass es bitte, bitte gut sein.“

Interessant, wie er das auf den Punkt bringt. Ist das so? Es ist so, wir spielten keine Spiele miteinander, der Horst und ich.

Und dann fährt Jan fort, noch etwas über seine Regentage zu erzählen:

„Das Abendessen wird dann immer etwas früher vorbereitet als sonst, und dabei sehen wir etwas fern, erst einmal die Nachrichten, dann vielleicht eine Konserve. Oder gerne auch das französische Fernsehen. Aber ich versteh' da nicht viel.“

Ja, sie hatten Fernsehen, deutsches und französisches und zahlten sowohl in Deutschland als auch in Frankreich ihren Beitrag. Ist das nicht blöde?

Ja, so sei das mit diesem neuen Europa: Man müsse alles doppelt bezahlen, FernseJakobchluss, Telefonanschluss, Internetanschluss, eine zweite Bank sei nötig mit ihren Grundgebühren. Sonst noch was? Ja, richtig, wenn man das Haus mal verkaufe, müssen man auf den vermeintlichen Mehrwert Einkommensteuer zahlen – unberücksichtigt, dass es inzwischen ja eine Hyper-Inflation gegeben habe. Erst nach 20 Jahren sei es frei von diesen Steuern. Der Staat sei doch die institutionalisierte Abzocke.

Später wird er der Bundeskanzlerin schreiben und die Einrichtung eines Europa-Ministers fordern,

der sich um diese Ungereimtheiten kümmern soll. Aber, wird er mir sagen, welche Naivität, von der Regierung zu verlangen, sie möge ihren Spenden-Gebern auf die Finger hauen.

Und dann machte er sich fertig für seinen Backofen-Job.

Der Mittag

Zu Mittag hatte ich uns einen Eintopf gekocht, aus allen Gemüsesorten, die ich finden konnte, Kartoffeln mitgekocht, schließlich ein Paar Chipolata klein geschnitten. Fertig. Jan war begeistert. Besser hätte er es auch nicht gekonnt, nur – etwas an Gewürzen fehlte. Wenn schon nicht das Gewürz der Seeligen, dann musste aber noch etwas nachgewürzt werden. Immerhin, die frisch gepflückten Kräuter Thymian und Rosmarin (nur etwas) kamen schon einmal gut an.

Etwas Käse zum Abschluss, doch, das war ihm wichtig, schließlich seien wir ja in Gottes eigenem Land.

„Wir sind aber nicht in Israel?“

„Nein, das ist auch nicht nötig.“ Übrigens sei er dort gewesen und seit dem der Meinung, dass die Israelis da wohl etwas falsch verstanden haben müssten...

Vanille-Eis mit selbst eingelegten Kirschen vom Baum nebenan.

„Jan, ich muss morgen fahren!“

Er nahm meine Hand. „Ja - Ich werde Dich vermissen.“

„Wir müssen zurück. Du bist ein großer Junge. Sei tapfer! Ist doch nicht das erste Mal.“

„Klar. Ich bleibe manchmal etwas länger hier als die Franziska, die meint, sich um ihre bekloppte Mutter kümmern zu müssen. Das Schlimme ist immer, zum Bahnhof fahren, auf den Zug warten und winken. Wenn ich dann wieder im Auto sitze, kann ich ein paar km kaum etwas sehen, bis ich mich wieder gefangen habe. Und so wird es auch morgen sein. Du wirst sehen.“

Jan, ein Schauspieler? Nein, das hatte ich gelernt, er trug sein Herz auf den Lippen, weiter nichts. Ein bisschen anstrengend auf der einen, ein bisschen Vertrauen erweckend auf der anderen Seite.

„Jan, wir sehen uns in München wieder! - Wenn Du noch willst.“

Er nickte bedeutungsvoll. Wir räumten gemeinsam ab, fütterten die Spülmaschine, und ruhten noch etwas in unseren Liegestühlen im Schatten.

Dann wollte der Jan noch seine Baustelle aufräumen und ich besuchte ihn dort.

„Jan, was ist das dort?“

Wir waren in seinem Anbau, also dem sogenannten Backhaus, wie er es nannte. Und da stand auf einer alten Werkbank ein komische Ding: Ein Kasten aus Plexiglas und darin lauter wohl geformte Kupferrohr-Schlangen. Ein Deckel aus Plexiglas, offensichtlich verstärkt, zu verschließen mittels seltsam ausschauenden Schrauben, die über eine Lasche den Deckel verschlossen, wie er dann erklärte. Eigentlich ein schönes Gerät, man hätte es sich als Schmuckstück ins Wohnzimmer stellen können.

„Das da? Das ist mein Gesellenstück. - Nein, ich scherze, das ist eine kleine Versuchsanlage zum Trocknen von empfindlichen Gütern unter Vakuum-Bedingungen.“

Ja, irgendwie schnappt man ja solche Begriffe wie *schonende Verfahren zur Behandlung von Lebensmitteln* auf; aber wie funktioniert so etwas?

„Also, ganz einfach. Wasser verdampft bei ca. 40 mbar absolut bei ca. 40 °C. Das kennst Du, ja – oder?“

Bei richtigem Tiefdruck bekommst Du Dein Essen fast nicht gar gekocht, weil es schon bei 95 °C kocht. War 'n Scherz, es gart auch bei 95 °, etwas länger halt. Aber die Kaffeemaschine kann kaputt

gehen, weil die Abschalttemperatur nicht erreicht wird..

Also, wenn man nun den Druck in diesem Gefäß mittels einer Vakuumpumpe verringert,“ und dann zeigte er mir, wo diese anzuschließen sei, „dann musst man nur noch die Lebensmittel leicht erwärmen, und die Feuchtigkeit in ihnen verdampft unter *schonensten* Bedingungen.“

„Und wie?“

„In dem ich warmes Wasser durch diese Rohre leite.“ Er zeigte es mir.

„Und der Dampf?“

„Und der Dampf? Ja, was soll mit dem Dampf schon sein, den muss man dann kondensieren lassen?“

„Und wie?“

„In dem ich kaltes Wasser durch diese Rohre leitet.“ Er zeigte mir auch diese.

„Aha, und das Kondensat?“

„Und das Kondensat wird hier am Boden gesammelt und über eine Vakuum Schleuse abgezogen.“

„Und das funktioniert?“

„Ja, gut, im kleinen wie im großen. Riesige Anlage werden da gebaut, damit wird z.B. Gemüse- oder Rinderbrühe eingedickt, damit Du nur ein kleines Glas schleppen musst und nicht gleich den ganzen Garten oder die halbe Kuh. Und damit der Inhalt schmackhaft bleibt. Ja, genau so funktioniert das.“

„Schön, und wozu hast Du das gebaut? Wenn es das doch alles schon gibt?“

„Ganz einfach. Ich war im Trockner-Geschäft tätig, als *Konzeptor* einer Anlage, freiberuflich versteht sich. Die Firma baute große Apparate und ganze Anlagen zum Trocknen von Pasten und von Gemüsen für...“

„...sag, was ist ein Konzeptor?“

„Ist ein Kunstwort von mir. Der Ingenieur ist damit gemeint, der die Anlage konzipiert, d.h. die Größenordnung festlegt, durchrechnet wie viel Energie notwendig ist, welche Pumpen und Kühler usw. benötigt werden usw..“

„Aha, und?“

„Die Paste wird in solchen Vakuum-Trocknern verarbeitet. Aber die Firma, für die da tätig war, trocknete damals noch das Gemüse mit viel Luft bei geringer Temperatur bei Normaldruck. Das geht auch, Aber das geht natürlich viel Aroma verloren; und außerdem ist das Verfahren sehr Energie intensiv - und voluminös ist es obendrein. Da hatte ich die Idee, dass man das Material auch unter Vakuum trocknen könnte mit dem Vorteil, dass es den Schweinen und Kühen besser schmeckt und sie fröhlicher ihre Kinder machen.“ Er lachte und gab mir einen Kuss.

„Wieso Schweine und Kühe?“

„Sagte ich's nicht? Die Firma produzierte Tierfutter. Vegetarisches. Getrocknet ist das länger haltbar, besser transportierbar, usw..“

„Gut, und?“

„Nichts und. Also bevor ich diesen klugen Leuten meinen Vorschlag offenbarte, wollte ich es selber ausprobieren. Da habe ich in meiner Freizeit eine solche kleine Anlage gebaut, um ein paar spezifische Erfahrungen zu sammeln, und um es dann dort zu demonstrieren.“

„Und ein bisschen Lust auf Wichtigtuerei hattest Du auch dabei im Sinn?“

„Na ja, bestimmt.“

„Und? Bis Du ein reicher Mann geworden?“

„Nein, schließlich ist nichts daraus geworden.“

„Warum?“, nun interessierte mich das Thema. Denn der Apparat sah verdammt nach viel Arbeitsstunden aus. Mit Liebe schien er außerdem gemacht worden zu sein.

„Ich habe den Leuten nie davon erzählt. Eigentlich ganz einfach. Die Wärme, die nötig ist, um das Trockengut aufzuwärmen, ähh,“

„...also doch nicht so ganz einfach, hey?“

„Doch! Nein! Bin ich ein Professor? Also von vorne. Während man die Wärme über Wärmeleitung gut in eine feuchte Paste bekommt, z.B. über eine warme Platte, gibt es Schwierigkeiten, sie unter Vakuum-Bedingungen in eine Schüttgut wie Gemüseschnipsel zu bekommen. Es fehlt das übertragende Medium im Vakuum.“

„Du könntest es anstrahlen und herumwirbeln lassen.“

„Gute Idee. - Und jetzt gib Dir selbst die Antwort – bitte.“

Ja, so ist das mit den Schlaubern. Ich dachte nach.

„Du hättest es einbauen müssen? - Und daran hattest Du vorher nicht gedacht?“

„Ja. Zum einen hätte ich die Konstruktion ändern oder ergänzen müssen. Das andere Argument ist der Energie-Vorteil. Eigentlich lebt diese Art Trockner von niedrigen Temperaturen, so um die 40°C, die man z.B. irgendwelchen Abwärmeströmen entnehmen könnte.“

„All' die Arbeit umsonst?“

„Nein, nichts ist umsonst. Ich habe mich mit dieser Technik dann so auseinander gesetzt, dass ich etwas mehr von Trocken-Verfahren verstand als vorher. Im Prinzip ist das nämlich eine recht schwierige technische Materie! Stichwort Thermodynamik.“

Thermodynamik, das allein hört sich schon sehr wissenschaftlich an.

„Also gar nicht einfach? In allen Teilen?“

„Ja, das ist es. In diesem Hause, in dem ich da gearbeitet habe, hatte es einen *Trockner-Papst*, ein älterer Herr, den man so nannte. Er war ein kleiner Mann wie der Professor von TinTin. An den wendeten sich alle, die ein Auslegungsproblem hatten.“

„Und dem konntest Du jetzt das Wasser reichen? Imponieren vielleicht?“

„Nein, niemals. Aber ich fühlte mich nun nicht mehr ganz so unbedarft. Und das ist etwas ganz Wichtiges im Berufsleben. Du kennst das auch?“

Und wie ich das kenne. Meine Kinder merken sofort, ob ich meinen Stoff kenne, oder ob ich nur irgendetwas so daher rede. Fürchterlich diese Gören.

„Und noch einmal die Frage, anders verpackt: Hat es Dir pekuniär geholfen?“

„Pffmm. Kann ich so nicht sagen. Ja, vielleicht. Ich bin dann langsam in die Planung und Abwicklung einer Gesamtanlage hineingeraten, war Projektleiter eines Teilbereichs. Ob sie anhand meines Geschwätzes erkannt haben, dass mir das Thema liegt oder ich vertrauenswürdig bin, oder ob es meine Schönheit war – das weiß ich nicht.“ Und wieder durfte ich mir einen Kuss abholen.

„Eines ist sicher“, schloss er seine Erzählung beim Hinausgehen, „du musst dir alles erarbeiten, jedes bisschen Ahnung. Denk' bitte bei der Ausbildung unseres Leos daran, und achte darauf, dass er kein Überflieger wird, der zu sehr auf seine Intelligenz vertraut, und sich zu wenig mit dem Verinnerlichen der Wissensmasse befasst. Dazu braucht man Zeit und Muße.“

Ja, das war tatsächlich meine Sorge. Und auch die von seinem Vater. Der Kleine war so geschickt und wuselig, so schnell in seiner Auffassungsgabe – wie es halt Eltern auch manchmal

unbegründeter Weise vorkommt. Wir, der Horst und ich, wir waren uns darüber einig, ihn erst einmal eine Lehre machen zu lassen. Dabei war er gerade erst den Windeln entwachsen.

Jan und ich gingen noch ein wenig durch seinen Park, an dem kleinen Bach entlang, der eigentlich keiner war, jedenfalls kein richtiger. Es habe richtig Wasser gehabt, sagte er, als sie das Haus gekauft hatten, aber nun käme fast nichts mehr. Es liegt wohl an dem neuen Besitzer der gegenüberliegenden Weide, auf dessen Grundstück die Quelle liege. Der habe wohl mit dem Wasser andere Pläne. Er lasse es entgegen der gegebenen Raumplanung in eine andere Richtung laufen, um es auch anderweitig für sich zu nutzen. Kein Mensch kümmere sich um die Belange von Privatleuten. Bauern Belange haben Vorfahrt.

*

Warum muss an einem letzten Tag immer soviel passieren. Ganz einfach, sagt der Jan später einmal, weil man da überkonzentriert ist und mehr behält. Ich weiß nicht. Ich weiß nur, kaum waren wir zurück auf der Terrasse, da tauchte ein junger Mann auf, der quietschfidel aus dem Schopf geschritten kam und uns mit lächelndem Gesicht einen Guten Tag wünschte. Der Schopf, wenn ich es noch nicht erzählt haben sollte, war ein offener Anbau ans Haus, der ehemals wohl der Unterstellung von Gerätschaften und nun dem Winterholz diene.

Die Tore standen immer offen, so dass ein jeder hineinkommen konnte. Doch die meisten benutzten wohl die außen angebrachte Glocke, die man weithin hören konnte.

Jan stellte ihn als Antoine vor, er sei der Sohn des Nachbarn und gärtnergehilflich für ihn. Er bat ihn, sich zu uns zu setzen. Ich sah seinem Gesichtsausdruck an, dass der Jan nicht begeistert zu sein schien. Er stellte mich als Freundin seiner Frau vor.

Aber warum gerade dieser freundliche junge Mann?

Nun, der Antoine fragte mit offensichtlich vergnügtem Lächeln, ob der Herr Jan etwas für ihn zu tun habe, wenn er wieder fort sei.

„Nein, Antoine, ich fahre noch nicht fort. Ich bleibe noch ca. zwei Wochen, und ich hoffe, einen Teil der notwendigen Arbeiten verrichten zu können.“

Aber wenn er in der nächsten Woche käme, könne er gerne die eine Hecke dort und die andere Hecke dort schneiden, die hätten es ja nötig. Ansonsten würde er, Jan, die Hecke in der zweiten Woche selber schneiden.

Das Lächeln des jungen Mannes schmälerte sich etwas, aber nur wenig. Sie unterhielten sich ein bisschen über Unbedeutendes, darüber dass der Vater die Milchwirtschaft aufgeben werde, weil es sich nicht mehr lohne, und sich nun auf den Anbau von Mais konzentrieren wolle.

Der junge Mann verabschiedete sich brav. Und ich musste Jan zur Rede stellen ob seiner Schärfe im Ton und der Kompromisslosigkeit in der Auftragserteilung. Ob er kein Vertrauen hätte, dass der junge Mann die Arbeiten während seiner Abwesenheit zur Zufriedenheit erledige.

„Nein, das habe ich eben nicht. Die Franziska ist ganz begeistert von ihm, und ich hasse ihn.“ Es lag nahe zu fragen, ob er eifersüchtig sei. Das war aber kaum zu glauben, und das ganze schien mir ungereimt zu sein.

Nein, eifersüchtig sei er nicht, oder wenn schon dann auf die Art, wie die Franziska ihn engagiere. So langsam komme aber auch sie dahinter. Aber eines müsse er mir noch mit auf dem Weg geben. Er sähe immer schärfer, dass Männer ein ganz anderes Verhältnis zur Umgebung hätten als Frauen. Einfach zu erklären sei das am Verhalten von Rindviehchern: Während eine Kuh jeden an ihre Titten lasse, und dabei gluckste der Jan vor Lachen, nähme ein Bulle alles auf die Hörner, was nicht schnell genug über den Zahn fände.

Aber wir seien doch keine Rindviehcher, monierte ich.

Klar, das schon nicht. Wir seien Spezial-Affen, die versuchten, ihren Instinkt mit ihrem Intellekt zu überpinseln – und das sei eben falsch.

Nun war ich aber gespannt. Ich hätte dem Antoine mein Haus anvertraut, einen solchen guten Eindruck machte er.

„Weißt Du, irgendwann bist Du es Leid und fühlst Dich verarscht. Der junge Mann ist eingeladen, uns zu helfen, wenn wir hier sind, aber er kommt nicht. Nie. Und in dem Augenblick, in dem wir uns zum Abfahren anschicken, meldet er sich und fragt, ob er etwas tun kann, wenn wir nicht da sind. Das alleine regt mich dann schon auf.

Aber, - schließlich gibst Du ihm einen Auftrag, er führt ihn irgendwann aus, und dann, wenn Du zurück bist, liefert er Dir eine überbordende Rechnung ab - was sag ich? - einen Zettel mit einer Anzahl Stunden und einer Summe, mit der du nie gerechnet hättest – garniert mit dem schönsten Lächeln der Welt...“

„also ohne einen Hinweis darauf, was er denn alles gemacht hat?“

„...haben will“, korrigierte der Jan.

Sein Stundensatz entspräche wohl dem eines Gendarmen-Offiziers mit dem Unterschied, dass er sein Geld natürlich *cash* haben will. Das letzte Mal habe er ihm aber einen Scheck gegeben.

„Weil er so spät und sporadisch kam, konnte ich ihm erklären, dass ich jetzt nicht soviel kein Geld im Hause habe und vor der Abreise auch nicht mehr zur Bank komme. Er hat den Scheck genommen und ist gegangen ohne auf Wiedersehen zu sagen. Du siehst, er kann sich wohl an nichts erinnern. Ich glaube, der hat einfach zu viel die Kühe geknutscht und sich dabei eine Gehirnhautentzündung geholt.“

Das alles rasselte der Jan herunter wie auswendig gelernt. Wohl ein Zeichen für seinen Unmut, den er mit dem jungen Mann herum trug.

„Du bist unmutig, nicht war. Ich merke das nicht nur Deinen Worten an. Du bist enttäuscht, weil Du ihm mal vertraut haben musst“, und dann nahm ich all' meinen Mut zusammen, „vielleicht – hast Du ihn ja mal sehr gemocht?“

Da staunte der Jan mich mit großen Augen an. Ja, das könne wohl so gewesen sein, gestand er, er habe dem hübschen freundlichen Jungen voll vertraut und auch irgendwie innerlich adoptiert. Aber es sei schon richtig, Enttäuschungen erzeugen starke Ablehnungsmomente.

Ich ahnte schon, dass dieser Gedanke noch einmal eine wichtige Rolle spielen sollte, aber im Moment wollte ich dieses Thema nicht weiter vertiefen und kam auf den Antoine zurück.

„Und Du meinst, er habe angenommen, Du würdest wieder abreisen?“

„Ja, es kommt mir so vor. Aber das kann ja kaum stimmen, denn es gibt ja keinen Grund dafür - oder?“

„Es sei denn,“ warf ich ein, „er hat Informationen über meine Abreise und sie fälschlicherweise mit Deiner verwechselt?“

„Ja, gut, aber auch das müsste ihm jemand geliefert haben? Wir haben lediglich mit Jean-François (der Bauer) darüber gesprochen und erwähnt, dass Du morgen wieder abfährst. - Vielleicht haben sie sich unterhalten, sie sind Nachbarn?“

Das war wohl eine mögliche Verschwörungs-Theorie. Wir beließen es dabei.

*

„Jan, Du wolltest mir noch etwas erzählen über das Universum.“

„Ehrlich? Ich? Über's Universum? Das geht zu weit, das wäre Hybris. Mein Gott, war ich vielleicht betrunken?“

„Schön möglich. Aber Du bist auch Stock betrunken noch nüchtern. Nein, nein, da kommst Du nicht daran vorbei.“

„Können wir das auf München verschieben? Dann kann ich noch ein bisschen nachdenken – während der Fahrt z.B.“

„Kommt nicht in Frage. Hic München!“

Er ließ sich bitten. Er könne sich auch kurzfassen, gestand ich ihm zu.

Also, gut, er habe sich schon mal Gedanken darüber gemacht, das schon, wenn er hier auf der Terrasse sitze und sitze und denke und denke.....Aber ob sich das für jemand anderen lohne? - Er habe doch erhebliche Zweifel.

„Alles lohnt sich. Man muss sich alles mühsam erarbeiten. *Tu te souviens?* Also?“

„Bitte, ich bin nicht in der Stimmung. Lass uns ein Märchen lesen. Ich verspreche Dir – München. Ich muss doch noch etwas für später aufheben?“

„Um mich wieder zu fragen, ob Du nicht doch betrunken gewesen bist?“

„Nein, versprochen.“ - „Also gut.“

Der letzte Abend

Wir bereiteten unser Abendessen vor – unser letztes gemeinsames dort. Die Flasche Champagner stand schon kalt, die Austern wurden aus dem Kühlschranks geholt.

Ich schnitt Weißbrot, nein, Knoblauchbutter sei nicht notwendig – oder doch, natürlich, aber nicht für's Brot.

Ein Salat würde benötigt. Gut, ich bereitete etwas zu, Gurke mit Tomate. Jan machte die Salat-Soße – diesmal mit Balsamico Essig, weiß und Nussöl – sonst schimpfte die Franziska, wenn sie erfährt, dass wir zu den Austern eine Kunstsoße verwendet haben, merkte er an.

Dann wurde es spannend. Jan belegte ein Backblech mit Salz, das er aus einer großen Tüte ausschüttete. Aha, klug, ein Bett für die Austern. Nix klug, bemerkte er, das habe er alles vom Louis gelernt – alles nur abgucken“

Dann öffnete der Jan die Austern – wie ein Fachmann? Nein, er tat sich zuerst schwer.

„Verdammt, ich erinnere mich nicht mehr, an welcher Stelle diese Biester ihre Schwachstelle haben. Wie ein alter Mann! Fehlt nur, dass ich sie vor Wut erschlage...“

Aber er fand schließlich die Stelle und öffnete die Austern geschickt mit seinem Spezialmesser – einen Lederhand an der Linken, zur Sicherheit. Einen edlen Handschuh aus Metall habe er sich gewünscht – aber der Preis habe jenseits des Erschwinglichen gelegen.

Aber soweit darf ich vorgreifen, die Franziska wird ihm einen zum nächsten Geburtstag schenken – so ganz ohne Hintergedanken, natürlich, wo doch die Franziska gerne mal so sechs Stück als Vorspeise verputzt - roh.

Jan platzierte die Austern Hälften geschickt auf das Salzbett. Das sei ja alles nur Mechanik – bisher. Aber nun beginne das Kunstwerk:

Er träufelte auf die offenen Austern einen Tropfen, so dass diese etwas zuckten, und fragte sich gleichsam, ob das denn gut sei für die Speise. Warum? Angenommen, die Austern erschrecken sich, spucken Adrenalin aus, das vielleicht die Speise verdirbt...?

Aber Jan, wenn sie Adrenalin ausspuckt, muss es doch schon in der Muschel gewesen sein, dann kann es doch auch egal sein...?

Egal sei auf dieser Welt überhaupt nichts. Also, gut, er habe das so gelernt. Nun ein bisschen von der Knofi-Butter obenauf, darauf dann etwas *chapelure*, Semmelbrösel, darauf noch etwas Koriander gemahlen, ein wenig zerhackte Sellerieblätter, und – ab in den Ofen. Grill an, Zeiteinstellung:.....und: „...tschüss, macht's gut, Jungs, in vier Minuten hole ich Euch wieder ab!“

Geräte aufräumen. Tisch gedeckt? Salat verteilt? Weißbrot in den Toaster, Champagner öffnen! Gläser füllen! Nein – diese *kostbaren* Flöten...

Ich dachte, vielleicht war der Jan doch Koch an Bord seines Schiffes und hat es Dir nicht gestanden. So etwas von *drive* – dieser Mann.

So viel Zeit war gerade noch vor dem Herausnehmen der Austern, dass wir auf der Terrasse stehend über die weite Misch- und Marschlandschaft schauend anstoßen konnten. Ja, Jan, das tat gut, der erste Schluck dieses kostbaren und gleichsam köstlichen Gesöffs. Wir gaben uns einen kleinen Kuss.

Und dann holte der Jan die Austern aus dem Ofen, stellte die Platte auf Kork Untersetzer und wir setzten uns. Noch einmal ein Anstoßen mit diesen ominösen Gläsern, diesen antiquarischen aus der Moderne, und dann fordertet der Jan mich auf, mich zu bedienen.

Wie bei den ersten Muscheln auch hatte ich erst einmal einen Kloß im Hals. Ich stocherte in der Muschel herum – aber das Fleisch war ganz fest und ließ sich leicht lösen. Es schmeckte. Es schmeckte ganz köstlich. Eine Muschel, ein Schluck Champagner, ein Stück Weißbrot zum Auswischen der leeren Austern Schale, ein Schluck Champagner. Und nun weiß ich, was die kleinen Mädchen alle auf den Yachten mit den alten Männern suchen.....?

Jan – ich werde diesen Abend nicht vergessen. Ich schwöre es Dir.

„Jan?“

„Ja, Gerlinde?“

„Jan, sag mir, was hast Du denn da auf Deinem Schiff gemacht. Du hast mir das noch gar nicht berichtet? Warst Du vielleicht doch Koch, und Du hast es vergessen?“

Der Jan lachte. Nein, um Gottes Willen. Ich war Radar-Gast, offiziell.“

„Was ist das?“

„Ein anderes Wort ist Radar-Operator. Habe ich das nicht erzählt? Komm' schon.“

„Ich kann mich nicht erinnern. Erzähl, was war Deine Funktion?“

„Wir, wir waren ja zu dritt oder viert, hatten zur Aufgabe, das Umfeld per Radar zu überwachen. Zum Beispiel, ob uns ein anderes Schiff in die Quere kommt, oder per Landpeilung ermitteln, wo genau wir uns denn befinden. Und so weiter.“

„Macht das nicht der Navigator?“

„Klar, Du bist gut. Das macht der Navigator, aber wir waren ja junge Leute, die mit dem System vertraut gemacht werden mussten. Also halfen wir dem Navigator – und manchmal, bei starkem Seegang und vielen Schiffen in der Umgebung – Skagerrak, Kattegatt, da wurde es richtig spannend und der Navigator war glücklich über unsere Unterstützung.“

„Wird das heute nicht alles automatisch gemacht?“

„Automatisch? Automatisch hin oder her. Die Automation hilf dir, aber sie nimmt dir die Verantwortung und damit die Kontrolle nicht ab. Ich habe mich mal mit dem modernen ILS befasst, dem Instrumenten-Lande-System bei den modernen Flugzeugen. Mein Gott, *manuell* Landen wäre einfacher – wenn es denn noch ginge....“

„Und im Ernstfall? Ich meine, das was Du schilderst, war doch eher die zivile Anwendung?“

„Ja, stimmt auch. Im Ernstfall hatten wir die Aufgabe, dem Kommandanten eine Gefechtsfeld Übersicht zu liefern: also, wo sind eigene, wo sind fremde Schiffe, welche Schiffe, welcher Kurs, welche Entfernung und so weiter.“

„Aha. Und dafür hattest Du auch eine Ausbildung an Land oder nur auf See?“

„Nein, wir hatten nach der Grundausbildung eine dreimonatige Ausbildung an Land. Tolle Ausbildung. Würde ich jedem wünschen. War auch 'ne tolle Zeit dort in Wilhelmshaven.“

„Und so viel Aufwand für einen Wehrpflichtigen?“

„Wir waren gemischt. Wehrpflichtige und Zeitsoldaten, das war ein Abwasch. Manche der Wehrpflichtigen verpflichteten sich später, mancher eben nicht. Aber Du hast Recht. So wie Du es sagt, kommt mir der Gedanke, dass auch mancher Offizier solche Argumente brachte, ob es sich denn lohne....“

„...für Nichts und Wieder Nichts, so viele Wehrpflichtige auszubilden?“

„Ja, aber ich denke da ganz anders. Diese Reserve, die da heran gebildet wurde, würde im Ernstfall eine echte schlagkräftige Truppe darstellen. Aber vielleicht erübrigt sich das ja einmal?“

„Du meinst, man würde mit einem kleinen Heer aus Zeitsoldaten auskommen?“

„Bist dahin wird noch etwas Zeit ins Land gehen, aber ich denke, der Leo wird das nicht mehr mitmachen müssen. Eigentlich schade. Den jungen Leuten wird etwas fehlen, und dem Heer auch. Denn, was die Offiziere nicht ganz begreifen ist, dass der Typus Wehrpflichtiger und Zeitsoldat nicht mit dem des Berufssoldaten zu vergleichen ist....“

„Wie soll ich das verstehen. Worin siehst Du den Unterschied?“

„Ein erheblicher Unterschied. Ein Berufssoldat ist im allgemeinen der Typus *Krieger* und der Zeitsoldat ein Verteidiger, er kann ein Fachmann sein, ein Abenteurer, in jedem Fall besitzt er den Restgehalt eines Intellektuellen...“

„Jan, was erzählst Du da? Was stellst Du Dir unter einem Krieger vor?“

Der Jan schaute, wie man sagt, etwas *bedröppelt* drein, so als wollte er sagen *...wie nur bringe ich es meinem Kinde bei...?*

„Ein Krieger, meine liebe Gerlinde, ist ein Krieger, ein Kämpfer, dem es um den Kampf geht, jemand, der nur wenig Skrupel kennt, ein Killer, wenn er meint, es müsse sein, ein Plünderer, wenn er mein, es sei gerechtfertigt, ein Vergewaltiger, wenn er meint, es diene der Sache. Ich weiß, das klingt ein bisschen schwarz/weiß.“

„Würde es genügen, wenn Du sagtest, die einen sind bereit, an die Front zu gehen, und die anderen begnügen sich mit der Verteidigung des Landes?“

„Oh, das ist schön ausgedrückt. Ja, das könnte man stehen lassen, ich meine, das könnte man der Öffentlichkeit zumuten. Akzeptiert. Aber Du sagst schon selbst, sie unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Lebenseinstellung völlig von einander. Bildung spielt schließlich auch noch eine Rolle. Man könnte ein Buch darüber schreiben.“

„Und was würdest Du vorschlagen für die Zukunft. Was ist Deine Meinung?“

„Ich würde gerne sehen, dass es so bleibt – aber verändert halt. So wie wir das schon mal hatten: Weniger Druck – mehr Freiwilligkeit.“

Was immer der Jan meinte, heute nähern wir uns diesem System, und mein Leo ist kurz davor, gerade noch oder nicht mehr „gezogen“ zu werden.

Unsere letzte Nacht, und wir wussten beide, dass sich das kaum wiederholen ließe, war eine besonders schöne, sanfte, zärtliche... .

Und später werde ich mich fragen, ob ich mir nicht doch gewünscht hätte, einmal genommen worden zu sein von einem Mann, der sich verhält, als wäre er gerade von der russischen Front nach Hause auf einen Kurzurlaub gekommen....., im Begriff, einen Sohn zu zeugen.....?

Abreise

Wir entkamen nur schwer dem gemeinsamen Lager an diesem Morgen; uns war zu Mute wie Leute, die sich vor dem Gang zum Schafott noch einmal küssen dürfen. Jan bereitete das Frühstück schleppend und unmutig, die sonstige Behändigkeit ging ihm heute vollkommen ab. Und das fast ohne Grund, denn er hatte einen Anruf von seinem *kleinen* Chef bekommen, wie er den Anrufer nannte, er möge sich bereithalten zurückzukommen, *es ginge bald los*.

Das Frühstück schmeckte auch nicht so köstlich wie sonst. Mir wurde einmal mehr bewusst, wie stark der Genuss eines Events von der jeweiligen Situation abhängen, und wie wenig man sie anderen Menschen erklären oder gar vermitteln kann.

„Wirst Du den Backofen noch in Betrieb nehmen?“

„Aber nein. Das Dach ist fast fertig. Danach muss der Backofen ein halbes Jahr aushärten, bevor man ihn vor-sich-tig in Betrieb nehmen kann. Ich habe für das Gewölbe reinen Kalkmörtel verwendet, der ist nicht wasserfest. Er härtet danach erst richtig über die Aufnahme von CO₂ aus den Abgasen aus. Es gibt nur noch Aufräumarbeiten zu verrichten, etwas Gartenarbeit – und in die werde ich mich morgen hinein stürzen.

Aber eigentlich könnte ich bald abreisen.

Bei einem letzten Besuch seiner Baustelle machte er mich auf ein Thermomter aufmerksam, dass in der Nähe des Ofentors angebracht war. Es hatte ein Skala bis 300 °C und der Fühler sei in das Gewölbe eingelassen.

Damit wolle er die Temperatur im Ofengewölbe kontrollieren, um so einen vorsichtigen Fahrbetrieb sicherzustellen. Bei den alten Öfen auf den Bauernhöfen, - er hatte mir einen solchen gezeigt, der zu dem nahe gelegenen Bauernhof-Museums gehörte, waren bei den Gewölbesteinen die Ecken abgeplatzt; es zeigten sich dem Betrachter nur die Steinspitzen. Eine Folge von Überhitzung, denn diese unbedarften Bauern hatten die Öfen durch Einlegen von riesigen Reisigbündel, sogenannte *fagots*, thermisch vollkommen überlastet, wie Jan erklärte.

*

Wir packten langsam meinen Wagen. Jan verbarg seine Traurigkeit und ich meinen *Schiss* vor dieser Fahrt. Schließlich ist eine Rückfahrt genau so unbekannt wie die Hinfahrt. Jan gab sich beschäftigt. Dann, beim Einsteigen, verweigerte er mir den Abschied, und einen Augenblick war ich – wie sagte man? Konsterniert?

Nein, sagte er, ich lass Dich so nicht fahren. Warte, bleib' stehen, ich hole meinen Wagen und fahre voraus. Nein, ja, das sei vielleicht nicht nötig, aber er würde keine Ruhe und kein gutes Gewissen finden. Also, wenigsten bis zu einer Stelle, an der ich dann ohne denken zu müssen den Weg fände. Ich willigte ohne Reklamation ein, irgendwie froh, geleitet zu werden. Und so fuhren wir bis zu der großen Brücke über das Wattenmeer.

Der Abschied fiel uns beiden nicht leicht – aber es half nichts!

<<Fahrt am Sonntag zurück>>, so hatte Jan empfohlen, <<da herrscht einigermaßen Ruhe auf den Straßen, wir sind ja außerhalb der Reisezeit. Und fahrt nicht abends durch die Schweiz, das ist furchtbar>>. Drei Spuren voller Ausflügler, die nach Hause an den Rösti-Herd wollen. Stock dunkel sei es, und kaum Abstand zwischen den Fahrzeugen hielten diese Idioten, von denen einige mit Tempo achtzig in der Mittelspur fahren. Sie scheinen der Polizei dank ihres Dämpfungseinflusses besonders gut zu gefallen.

Und in Baden-Württemberg hüte man sich vor Radaranlagen, diese kleinen giftigen Württemberger können zwar nur lachen, wenn sie hexen sehen, aber sie blitzen dich schon bei Tempo 58 auf der Bundesstraße am Ortsanfang. Diese modernen Wegelagerer verlangten dafür schon etwa 30 Mark.

<<Am besten ihr fahrt von Mulhouse über die Autobahn via Stuttgart nach München>>

Und dann erzählte er, dass ihm die Schweiz eigentlich so unangenehm sei wie dieses Amerika.

Warum das? Die beiden Länder seien sich in einem Punkt ähnlich: Sie empfänden wohl jeden Grenzgänger als Bedrohung ihres Wohlstandlandes und seien entsprechend abweisend. Dann erzählte er mir noch eine kleine Geschichte.

Er sei mit der Franziska an den Niagarafällen gewesen, auf der kanadischen Seite. Und da seien sie auf die Idee gekommen, sich die Fälle von der amerikanischen Seite ansehen zu wollen. Zu diesem Zweck musste man eine große Brücke überqueren, auf deren Mitte ein Hinweis stand, man betrete nun die USA. Mit viel Gottvertrauen und dem Reisepass seien sie weiter gegangen, bis zu dem Grenzhäuschen halt. Aber dort habe man ihnen klar gemacht, dass sie die USA bereits widerrechtlich betreten hätten, man sie eigentlich fest nehmen müsse, davon heute aber absehen wolle, sie aber nun staatsrechtlich ausweisen werde.

Nie wieder habe er dieses Land wieder betreten wollen.

*

Der Weg über die Brücke und bis zu dem kleinen malerischen Ort war mir halbwegs vertraut. Ich kam wohlbehalten an.

Marlene freute sich, denn Jean-Paul war inzwischen abgereist. Etwas plötzlich, fand Marlene, er habe ins Geschäft müssen, seine Leute hatten angerufen.

Sie waren glücklich miteinander gewesen.

Einen Tag verbrachten wir noch gemeinsam auf der Insel, dann machten wir uns auf den Weg nach München. Der Wunsch, meinen Wuschelkopf, meinen Leo, wieder in die Arme zu schließen, wuchs mit jedem Meter wie die Kraft eines Magneten.

Die Rückfahrt

Während der Fahrt zurück nach München betrachtete ich die Welt nun mit ganz anderen, eben mit den durch Jan geschärften Augen: Diese Nation, in der laut Umfragen zwei von drei Befragten Beamter werden will, diese kleinen giftigen Leute traf ich nun selber überall an: ob es die Autofahrer waren, die eher jemanden auf dem Zebrastreifen umgefahren hätten, als zu bremsen; die die ungeduldig überholen mussten, nur weil man etwas mehr Platz zum vorderen Wagen ließ. Besonders fiel mir auf, dass uns keiner, aber auch keiner in die Autoschlange einließ, als wir auf eine solche aus einer Nebenstraße kommend stießen. Und spätestens hier hatte für mich plötzlich eine ganze Nation *verschissen* – ich bitte für diesen Ausdruck um Entschuldigung, aber ich denke bereits über einen erklecklichen Zeitraum für eine angemessenere Beschreibung nach – ich finde keine, die meinen Unmut wieder zu geben in der Lage ist.

Von den von Mad-Max angehauchten Motorradfahrern will ich schon gar nicht mehr sprechen.

Dabei fällt mir das einzige Detail ein, das mir von der Rückreise als erwähnenswert erscheint. Wir hielten an der Autobahn-Raststätte Marchaux bei Besançon und machten Pause, um einen Tee zu trinken. Ich erbat mir einen schwarzen Tee von einem etwas ältlichen, dicklichen Herrn. Eigentlich war er nur ein Mann.

„Un thé noir, s.v.pl.“, bat ich.

„Thé noir?“, fragte er dümmlich drein schauend. **Thè noir?** Es gebe nur *thé noir*. Tee sei immer schwarzer Tee. Man muss wissen, dass andere Tee-Sorten *Tisane* heißen.

Man hörte eine Stimme aus der Küche. Der grobe Mann hob den Kopf, hatte er richtig gehört? Wahrscheinlich, denn er verließ diesen Ort und watschelte in Richtung dieser Stimme, von wo nun eine kleine mollige Frau angerollt kam, um seinen Platz einzunehmen. Sie fragte uns, was wir denn möchten.

Einen Tee hätten wir gerne, ja, eine Tasse vielleicht. „Thè? Quel thé? Thé noir? Ou quois..?“

Wir schauten uns an, fingen an zu lachen. Und die kleine mollige Frau fragte uns verwundert, warum wir denn da lachen müssten; und so erzählte Marlene ihr die Vorgeschichte.

„Also, wissen Sie,“ sie fand nur schwer zu einer Antwort, „Männer in diesem Alter, - die gehören eigentlich in die Küche...“

War das nun typisch französisch? Ich denke, wir haben aus früheren Zeiten aus Paris schon so viele Vorurteile ob dieser präventösen Kellner dort mit nach Hause gebracht, dass wir dieses hier streichen wollen. So etwas Ähnliches wird einem Franzosen auch in unserm schönen Bayern passieren können: <<Woss, nett guat eigschenkt? No so woss! I muaß Steiern zohl'n oof döss woas i nett ei'gschenkt hoabb....>> Na, wer sag'st denn?

Apropos Steuern! Das Thema Steuern auf Zinsen beschäftigte mich immer noch. Irgendetwas war nicht ausgeglichen, da stimmte etwas nicht.

Und auf den langen *Kerzengeraden der französischen Highways* fiel mir dann plötzlich etwas ein:

Der Jan machte einen Fehler, wenn er dachte, man würde die Nichtanmeldung von Zinsgewinnen als sein Recht zum Erhalt des Vermögenwertes betrachten können. Denn:

Derjenige, der sein Geld zum Zwecke der – wenngleich nur quantitativen – Zugewinns anlegt, handelt *unternehmerisch*. Sozusagen als ein Schmalspur-Sorros. Es scheint mir doch keine objektive Entschuldigung für ein Derartiges Verhalten geben.

Warte Jan, bis Du wieder in München bist!

Zurück in München

Marlene lud mich bei meiner Mutter ab und der Kleine kam mir mit einer Vehemenz entgegen, die er mir *so* noch nie gezeigt hatte. Ich hob ihn hoch, mich wundernd, dass er inzwischen so schwer geworden war. Er war stolz auf meine Bemerkung, größer geworden zu sein.

Zu Hause angekommen, erwartete mich eine Dusche. Was auch sonst. Hatte ich einen freundlichen Empfang erwartet? Ich war neben raus gegangen. Ich war sicher, der Horst wusste das.

„Gerlinde. Wir müssen uns aussprechen“, sagte er nach einer kurzen wie kühlen Begrüßung. Es brachte mich wieder auf den Boden des normalen Lebens zurück. Gestern noch traurig über das Ende eines Urlaubs, heute glücklich, meinen Leo wiederzusehen, und nun dies.

Wir aßen zu Abend in gedämpfter Stimmung, die sich auch auf den Jungen übertragen hatte. Und setzten uns nach Leos Bettgang zu einem Glas Rotwein zusammen.

„Gerlinde,“ die Stimme des Horst klang Bedeutung schwanger, „Du hast in Frankreich einen Mann besucht, er heißt Jan...“

„Woher weißt Du?“ Ob ich entsetzt war? Verwirrt? Wohl beides auf einmal.

„Das weiß *Mann* halt, wenn *Mann* klug ist. - Nein, Marlene hat nicht geplaudert, keine Angst. Die darfst Du behalten...“

Woher wusste er das nur? Ich werde es noch erfahren und es wird traurig werden.

Er erklärte mir sein gewisses Verständnis für meine unbefriedigende Situation, er sei schon arg mit sich und seinem Job beschäftigt. Die Jugendlichen fräßen ihn fast auf, und das Amt wolle immer noch mehr von ihm. Nein, er habe keine Geliebte, auch wenn es manchmal so scheine. Auch wenn seine Schwiegermutter das glaube, - aber die glaube eh alles Schlechte, was ihn betreffe.

„Du hast eine Detektei auf mich angesetzt?“

Ohne ein Zögern: „Ja. Ich wolle sicher sein, das es ist, was es ist. Ich werde davon keinen Gebrauch machen. Aber wenn Du willst, lassen wir uns scheiden. Ich wäre traurig, und ich möchte das eigentlich dem Jungen ersparen.“

Mein Gott, das war schon ein bisschen viel. Hätte ich gerne gehabt, dass er mich davor verschont hätte, vorerst wenigsten? Hätte ich es von ihm erwarten können? Nein, sagte ich, ich wolle mich nicht scheiden lassen, sofern er nicht darauf bestünde.

„Horst, es tut mir irgendwie Leid, das Ganze, aber das ist ein bisschen zu viel für jetzt, können wir das später besprechen, vielleicht morgen....?“

Am anderen Morgen rief ich Jan an und berichtete, dass ich gut nach Hause gekommen sei und konnte nicht an mich halten zu erzählen, was mir hier begegnet ist.

„Kannst Du Dir vorstellen, wie das abgelaufen sein soll?“

„Nun ja, kann ich mir das vorstellen. Der Jean-François war ein Detektiv – ganz einfach.“

„Hattest Du das vermutet? Schon damals?“

Vermutet sei zu viel, aber befürchtet habe er es schon. „Es gibt solche Einrichtungen, sie machen jede Drecksarbeit – für Geld.“

„Und warum hast Du nicht mit mir darüber gesprochen? Als es noch Zeit war?“

„Es gab keine Zeit. Du hast mich überfallen und jegliche Chance vertan. Es war wie ein Schuss aus dem Dunkeln. Und ob er nun mehr oder weniger Details weiter gegeben hat, das ist nicht wichtig. Aber – Gerlinde, was hättest Du mir denn geantwortet, wenn ich meinen Verdacht oder meine Befürchtung geäußert hätte – bei Deinem Gottvertrauen? Du hättest mich doch wahrscheinlich für verrückt erklärt? Auf jeden Fall wäre unser Zusammensein arg belastet gewesen.“

Ich möge mich doch damit abfinden und offen mit dem Horst reden. Aber bitte, fügte er hinzu, von keinem würde erwartet, dass er sich um Kopf und Kragen rede.

Und dann fügte er noch etwas an, um das ich ihn wahrlich nicht bitten würde: „Gerlinde, bitte, mach Dir erst einmal keine Sorgen, ich habe ein Budget für Dich zur Verfügung, ausreichend für eineinhalb Personen – wenn es nötig sein sollte.“

Das war vielleicht gut gemeint, aber er hatte sicher nicht bedacht, dass er mir gleich den zweiten Schock verpasste. Hätte er mir die Ehe angetragen, hätte ich das in dem Augenblick verstanden, aber aus heutiger Sicht, wäre der Schock nur etwas später eingetroffen.

Nein, das würde ich nicht wollen, sagte ich ihm, und dass wir schon noch sehen werden.

Ich kümmerte mich erst einmal um meinen Bub und lenkte mich damit ab. Er hatte von all diesen Problemen nur die etwas miese Stimmung mitbekommen. Bald wird er in die Schule kommen, und da gab es noch viel zu tun.

Später am Abend fanden wir uns dann zu dem Gespräch zusammen.

„Also, wollen wir uns aussprechen? Du liebst diesen Mann, ja? - Möchtest Du mit ihm zusammenleben?“

„Horst, nein. Dieser Mann ist vollkommen unschuldig. Er hat nicht gewusst, dass ich ihn besuche. Er hätte das auch nicht gewollt. Er hat mich weg zu schicken versucht, als ich dort ankam. Ich hatte ihn überfallen.“

Aber es ist schon so: ich mag ihn, ja sehr. Er ist viel älter als wir, das wirst Du dann ja wissen. Und er hat auch überhaupt keine Absichten. Er ist gut versorgt...“

„...ich weiß auch das.“

„Schön. Was willst Du noch wissen?“

„Was Du zu tun gedenkst? Ich kann mit einer Frau nicht leben, die aus dem Bett eines anderen kommt.“

Er ging zur Speisekammer, holte dort eine neue Flasche Rotwein und entkorkte sie. Er stellte zwei Becher auf und schenkte ein. Er führte den Becher an den Mund mit nur einem Kopfnicken als Andeutung zur Aufforderung auch zu trinken.

„Ich komme nicht aus anderen Betten. Ich habe diesen Mann kennen gelernt durch Zufall im Geschäft, er hat nicht gewusst, dass ich verheiratet bin – wir tragen ja keine Ringe. Er hat mich

beeindruckt, er hat wie ein großer Bruder auf mich gewirkt – und er hat mir etwas Beachtung geschenkt, die mir hier so fehlt...“

„...Du hast einen Sohn.“ Seine Bemerkung war schon etwas aufdringlich.

„Horst, Du kannst doch nicht sagen, ich mache meiner Frau eins, zwei, drei Kinder, und dann braucht sie mich nicht mehr. Das kann es doch nicht sein!“

„Nein,“ räumte er ein, „das kann es nicht. Aber so geht es auch nicht.“

Er kümmerte sich im allgemeinen liebevoll um den Kleinen, verbrachte viel von der wenigen Freizeit mit ihm – aber seine Frau schien er vergessen zu haben.

„Wir haben vor dem Urlaub gelegentlich in der Rieger-Passage gesessen und ein Glas Wein getrunken, er war ausgesprochen unterhaltsam. Ja, ich gebe zu, es war ein Tages-*Highlight* einmal die Woche für mich.“

Ich merkte, wir vermieden beide, das Thema Intimität anzusprechen. Ich wunderte mich zuerst, doch dann begriff ich, er will keine Verkomplizierung und eine Trennung auch nicht. Er hat davor soviel Angst wie ich. Den Partner zu verlieren und den Sohn dazu – denn, selbst wenn er das Sorgerecht hätte, es wäre ja ein Pyrrhussieg-Sieg: Ein Kind ohne seine Mutter? Ein Sohn ohne seine Mutter? Wie hätte Jan gesagt?: Ist eine ganz arme Sau. - Pardon, Jan.

„Und noch einmal, bitte, was willst Du tun?“

„Gar nichts. Wenn Du Dich scheiden lassen willst, dann tue das. Wenn Du darauf bestehst, werde ich diesen Mann nicht wiedersehen. Aber dann wirst Du eine Tod unglückliche Frau haben. Wenn Du erlaubst, werde ich diesen Mann als einen guten Freund betrachten, ihn gelegentlich sehen. Es wird nichts passieren zwischen uns.“

Er sah streng aus, aber ich kannte ihn genug, um zu wissen, es geht ihm gar nicht gut. Vielleicht hatte er die gleiche Natur wie sein Sohn, und jemand hatte es ihm abgewöhnt, locker damit umzugehen. Hatte ihn verhärtet, hatte verhindert, dass er losweint. Ich glaube, Jan hätte schon wieder mal *nichts mehr gesehen*.

Er schnaubte mit den Lippen wie ein Pferd: „Das ist alles ein bisschen viel für mich. Ich werde mir das überlegen. Wir sprechen morgen darüber? – ist das in Ordnung?“ - Und dann fügte er hinzu: „Ich habe gelitten in dieser Zeit.“

Ja, das hatte ich befürchtet, geahnt, aber wissen hatte ich es nicht wollen. Aber wenigstens hatte er einmal seine Flanke dargeboten.

„Du wirst bitte Marlene nichts darüber erzählen, ja?“

„Nein, das werde ich nicht, ich werde sie damit nicht belasten.“

„Hat sie gewusst, dass Du diesen Jan besuchen wirst, als ihr hier abgefahren seid?“

Auf diese Frage hatte ich seit gestern Abend gewartet, wie ich sie gleichsam gefürchtet hatte, denn nach allem Ermessen musste sie ja kommen. Ich hatte hin und her überlegt. Es gab keine andere Antwort als:

„Ja, das hat sie, aber sie wusste nicht, dass ich dort übernachten werde. Das hat sich so ergeben. Marlene hat gleich jemanden kennen gelernt, für den sie Feuer und Flamme war, sie haben mir tatsächlich gesagt, ich solle dort bleiben, ich würde sie nur stören.

Das war wahrscheinlich Dein Detektiv. Ohne ihn wäre ich wohl umgehend wieder zurückgefahren.“

„Jetzt bekomme ich auch noch die Schuld für Deinen Seitensprung?“

Die Situation entspannte sich etwas.

„Wenn ich das so dem Scheidungsrichter erzähle, musst Du noch einen Hunderter drauflegen“, versuchte ich zu scherzen. Aber das war nicht so gut. Das war Übermut an der falschen Stelle. Der

Wein war mir schneller ins Blut gegangen als ich es gewohnt war – nach all' den Übungen dort - im Land der Franken. Aber Abschied, Rückreise, Wiedersehen, alles Stresssituationen, die ein bisschen Wein gleich stärker wirken lassen als bei einer Urlaubsstimmung.

Kontakt Franziska (3)

„Ich bin froh, dass er sein Leben gelebt hat und auch, dass ich ihn nicht daran gehindert habe. Heute mehr denn je.“

Heute mehr denn je...?, das war nicht daher gesagt. Das war Absicht. Und mit einem mal wusste ich, was sie damit sagen wollte. Wenn er im Krankenhaus lag und sie sich in München aufhielt, dann passte da etwas zusammen. Es ging mir wie ein Stich durch Mark und Bein, wie Jan sich ausgedrückt hätte.

„Jan liegt in Planegg?“

Etwas erstaunt schaute die Franziska schon drein, aber so sonderlich schien sie das nicht zu überraschen: „Ja“, antwortete sie nur kurz. Wir mussten keine Worte darüber wechseln, jeder von uns wusste, was der andere nun sagen könnte.

Planegg, das ist die urologische Klinik im Westen der Stadt. Wer dort behandelt wurde, der ging entweder nach drei Tagen erleichtert nach Hause oder er lag drei bis vier Wochen dort und hatte eine der schwereren Operationen hinter sich.

Ich nickte auch. Diesen lebensfrohen Mann in dieser Verfassung zu wissen, das betrückte mich schon sehr. Ich murmelte wohl etwas von *dass es mir Leid tue* und ähnlich Unbeholfenes, das sich in solch einer Situation ungefragt anbietet.

„Sie bestellen ihm bitte alles Gute von mir – falls Sie es ihm denn sagen wollen, dass Sie mich getroffen haben.“

„Aber ja, das werde ich. Ich bin sicher, er wird sich freuen. Sie müssen mir noch sagen, wie es ihrem Sohn geht, *seinem* Leo.“

Seinem Leo!? Also auch das hatte er mit ihr durchgesprochen, ihr gestanden oder auch nur erzählt. Hätte ich es nicht vorher schon begriffen, wäre ich nun sehr erstaunt gewesen. Ein Ehepaar ist ein Ehepaar usw., hatte jemand gesagt, der es wissen musste, und eine Liebschaft ist eine Liebschaft usw., eben – nur eine Liebschaft. Chabrol hat uns das schon gelehrt.

„Oh ja,“ sagte ich, „dem geht es gut. Er ist fleißig in der Schule, macht Sport, und langsam entdeckt er auch die Mädchen. Er steckt gerade mitten in der Pubertät. Jetzt kann es etwas schwierig werden für ihn – aber auch für uns.“

Für uns. Franziska hatte aufgehört, vernehmlich. Vielleicht war ihr diese Aussage ebenso wichtig wie die über *unseren* Leo.

Leo und die Mädchen. Seltsam, bisher hatte er sie kaum bemerkt. War verrückt nach Freunden, tat alles für sie, war ein echter Kumpel. Sie hockten zusammen, diskutierten über Gott und die Welt. Lernen - ja schon, aber ein Computerspiel, das ihm der Vater so ab und an einräumte, war jedenfalls wichtiger als Mädchen. Und Jan hatte immer mal wieder gefragt, was dem Jungen denn die Mädchen bedeuten. Er selber sei in jedem Alter verrückt nach ihnen gewesen – auch wenn man es ihm nicht angemerkt habe.

Ja, unser Wuschelkopf, der Leo, ich hätte ihn beinahe vergessen. Jan war ja ganz wild auf diesen Buben; er hatte ihn faktisch adoptiert – seltsam, er hatte ihn nie *wirklich* kennen gelernt. Einmal hatten wir uns, wie von Jan angeregt, in der Stadt getroffen. Ich kam mit ihm vom Geigenunterricht. Jan und ich hatten uns dann benommen wie Leute, die sich halt in Cafés zufällig treffen. Jan hatte dem Leo ein Eis angeboten, aber dieser lehnte freundlich ab. Nein, Eis möge er nicht. Und ich dachte, kann das wahr sein? Ich selber hätte von einem Fremden auch nichts um alles in der Welt

angenommen. Und seine Geige, fragte Jan, was er darauf spiele. Ach, er lerne noch, er spiele noch keine Stücke – aber bald vielleicht schon. Jan kam über ein bisschen Geplänkel nicht hinaus. War wohl auch etwas enttäuscht. Nicht dass der Junge sich sichtlich sperrte, aber er ließ auch keinen merklich an sich heran.

Kaum waren wir hinausgegangen, erstaunte mich eine Frage, die der Leo mir stellte: „Mama, sehen wir diesen Mann nie wieder, - der war doch sehr nett – oder?“ Etwas weh war mir schon um's Herz herum. Und heute, wenn ich diese Zeilen schreibe, fürchte ich, ich könnte die Sicht auf die Tasten verlieren.

Ich erzählte das dem Jan später, ohne mir etwas dabei zu denken – oder doch? War ich so perfide im Grunde meines Herzens? Hatte ich sehen sollen, was ich damit anrichte? Hatte ich Jan testen wollen?

Jedenfalls, der Jan bekam ein steinernes Gesicht, und wenn ihm nur eine Träne und nicht ein ganzer Sturzbach durch die Augen rauschte, dann war das der Umgebung zu verdanken, oder um vielleicht doch einmal diesen blöden Begriff *geschuldet* zu verwenden. „Ja“, hatte er geantwortet, „das geschieht mir ja recht....!“

Manchmal hatte sich ein Anflug von Angst bei mir eingestellt, er könne sich mehr für den Buben interessieren als für mich. Man hört immer mal wieder von solchen hinterlistigen Männern, die den großen Liebhaber markieren und dann hinter den Kindern her sind.

Und seine Aussage, er habe sich schon als kleiner Junge für Märchen interessiert, besonders dafür, was sie denn da Geheimnisvolles unterm Rock haben mögen, dem bin ich immer mit einer gewissen Skepsis begegnet. Er hatte das gemerkt und bedeutete mir, ich möge keine Angst haben, *Männlichkeit* als solche habe etwas abweisendes für ihn. Dennoch, ein Irrer kann sagen was er will, er bleibt ein Irrer – und man sieht es ihm nicht an. Erst mein Aufenthalt in Frankreich und seine dort gezeigte virile Art konnte mich beruhigen.

Wir hatten dann über die verschiedenen Begriffe von Liebe diskutiert, und er beklagte die Piefigkeit der Menschen, hinter dem Wort *Liebe* nur und sofort die Sexualität zu sehen: „Aber einen adäquaten Begriff sind diese Arschlöcher nicht im Stande zu prägen,“ hatte er sich ereifert. Es läge vielleicht an diesen Pfaffen, die mit dem Begriff Liebe überhaupt nichts anzufangen wüssten. Wenn diese von Liebe sprächen, dann meinten sie wohl, von der Liebe zu ihrem selbst erfundenen übersinnlichen Wesen predigen zu müssen, da für sie wohl die Inanspruchnahme von Liebe zwischen den Menschen keine oder wenig Bedeutung habe.

Ich habe später dann mit einem Freund, einem Psychologen, darüber gesprochen, der mich aber beruhigte: „Männer können sich tatsächlich vollkommen vernarren in kleine Buben.“

Das sei so. Zum Teil sei das Projektion, die eigene Zerbrechlichkeit in diesem Alter und zum Teil auch der Mangel an eigenen Kindern, besonders an den sogenannten Stammhaltern. Kein Mensch wisse so richtig, was da psychisch ablaufe. Und Päderastie laufe zwar auch auf dieser Schiene, setze aber ein sexuelle Abartigkeit voraus. Aber richtig sei schon, dass man das nur schwer entdecken könne, wie aber auch alle anderen Abweichungen von der gewünschten Norm.

Interessant sei die Geschichte um die homo-erotischen Neigungen des Thomas Mann. Diese Zeit scheine ihm moralisch so verkorkst gewesen zu sein – auch durch diese blöden Thesen des Freud, dass ein Thomas Mann seine ganz normal Liebe zu schönen Menschen selber mit Homo-sexualität verwechselt und sich als abartig empfunden habe.

Es gäbe da noch viel Aufräumarbeit zu leisten.

Herr im Himmel, morgen werde ich mir eine Bild-Zeitung kaufen, und mehr will ich gar nicht mehr wissen!

Aber zurück zu dem Gespräch mit der Franziska.

„Das freut mich zu hören,“ sagte Franziska, „wissen Sie, die Fotos von Ihnen und ihrem Sohn stehen immer noch in der Vitrine, und er sieht sie immer noch gerne an“, sie machte eine kleine Pause um dann hinzuzufügen: „ich hoffe....“, ohne den Satz zu vollenden.

Das - hatte ich nun nicht erwartet, und diese Aussage traf mich wie ein Hammer auf den Kopf.

„Ich weiß um sein Bemühen um den Leo“, sagte ich, „aber so ernst habe ich das nie genommen. Ich habe mir das auch nicht so vorstellen können – bei den Alltags-Problemen, die eine Mutter mit ihrem Sohn hat. Sagen Sie, Franziska, wie haben sie den Jan kennengelernt?“

Ich kannte die Erzählung aus Jan's Munde, aber es interessierte mich ihre Version. Weiß man doch, wie interessant zwei Versionen einer Begebenheit oder Beziehung sein können.

„Als Jan und ich uns kennen lernten, d.h. uns privat nah kamen; er hat Ihnen vielleicht davon erzählt, da war mein Sohn gerade mal drei oder vier Jahre alt. Ich war verheiratet oder lebte in Scheidung, und Jan wanderte aus. Er hatte mir nichts versprochen, und es wäre nicht recht gewesen, ihn irgendetwas versprechen zu lassen.“ Sie trank einen Schluck Kaffee und fuhr fort.

„Er ging ja nach Brasilien. Und die Beziehung schief ein. Ich hatte mich von meinem Mann getrennt, ohne das Verhältnis ganz zu kippen, wir trafen uns ab und zu.

Als Jan dann nach zwei Jahren zurück kam, die alte Firma aufsuchte und auch einen Job bekam, da erwachte in mir eine alte Sympathie, die ich für ihn hegte. Er war ungebunden geblieben. Ich freute mich sehr, ihn wieder zu sehen; wie ein verlorener Sohn kam er mir vor. Und ein bisschen mager auch. Er merkte das und schien auch nicht abgeneigt, unsere Freundschaft wieder aufzunehmen. Es war ein bisschen paradox, aber es war gerade mein Ex-Mann, der uns vermittelte – ohne es zu ahnen. Die beiden waren ja irgendwie befreundet gewesen.“

Aha, so war das also. Er hatte mir solche Details nicht genannt.

„Er kam zu mir nach Hause und blieb manchmal über Nacht. Er spielte abends mit dem Jungen, der ja mittlerweile sechs Jahre alt war oder so ähnlich; oder er las ihm etwas vor und versuchte, eine Beziehung zu dem Jungen aufzubauen. Jan kaufte ihm Spielzeug, Wissen Sie, solche Baukästen, aus denen man alles Mögliche bauen kann. Wunderschöne Sachen. Aber mein Sohn ging inzwischen in einen Musikverein, lernte, spielte Flöte, und das war seine kleine heile Welt. Da konnte ihm keiner von uns *was erzählen*. Baukästen waren wohl nicht so sehr seine Sache. Und diese Enttäuschung über den Unterschied zwischen den beiden Männern ist noch heute Thema. Sie fanden einfach nicht zusammen.

Ich war in der Zwischenzeit in das Haus meiner Mutter gezogen, und der Junge zog sich oft zu der alten Frau zurück, so als habe er Angst vor dem Jan. Nun, die alte Frau passte auf ihn auf, versorgte ihn, wie hätte ich es sonst machen sollen?“

Ich glaube, hier stand ich am Wendepunkt meiner Erkenntnis. Ich spürte die Nähe des Unheils ohne bewusst zu wissen warum. Und sie lieferte ja schon den Hinweis dazu.

„Jan hatte mir schon ziemlich früh erklärt, dass er noch einmal auswandern wolle,“ fuhr sie fort, „nach Kanada, das habe er sich in den Kopf gesetzt, ohne diese Erfahrung mochte er nicht leben. Er war ein *out door* Mann, damals, er wollte fischen, auf die Jagd gehen, alles was man hier nicht machen kann – ohne großen Aufwand zu treiben. Zuerst habe ich das nicht glauben können. Wer gibt schon freiwillig einen Job auf, wie er ihn hatte. Das Projekt, an dem er arbeitete machte ihm viel Spaß, forderte ihn auch. Und als er mir dann sagte, er habe konkrete Pläne für Montreal, war ich entsetzt. Er versuchte mich zu beruhigen, es sei nur für eine Weile, und er werde prüfen, wie die Situation für mich sei, und ob ich vielleicht nach kommen wolle.

Das war alles zu viel für mich. Eine Kollegin war ausgeschieden und ich war zur Abteilungsleiterin avanciert; ich war froh, einen Job zu haben, mich und meinen Sohn versorgen zu können. Die Mutter profitierte auch ein wenig davon.

Jan bemerkte meinen Verdruss, mein Unverständnis, meinen Wunsch, mit ihm zusammen leben zu wollen, meine Sorge, ihn nicht wieder zu sehen. Er habe sich das so nicht vorstellen können, gestand er mir, er habe das viel lockerer genommen – bis jetzt. Aber jetzt mache ihn sein Entschluss traurig. Und man merkte ihm das sofort an. Er trug immer seine Seele im Gesicht. Zu Beginn unserer Bekanntschaft dachte ich noch, er spielt mit seiner Umgebung. Aber das stimmte nicht. Sein

Verhalten danach entsprach immer seinem äußerlichen Seelenzustand. Ja, und dann sagte er einen Satz, den ich als den bedeutendsten in meinem Leben empfinde. Er nahm mich in den Arm und sagte: „Franziska, gib mir eine etwas längere Leine, und ich verspreche Dir, dass wir alt miteinander werden – wenn Du willst.“

Ich hätte es früher merken müssen. Es gibt Frauen, die ihrem Mann keine Chance auf eine Befreiung geben, auf eine Trennung – niemals; es sei denn um den Preis der Selbstzerstörung. Eine 1000-Watt Erleuchtung, wie Jan sich einmal ausgedrückt hatte, überkam mich in diesem Augenblick. Das war es wohl, was er mir hatte sagen wollte aber nie gesagt hatte.

Er hatte sich verpflichtet, ihr auf seine Weise treu zu sein; er erbat sich eine längere Leine aber nicht seine Freiheit. Und – war dann an seiner eigenen Leine gefesselt: Ein Versprechen so kostbar wie ein Schwur.

„War das nicht eher eine Demütigung für Sie, Franziska? Ich meine, die Einseitigkeit, die dieses Spiel in sich barg?“

„Nein, ich war etwas perplex, auf der anderen Seite war mir die Sicherheit, die er mir bot, etwas wert, vielleicht viel wert. Es dämpfte meine Traurigkeit, die Angst, ihn zu verlieren. Aber Sie haben sicher Recht. Später habe ich einmal gefragt: 'Sag Jan. Würdest Du mir die gleichen Freiheiten einräumen?'

Ich weiß, es war ein gefährlicher Test. Und er sagte: <<Ja, natürlich. Ich werde Dich nie fragen, ob etwas war, ich würde es spüren, und gehen. So, wie Du es solltest, wenn Du es spüren solltest.>>

Eigenartig. Und doch, ist es nicht das, was eigentlich zählt?

Franziska erzählte weiter: „Ja, dann kam der Tag, an dem ich ihn zum Bahnhof fuhr. Er wollte nach Paris, seinen Freund besuchen, und von dort aus mit Air France nach Montreal. Es war ganz seltsam. Er stieg in mein Auto und ich fuhr ihn, obwohl er sonst immer das Steuer übernahm, weil ich es auch so wollte. Aber an diesem Tag nicht. Ich war ganz ruhig geworden. Ich hatte meinen kleinen Sohn und auch meine Mutter, meine Arbeit, meine Kollegen usw. und auch sein Versprechen. Am Bahnhof angekommen, ich parkte den Wagen, wir stiegen aus, und wir trafen uns an der Heckklappe, um den Koffer herauszunehmen, da sehe ich: er hätte gar nicht fahren können. Er hatte derart Tränen in den Augen, dass er gar nichts hätte sehen können.

Und in dem ersten Brief, den ich erhielt, gestand er mir, dass er bis Stuttgart auch nichts habe sehen können.“